



Erika Hebeisen, Peter Niederhäuser, Regula Schmid (Hg.)

KRIEGS- UND KRISENZEIT

Zürich während des Ersten Weltkriegs

CHRONOS

Der «grosse Krieg» von 1914–1918 markiert eine Zeitenwende und den blutigen Auftakt der Moderne. Die Erinnerung an das mit Not und Leid verbundene Geschehen prägt die europäische Geschichte und steht 2014 im Zentrum von Gedenkveranstaltungen. Die Schweiz und der Kanton Zürich waren zwar militärisch nicht involviert, indirekt aber sehr wohl vom Krieg und seinen Auswirkungen betroffen. Aktivdienst und Rationierungsmassnahmen, soziale Unruhen und die Betreuung von Flüchtlingen und Internierten bestimmten den Alltag in Zürich.

Das Gewicht dieser Zeit kontrastiert in der Schweiz mit dem bescheidenen historischen Wissen über die eigenen Verhältnisse während des Ersten Weltkriegs. Diese nehmen in Geschichtsbüchern nur wenig Raum ein. Das vorliegende Buch greift die Erinnerung an die Kriegsjahre auf und fragt nach deren Bedeutung für die Stadt und den Kanton Zürich. Die 18 Beiträge werfen einen regionalgeschichtlichen Blick auf Wirtschaft, Alltag, Militär, Kultur sowie auf das Gedenken daran. Dabei schlagen sie eine Brücke von der europäischen Kriegs- zur Krisengeschichte im Raum Zürich.

Mit Beiträgen von

Nicole Billeter, Thomas Buomberger, Renato Esseiva, Hans Rudolf Fuhrer, Adrian Gerber, Roland Gysin, Erika Hebeisen, Rahel Herber, Jochen Hesse, Karin Huser, Rudolf Jaun, Adrian Knoepfli, Eva Maeder, Carlo Moos, Thomas Neukom, Peter Niederhäuser, Regula Schmid, Tobias Straumann, Heidi Witzig



Die Publikation wurde ermöglicht durch die grosszügige Unterstützung folgender Stiftungen:

Familien-Vontobel-Stiftung
Baugarten Stiftung
Stiftung für abendländische Ethik und Kultur
Zürcherische Winkelriedstiftung
Egon-und-Ingrid-Hug-Stiftung

Informationen zum Verlagsprogramm:

www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild:

Bewachungstruppen am Hauptbahnhof Zürich während des Ersten Weltkriegs

(BAR E27#1000721#14095#143)

© 2014 Chronos Verlag, Zürich

ISBN 978-3-0340-1221-8

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

7 Kriegs- und Krisenzeit – zur Einleitung

Erika Hebeisen, Peter Niederhäuser, Regula Schmid

11 Zürich im Ersten Weltkrieg – eine Annäherung in Bildern

Eva Maeder

Krieg und Wirtschaft

29 Zürcher Grossunternehmen im Ersten Weltkrieg

Tobias Straumann

37 Mit Kaninchenzucht gegen den Hunger. Winterthur im Ersten Weltkrieg

Adrian Knoepfli

49 Kriegserinnerungen: Der Rückblick eines Winterthurer Fabrikanten

Peter Niederhäuser

Krieg und Alltag

65 Zürich bei Kriegsbeginn 1914: Erwartungen, Reaktionen und Folgen

Rahel Herber

75 Alltagsleben und Alltagserleben während des Ersten Weltkriegs. Frauen und Männer der Mittel- und Oberschicht im Zürcher Oberland

Heidi Witzig

87 Ruhe im Krieg – Unsicherheit danach: Die Situation an der Landesgrenze in Rafz

Thomas Neukom

99 Eine Winterthurer Philanthropin: Julie Bikle (1871-1962) und ihre Ermittlungsstelle für Vermisste (1914-1919)
Renato Esseiva

109 «Und wir möchten helfen». Die Internierung verletzter Soldaten und Offiziere
Roland Gysin

Krieg und Kultur

121 Alles nur nicht feldgrau. Schriftstellerinnen und Schriftsteller in der Zürcher Emigration
Nicole Billeter

131 Die Schrecken des Krieges: Die künstlerische Bearbeitung von Krieg durch Gregor Rabinovitch (1884-1958)
Jochen Hesse

147 Das Kino während des Ersten Weltkriegs und die Ambivalenzen der Filmpropaganda
Adrian Gerber

Krieg und Klassenkampf

161 «Die Meuterei an der Flüela» und ihr Einfluss auf die Generalwahl 1914
Hans Rudolf Fuhrer

173 Klassenkampf versus Hurratriotismus: Die Zürcher Linken im Dilemma
Karin Huser

185 Militärgewalt und das «revolutionäre» Gravitationszentrum Zürich 1917-1918
Rudolf Jaun

199 Von der Hauptprobe zum Landesstreik. Der Zürcher Generalstreik vom 9. November 1918 und seine Folgen
Thomas Buomberger

Konsequenzen und Erinnerungen

213 Wie schafft man Frieden? Leonhard Ragaz im Kontext des Ersten Weltkriegs
Carlo Moos

223 En témoignage – Denkmäler zum Ersten Weltkrieg im Kanton Zürich
Regula Schmid

237 Autorinnen und Autoren

Kriegs- und Krisenzeit – zur Einleitung

Ende Juli 1914 wurden die Schlagzeilen der Zürcher Zeitungen grösser und fetter. Was nach der Ermordung des österreichischen Kronprinzen am 28. Juni in Sarajevo für die meisten Kommentatoren noch undenkbar gewesen war, trat tatsächlich ein: die Mächte Europas rüsteten zum Krieg. Am 31. Juli ordnete der Schweizerische Bundesrat die Pikettstellung der Armee an. Kurz darauf verkündeten in allen Gemeinden Plakate die allgemeine Mobilmachung auf den 3. August 1914. Am gleichen Tag wählte der Bundesrat einen General, den 66-jährigen Korpskommandanten Ulrich Wille aus Meilen am Zürichsee.

Die Mobilmachung bedeutete einen Eingriff in jede Familie und war eine emotionale Erfahrung für alle. Sie bot aber auch ein öffentliches Spektakel, das sich vom bisherigen Leben absetzte. Einschneidende Konsequenzen hatte der Kriegsausbruch insbesondere für die ausländische Bevölkerung. Gerade Zürich erlebte einen Exodus von Reichsdeutschen, die zu Tausenden in ihre Herkunftsländer zurückkehrten.

Während den vier langen Kriegsjahren veränderte sich das Leben der Bewohnerinnen und Bewohner von Stadt und Landschaft Zürich nachhaltig. Der Wandel zeigte sich auch im Strassenbild. Der höhere Anteil an älteren Männern und Frauen oder an Uniformierten fiel auf. Mehr Fuhrwerke zirkulierten, die Kleider einfa-

cher Leute wurden immer schäbiger, und vor Fürsorgeeinrichtungen bildeten sich Schlangen, weil sich die Konsumentenpreise verdoppelten und es immer offensichtlich an Nahrungsmitteln und Rohstoffen fehlte. Während sich die mobilisierten Männer schlagartig in einem uniformen Soldatenleben wiederfanden, hatten viele Frauen zusätzliche Aufgaben zu Hause zu übernehmen. Denjenigen Frauen, die nicht um das tägliche Brot ihrer Familien zu kämpfen hatten, eröffnete die Absenz der Männer neue Handlungsspielräume. Viele konnten sich allerdings nur knapp über Wasser halten; es fehlte der Männerlohn, und die Soldaten erhielten noch keinen Erwerbsersatz.

Zahlreiche private Initiativen und öffentliche Institutionen versuchten die grösste Not zu lindern. Während der letzten beiden Kriegsjahre war rund ein Sechstel der städtischen Bevölkerung auf Unterstützung angewiesen. Bedürftige Soldaten konnten auf Fürsorgekassen ihrer Einheiten zurückgreifen, die sich über den Verkauf von Soldatenmarken finanzierten. Insbesondere in Zürich waren auch deutsche und französische Hilfsvereine aktiv. Die deutschen unterstützten in erster Linie die zurückgebliebenen Angehörigen von Kriegsteilnehmern, die französischen kümmerten sich vor allem um Internierte und ihre im Verlauf der Repatriierungsaktionen durchreisenden Landsleute.

Schon früh begegnete die Zürcher Bevölkerung jenen, welchen der Krieg alles genommen hatte. Vertriebene Zivilisten und verwundete Soldaten trafen ab September 1914 täglich im Hauptbahnhof Zürich ein. Einige 100 internierte Soldaten aus Krieg führenden Ländern kamen in der Stadt Zürich in Privathaushalten oder in Pensionen unter, die Mehrheit jedoch wurde anstelle der ausbleibenden Touristen in Hotels im Berner Oberland, in der Zentralschweiz und in Graubünden einquartiert. Neben der kantonalen Sektion des Roten Kreuzes kümmerten sich Vereine und Private um die Durchreisenden. In Winterthur baute zum Beispiel Julie Bikle ihre «Ermittlungsstelle für Vermisste» auf.

Auf oft verschlungenen Wegen fanden Flüchtlinge, Weltrevolutionäre sowie Emigrantinnen und Emigranten nach Zürich, darunter viele Kunstschaffende, die hier ihre publizistische und künstlerische Tätigkeit weiterführten. Einige von ihnen engagierten sich für den Frieden. Die meisten verliessen Zürich nach dem Krieg wieder, im Unterschied etwa zu dem aus Russland stammen-

den Maler Gregor Rabinovitch, der beim Kriegsausbruch in Genf strandete, nach Zürich kam und hier seine aufrüttelnden Bilder zu den «Schrecken des Krieges» veröffentlichte.

Auch die indirekte Kriegserfahrung konnte das Leben im Kanton Zürich verändern. Einige Zürcherinnen und Zürcher hatten kriegsbedingte persönliche Verluste zu beklagen, beispielsweise weil ein Freund oder Verwandter im Dienst der noch jungen Luftwaffe abstürzte. Zahlreiche in Zürich lebende ausländische Familien verloren zudem Angehörige auf den europäischen Schlachtfeldern. Die weitaus meisten Toten, überdurchschnittlich häufig junge Soldaten, forderte in der Schweiz jedoch die Spanische Grippe 1918 und 1919.

Im Lauf des Kriegs paarte sich soziale Not mit politischer Unzufriedenheit. Arbeiterinnen und Arbeiter trugen ihre Forderungen vermehrt auf die Strasse. Mit den Novemberunruhen 1917 nahm eine breite Öffentlichkeit Zürich als linkes Gravitationszentrum wahr. Gleichzeitig markierte ab diesem Zeitpunkt das Militär Präsenz in der Stadt. Zwischen linker Agitation und bürgerlicher Revolutionsangst brachte der militärische Aufmarsch schliesslich den auf den 12. November 1918 angesetzten Generalstreik innert dreier Tage zum Ersticken.

Während der Kriegsjahre waren die Zeitungen voller Berichte aus den Kriegsgebieten über Schlachten und Diplomatie sowie aus der Schweiz über bundesrätliche Verhandlungen, militärische Übungen und anarchistische Verschwörungen. Sie beklagten den Schwund an Touristen und notierten die steigenden Lebensmittelpreise, versprachen daneben kleine Fluchten aus dem grauer werdenden Alltag. Inserate warben etwa für einen Besuch im eben erst erbauten Luxuskino «Orient» beim Zürcher Hauptbahnhof, in dem 1917 der kontrovers aufgenommene deutsche Kriegsfilm «Graf Dohna und seine Möwe» gezeigt wurde. Für leichtere Unterhaltung sorgten Filme wie beispielsweise «Der Bergführer», in welchem Leny Bider, die Schwester des Chefpiloten der Schweizer Luftwaffe, mit dem ersten Kuss der schweizerischen Filmgeschichte zum Star avancierte.

Die Schweiz blieb als neutrales Land inmitten eines massiv zerstörten Europas vom Krieg verschont. Dies ermöglichte es Firmen, gerade im Finanzsektor, ab den 1920er-Jahren ihre Position in Europa zu verbessern. Die Stadt Zürich wurde nach dem Ersten Weltkrieg zum Fi-

nanzzentrum, das sie bis heute ist. Der Kontrast zu den geschundenen Landstriche der Nachbarländer und dem drückenden Elend ihrer Bevölkerungen machte die Unversehrtheit der Schweiz umso augenfälliger. Neutralität und humanitäre Tradition liessen die Schweiz und die Stadt Zürich zusätzlich zum offensichtlichen Entstehungsort für Friedensforderungen werden.

Das Jahr 2014 wird zahlreiche Gedenkanklässe und andere Formen der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg bringen. Auch wenn die Schweiz kein Krieg führender Staat war, brachte das Kriegsgeschehen unserem Land und dem Grossraum Zürich zahlreiche Einschränkungen und Herausforderungen. Im Wissen um die Kriegsoffer der umliegenden Länder greift die Rede von einer «Schweiz im Krieg» allerdings zu kurz. Zweifellos war unser Land in ganz unterschiedlicher Weise in das Kriegsgeschehen einbezogen. Die Geschichte der «Schweiz während des Kriegs» ist aber bestenfalls ansatzweise erforscht. Die Antiquarische Gesellschaft in Zürich nimmt die Rückschau zum Anlass, unter dem Titel «Kriegs- und Krisenzeit» und mit Blick auf die Region Zürich verschiedene Aspekte – von der Kultur über die Wirtschafts- bis hin zur Militärgeschichte – aufzugreifen und in der Form eines Sammelbands vorzustellen.

Der hier aufgespannte Themenfächer will einen ersten Eindruck dieser vielstimmigen und vielgestaltigen Geschichte vermitteln. Der Erste Weltkrieg wird aus der Perspektive einzelner Menschen und Personengruppen dargestellt, die in der Stadt und im Kanton Zürich die Kriegsjahre in unterschiedlichen Lebenslagen und sozialen Positionen erlebten: der im Dienst der Vermissten stehenden Geschäftsfrau, des Generals oder eines Friedensdenkers, von Fabrikanten und Künstlerinnen im Exil, internierten Soldaten aus Frankreich und Schweizern im Militärdienst, durchreisenden Kriegsgefangenen sowie Frauen, die zu Hause die Männer ersetzten.

Unser Dank gilt allen Autorinnen und Autoren, die ihr Wissen und ihr Engagement in dieses Buch eingebracht haben. Zum Gelingen beigetragen haben überdies Personen, Institutionen und Stiftungen, ohne deren finanzielle oder materielle Hilfe das Erscheinen der reich bebilderten Publikation nicht möglich gewesen wäre. Wir freuen uns über ein Buch, das die Stadt und den Kanton Zürich mit der Schweiz und der Welt verbindet und einen neuen Blick auf ein einschneidendes Ereignis wirft, das zunächst als der «Grosse Krieg» in die Erinnerung einging, doch schon wenig später in Erster Weltkrieg umbenannt werden musste.

Zürich, Oktober 2013

Erika Hebeisen, Peter Niederhäuser, Regula Schmid

Postkarte zum Selbstverständnis der
Schweiz im Ersten Weltkrieg.
(Schweizerisches Sozialarchiv,
F_Ka-0001-726)



Eva Maeder

Zürich im Ersten Weltkrieg – eine Annäherung in Bildern

Eine Postkarte von 1916 zeigt ein kleines Kind mit Schweizer Kreuz, das sich in den Armen eines mütterlichen Friedensengels in sicherer Höhe befindet, während sich auf den Niederungen der Erde die Soldaten der Mittelmächte und ihrer Gegner zum blutigen Gefecht aufgereiht haben. Das Bild stellt die Situation und das Selbstverständnis einer Schweiz dar, die von direkten Kriegshandlungen verschont blieb und den Krieg vor allem aus der Aussenperspektive erlebte. Doch gab es in der Schweiz und damit im Kanton Zürich kaum Lebensbereiche, die nicht betroffen waren. Als Einleitung und als Überblick zu diesem Buch sollen im Folgenden verschiedene weniger bekannte Bilder die Auswirkungen des Weltkriegs zeigen. Die lockere Abfolge ermöglicht einen alltagsgeschichtlichen Einblick in die Stimmung der Bevölkerung, in die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, in die Versorgungslage und in die Situation der Wehrdienstleistenden wie der Frauen und Kinder zu Hause.



40-Franken-Note.
(Schweizerische Nationalbank)

Soldaten der 5. Division im Aktivdienst. (Album 5. Division 1915, S. 61, Privatbesitz)

Geldsorgen

Die Mobilmachung der österreichisch-ungarischen Armee am 25. Juli und der deutschen Armee am 1. August führte zur Abreise zahlreicher Österreicher und Deutscher, die in der Schweiz lebten. Die künftigen Soldaten sollen sich laut Inglin mit Liedern und Hoch-Rufen im Hauptbahnhof Zürich versammelt haben und brachten damit zum Ausdruck, dass sich der österreichisch-serbische Konflikt bald zu einem europäischen Krieg ausweiten könnte.¹ Die Menschen in der Schweiz schienen dennoch zuversichtlich, dass sich das Land aus dem Krieg heraushalten würde; weit mehr fürchteten sie sich vor einer Wirtschaftskrise und vor Versorgungslücken.² Es kam sofort zu einem Ansturm auf die Banken, die sich bei der Schweizerischen Nationalbank finanzierten. Dadurch wuchs der Geldumlauf (von 1914 bis 1918 von 260 Millionen auf 1 Milliarde Franken), während die Edelmetallreserven rasch sanken.³ Am 30. Juli entbot der Bundesrat die Nationalbank von der Verpflichtung, Banknoten gegen Metallgeld einzulösen. Darauf suchten viele Menschen die Noten über ihre Einkäufe loszuwerden und stattdessen silberhaltige Münzen zu erhalten.⁴ Diese verschwanden immer mehr aus dem Umlauf und eine Lähmung des Wirtschaftslebens drohte. Darauf beschloss der Bundesrat, ermächtigt von der Bundesver-

sammlung, die bereits 1912 gedruckten 5-Franken-Noten in Umlauf zu bringen. Der Erleichterung des Zahlungsverkehrs diente eine 20-Franken-Note, welche bis dahin nur für den Notfall vorgesehen war. Am 1. September 1914 schliesslich gab der Bundesrat den Druck einer 40-Franken-Note in Auftrag, die als Reservenote aber nie in den Umlauf gelangte. Die Bevölkerung begegnete dem neuen Papiergeld anfänglich misstrauisch, gewöhnte sich aber an die «Papierfetzen».

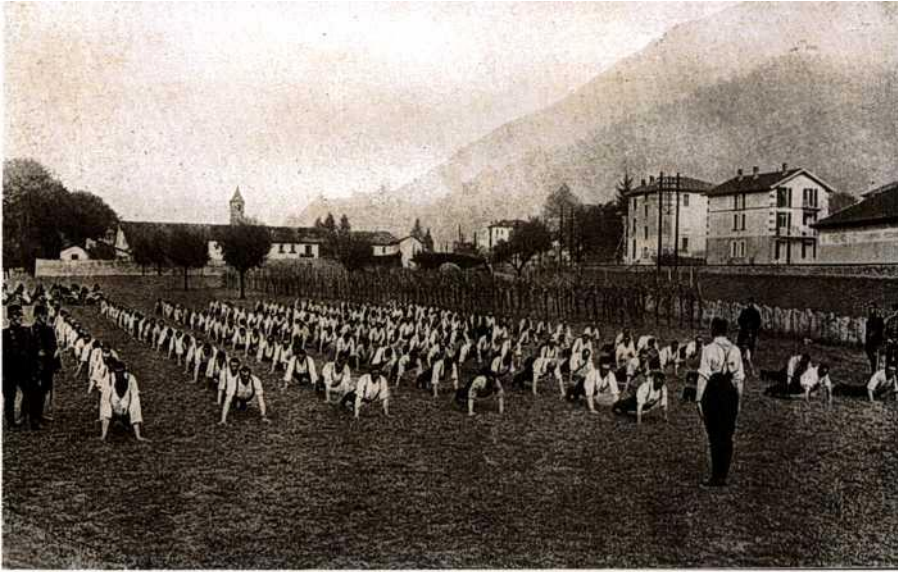
Die Entwürfe der grossen Noten stammten von den Künstlern Eugène Burnand und Ferdinand Hodler, die der 5- und der 20-Franken-Note hingegen wurden von einem Mitarbeiter von Orell Füssli gezeichnet.⁵ Alle Noten zeigen auf der Vorderseite links ein Brustbild, meist eine Frau, im Fall der 5- und der 40-Franken-Note jedoch die beiden Nationalhelden Tell und Winkelried. Gedruckt in einer Krisenzeit, sollten sie offensichtlich an die patriotischen Gefühle der Bevölkerung appellieren. Bei Winkelried steht allerdings im Unterschied zur Legende nicht «Für Frau und Kind», sondern «Pro Deo et Patria» – ein lateinisch gehaltener Kompromiss zwischen der französischen und der deutschen Landessprache und eine Anpassung des Heldenmythos?



Wehrhafte Schweiz

Eine Füsilier-Kompanie übt im Tessin den Bajonettkampf. Sie gehörte zur 5. Division, die mit der Truppenorganisation von 1911 gebildet wurde und zu zwei Dritteln aus Zürichern bestand. Diese stand im August 1914 als Reserve im Raum Biel-Solothurn, bewachte dann im September und ab Ende November die Grenze östlich von Pruntrut, bis sie im März 1915 entlassen wurde.⁶ Mit dem Kriegseintritt Italiens im Mai 1915 erhielt die Südgrenze ein stärkeres Gewicht, weshalb die sogenannte Zürcher Division im August 1915 erneut zum Dienst einberufen wurde – im Tessin entstand dann dieses Bild.

Die Vorgesetzten verfügen bereits über die neue, unauffälligere graue Uniform, welche die Schweizerische Offiziersgesellschaft im Frühjahr 1914 gefordert hatte. Die Umrüstung begann in der 5. Division in der zweiten Dienstperiode im Tessin. Hier tragen die Soldaten noch den blauen Waffenrock und das Käppi. Bis Ende 1916 erhielten auch sie die neue Uniform, beim dritten Einsatz von Januar bis Mai 1917 im Jura zudem den Helm.⁷ Dank beschleunigter Fabrikation war im Sommer 1915 die Umbewaffnung auf das verbesserte Gewehr 1911 bereits vollzogen. Es war präziser, aber schwerer. Das Bajonett diente in vielen Stellungskämpfen als Stichwaffe, worauf sich die Männer im Bild vorbereiteten.



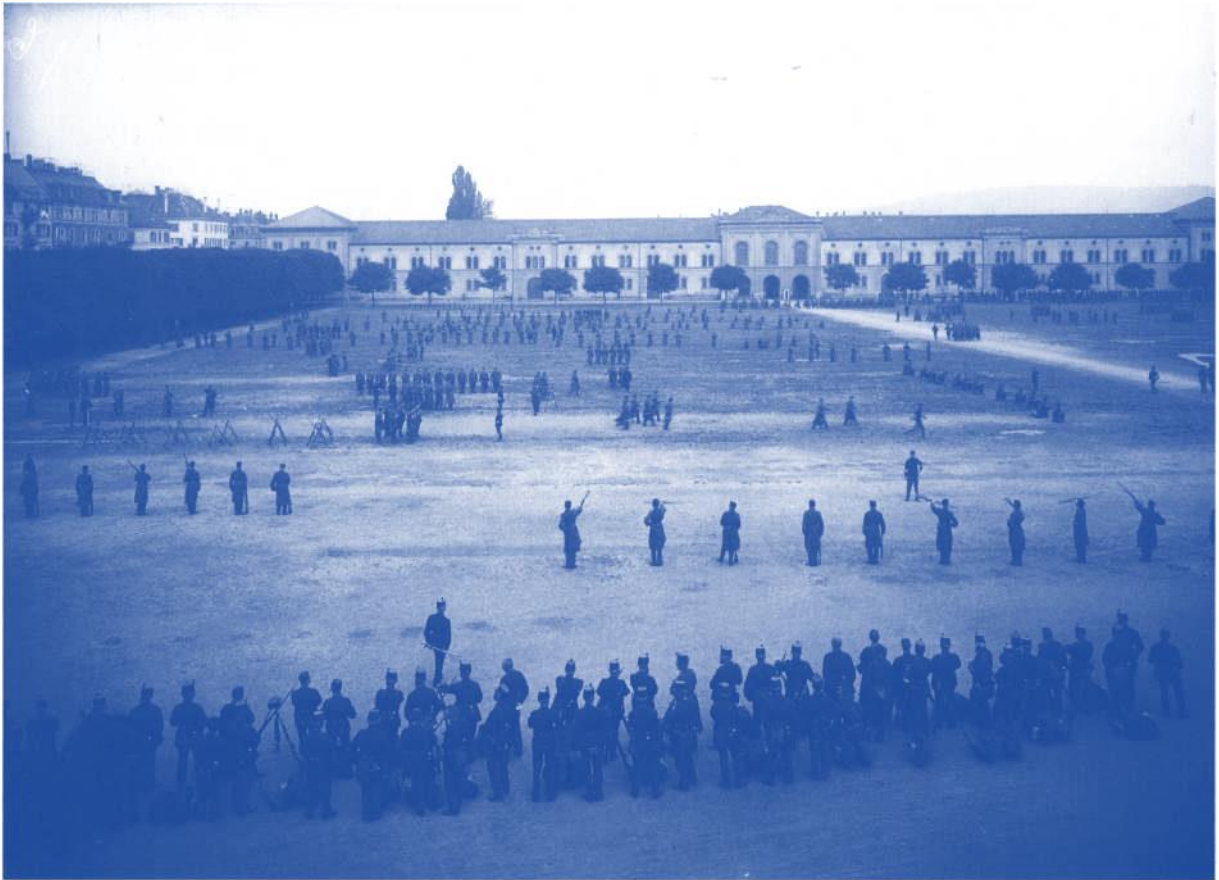
Soldaten der 5. Division im Aktivdienst. (Album 5. Division 1915, S. 34, Privatbesitz)

Rekruten bei der Ausbildung im Hof der Kaserne Zürich. (Schweizerisches Bundesarchiv, E27#1000721 #14096#334)

Militärische Disziplin

General Ulrich Wille genügen «Bürger in Uniform» nicht. Er verlangte von den Soldaten und Vorgesetzten «militärische Pflichtauffassung und Pflichterfüllung».⁸ Hatte in den kurzen Rekrutenschulen und Wiederholungskursen vor dem Krieg die Zeit nicht gereicht, um die erwünschte Haltung zu erzeugen, so forderte der General im Aktivdienst eine gründliche Ausbildung der Mannschaft. Mit Drill, Turnen, Einzelausbildung am Gewehr, mit Gefechtsübungen und Eilmärschen sollten die Truppen auf den Ernstfall vorbereitet werden. Die Offiziere zeigten laut Inglin einen grossen Eifer, und auch die Soldaten arbeiteten angesichts der drohenden Lage zumindest anfänglich bereitwillig mit.⁹ Der General zitierte in seinem Befehl an die Kommandanten vom 8. September 1914 einen Bericht, dass die Armee fünf Wochen brauche, um ein «wirklich zuverlässiges Kriegswerkzeug» zu werden.¹⁰ Der immerwährende, harte Drill und die eintönige Dienstzeit erzeugten jedoch bald Verdrossenheit und Langeweile.¹¹ Das Ausbleiben

eines militärischen Einsatzes wirkte auf Einzelne gar demoralisierend.¹² Um die langen Tage auszufüllen, verordneten die Kommandanten auch Sport. Das Bild der Füsiliere beim Trainieren von Liegestützen zeugt von Unterordnung und Gehorsam und demonstriert Stärke.



Rekrutenschule

In der nach 1873 errichteten Kaserne Zürich wurden während des Kriegs Rekruten ausgebildet. Was die Rekrutenschule im Krieg bedeutete, erfahren wir aus den Erinnerungen eines 1897 geborenen Bauernsohns aus Dinhard. Dieser absolvierte vom Juli bis September 1917 die Rekrutenschule in Bellinzona: «Die Ausbildung im Schiessen nebst Grüssen und Achtungsstellung-Üben war teilweise bis in die Nacht hinein durchgeführt worden. Tagwache war meistens vier Uhr morgens, um sechs Uhr war Morgenessen. Die Tagesration (eben wegen Krieg) ist sehr mager ausgefallen. Sehr müde sind wir zum Mittagessen zu Tisch gegessen. Suppen mit Fliegen hat es immer gegeben [...]. Weiterer Befehl war ab 15 Uhr 30: Ausrücken für die Ausbildung im Gebirgsmarsch. Je nach Lage der Zeit und entsprechend der Sommerhitze haben wir die Märsche durchgelaufen bis in die Nachtzeit hinein. Einmal sind wir in das Kasernen-Areal einmarschiert, dann ist es mir übel geworden; am Morgen um 3 Uhr bin ich wach geworden, und von der Sanität bin ich mit gekochten ‚Rüebli‘ gepflegt

worden. Das alles und noch viel mehr dazu haben wir mit 50 Rappen Sold getan. Also in 10 Tagen jeweils gut fünf Franken Lohn; so haben wir die Schule durchlaufen. Von meiner Mutter konnte ich keinen Zuschuss verlangen, und der sogenannte Lohnausgleich figurierte noch lange nicht. Ja, das waren doch schöne, gemütliche Abmagerungszeiten gewesen.»¹³



Das Rote Kreuz

Während des Kriegs war eine grosse Anzahl Soldaten in der Kaserne Zürich stationiert.¹⁴ Da unklar war, wie lange der Dienst jeweils dauerte, kam dem schriftlichen Kontakt zu den Angehörigen grosse Bedeutung zu. Dafür wurden Postkarten gedruckt, die den Soldatenalltag widerspiegeln. Der Erlös der hier abgebildeten Karte ging zu einem Viertel an das Rote Kreuz, das Projekte im In- wie Ausland betreute. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz engagierte sich bei der materiellen wie finanziellen Unterstützung von Kriegsgefangenen, der Suche nach Vermissten, der Vermittlung von Post sowie beim Gefangenenaustausch. Insgesamt sammelten die nationalen Rotkreuzgesellschaften – unter ihnen die schweizerische – umgerechnet 18 Millionen Franken für die Kriegsgefangenenhilfe.¹⁵ Das Schweizerische Rote Kreuz unterstützte den Armeesanitätsdienst, leistete Sozialhilfe zugunsten bedürftiger Schweizer Soldaten, begleitete Bahntransporte mit verwundenen Kriegsgefangenen und beteiligte sich 1918 am Kampf gegen die Spanische Grippe.¹⁶

Exerzierende Soldaten in der Kaserne Zürich. (Schweizerisches Sozialarchiv, F. 7001)

Sonderpass für Nationalrat Fritz Studer. (Schweizerisches Sozialarchiv, Ar 114)



Gute Dienste

Die Abteilung für Auswärtiges des Politischen Departements sandte am 14. Oktober 1916 den Winterthurer National- und Stadtrat Friedrich (Fritz) Studer als Kabinettskurier nach Stockholm und Sankt Petersburg. Bereits im September 1915 hatte das schwedische Aussenministerium bei der politischen Abteilung des Bundesrats den Wunsch nach einer Konferenz der neutralen Staaten angemeldet. Gemeinsam sollten wirtschaftliche Fragen sowie die Anwendung des Neutralitätsrechts diskutiert werden. Der Bundesrat versprach sich von einem solchen Treffen den Nachweis, dass die nicht Krieg führenden Staaten «tentent de faire bloc et veulent essayer de parer d'un commun accord aux difficultés qui les entourent».¹⁷

Studers Übermittlung von Diplomatenpost im Oktober 1916 stand vermutlich im Zusammenhang mit diesen Kontakten. Anfang November erhielt der Bundesrat aus Stockholm die Einladung für ein Vorbereitungstreffen. An der anschliessenden Bundesratssitzung wurde betont, dass es beim Austausch der neutralen Staaten

nicht um Vermittlungsbemühungen gehen solle. Das änderte sich jedoch im Dezember 1916, als sich die Mittelmächte nach der Niederlage Rumäniens zu Verhandlungen bereit erklärten. Die USA baten die Kriegsparteien, die Kriegsziele offenzulegen, um so die Voraussetzungen für Friedensverhandlungen zu schaffen. Der Bundesrat verkündete im Anschluss daran seine Bereitschaft, solche Gespräche zu unterstützen.¹⁸

Von Stockholm reiste Studer nach Sankt Petersburg weiter. Als Sohn eines russlandschweizerischen Furnierwerkbesitzers war er hier geboren und besass dank seinen Landes- und wohl auch Sprachkenntnissen beste Voraussetzungen für Kontakte mit Russland.¹⁹ Nach der Ausweisung der diplomatischen Vertretung der Sowjetunion im November 1918 übernahm er mit einem weiteren Rechtsanwalt vorübergehend die Wahrung der materiellen Interessen der aufgelösten Mission.²⁰



Personentransporte

Zivilisten, die beim Kriegsbeginn im Gebiet des «Feinds» lebten, verpassten oft die zur Ausreise gewährte Frist und sassen fest. Ihr Schicksal war von Land zu Land unterschiedlich. Fast alle sahen sich Anfeindungen ausgesetzt, konnten als Geiseln benutzt werden und hatten je länger, je mehr mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Im Deutschen Reich wurden die Bürger der Entente-Staaten in «Konzentrationslagern» (darunter verstand man damals Internierungslager) festgehalten oder sie durften sich nur in einem bestimmten Gebiet bewegen. Die Nachricht, dass es den Deutschen in Grossbritannien angeblich schlecht ging, führte im Dezember 1914 in Deutschland zur Internierung zahlreicher zusätzlicher Familien.²¹

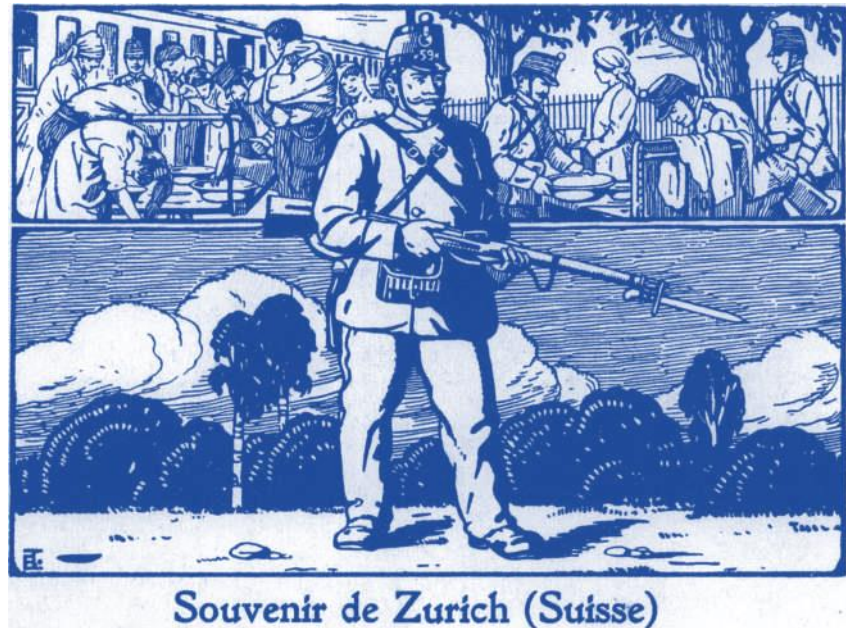
Der Bundesrat erklärte bereits im September 1914, es sei eine Aufgabe der Schweiz, diesen Menschen bei der Rückkehr in die Heimat zu helfen.²² Das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn sowie Frankreich waren bereit, nicht mobilisierbare Zivilpersonen – Frauen, Kinder und Männer im Alter von mindestens 50 Jahren – über das Gebiet der Schweiz ausreisen zu lassen.

Am 24. Oktober 1914 traf der erste Transport ein, am 5. März 1915 der letzte. In dieser Zeit passierten Franzosen, Deutsche und Angehörige der Habsburgermonarchie das Gebiet der Schweiz. Insgesamt waren es um die 20 000 Menschen, die meisten Franzosen. Beim Halt an verschiedenen Etappenorten – darunter auch in Zürich – wurden die schlecht versorgten, notleidenden Menschen von Hilfskomitees liebevoll gepflegt und beschenkt.

Die Postkarte «In Zürich den französischen Repatriierten gewidmet» zeigt diese Hilfe in Form einer Allegorie, losgelöst von konkreten Begebenheiten. Helvetia erscheint darin als fürsorgliche Mutter, die ihre schützenden Hände über eine Gruppe von Flüchtlingen ausbreitet und diesen so eine sichere Reise garantiert. Damit wird ein Bild der humanitären Schweiz mit zeitlosem Charakter geschaffen.

Den französischen Internierten gewidmete Postkarte, 1916. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Ka-0001-712)

Postkarte «Erinnerung an Zürich». (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Ka-0001-730)



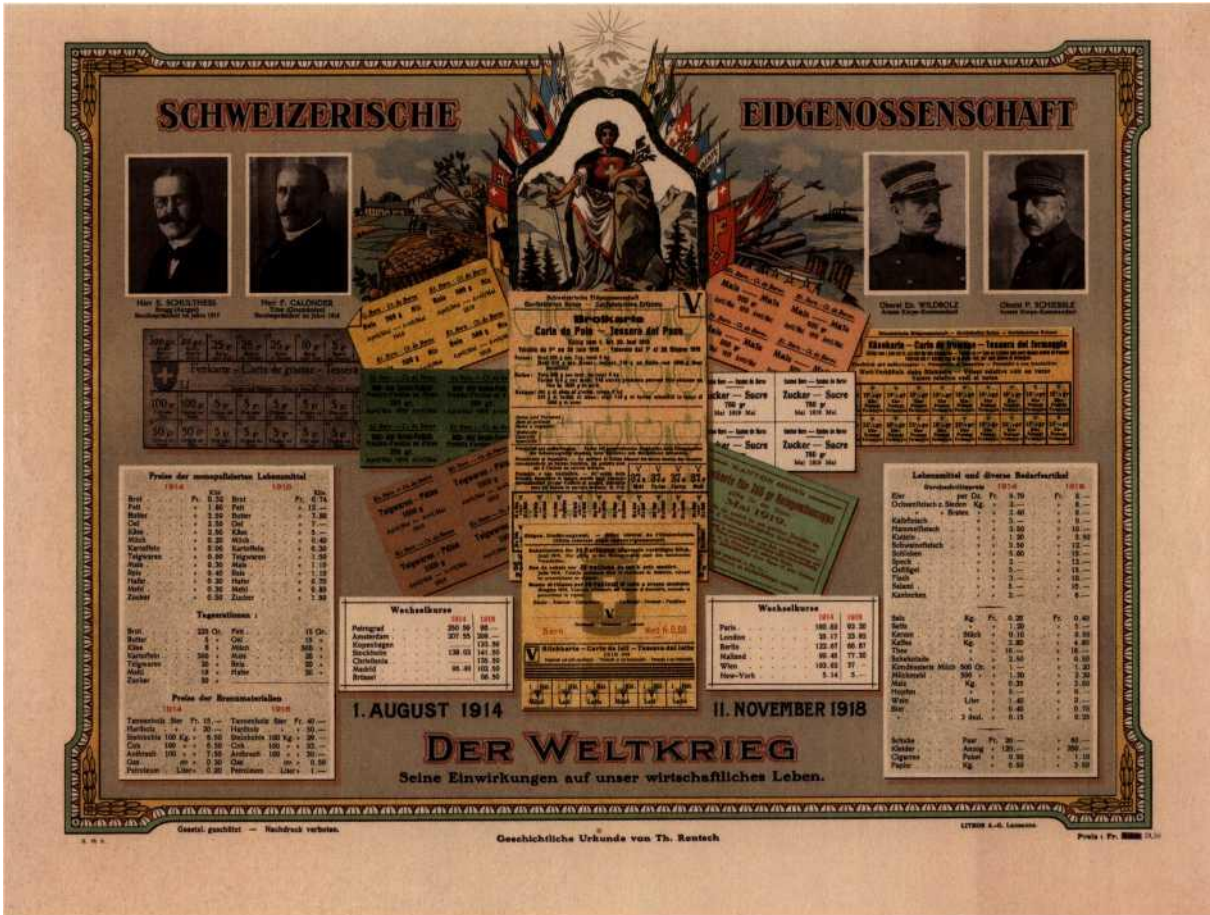
Flucht und Ausweisung

Noch schlimmer als die Zivilinternierten litt die Bevölkerung im besetzten Belgien und Nordfrankreich. Mehrere Millionen Menschen wurden ab März 1915 von den Deutschen ins unbesetzte Frankreich ausgewiesen, um Lebensmittel für die eigene Bevölkerung zu sparen. Sie durften nur 35 Kilogramm Gepäck mitnehmen. Diese Menschen durchquerten ebenfalls das Gebiet der Schweiz zwischen Schaffhausen und Genf. Zwischen März und Mai 1915 gab es täglich zwei Züge mit jeweils 500 Personen, wobei der Abendzug in Zürich Halt machte; bis Mitte Januar 1916 kehrten fast 100'000 Franzosen in ihre Heimat zurück.²³ In den Räumen des Landesmuseums wurden sie gepflegt und aus den Kleiderspenden der Schweizer Bevölkerung neu eingekleidet. Darüber hinaus stifteten Schweizer grosszügig Geld, Gegenstände und Liebesgaben. Der Dank der französischen Repatriierten kam in der 1918 angebrachten Erinnerungstafel am Landesmuseum zum Ausdruck.²⁴

Die Franzosen aus dem Deutschen Reich, aus Nordfrankreich sowie Belgien trafen in Schaffhausen ein.

Der Stadtpräsident und der Industrielle Heinrich Moser teilten sich das Amt des Etappenkommissars und leiteten die Verpflegung und Versorgung der Durchreisenden. Blieb vor der Zugsabfahrt genügend Zeit, durften diese auch einen Spaziergang machen. Der Schaffhauser Chemiker und Maler Richard Amsler stellte 1916 eine Gruppe von Franzosen dar, die sich mit Erkennungsmarken um den Hals Richtung Stadt bewegen. (Bild S. 27)

Die Postkarte «Souvenir de Zurich» zeigt im oberen Bildteil, wie sich Zivilisten wuschen, betreut von Krankenschwestern und bewacht von Schweizer Soldaten. Die Bildaufteilung gleicht einem Zugfenster und zeigt im unteren Teil eine friedliche Landschaft. Über die ganze Bildfläche ragt ein Soldat, Garant für den Frieden und Ausdruck der bewaffneten Neutralität.



Rationierung

Der Berner Th. Rentsch gestaltete mit Erinnerungsbildern zum Ersten Weltkrieg – darunter nicht verwendete Rationierungsmarken und Lebensmittelkarten – eine Collage. Das kunstvoll gestaltete Bild verkaufte er für 9.50 (später noch 3.50) Franken, was 1918 – gemäss der Preisliste rechts – dem Wert eines Kilogramms Hammelfleisch entsprach.

Die dank Rentsch erhaltenen Dokumente zeigen, wie stark sich der Weltkrieg auf die Versorgung der Bevölkerung auswirkte. Die Preise stiegen ab dem Kriegsbeginn und die Löhne hielten mit der Inflation nicht Schritt; den Angestellten und Arbeitern stand immer weniger Geld zur Verfügung. In den ersten beiden Kriegsjahren beschränkte sich der Bundesrat auf die Einführung von Höchstpreisen sowie auf Regelungen zur Verbrauchsbeschränkung. Die Durchsetzung dieser Massnahmen war allerdings ungenügend, und die Ver-

sorgung konnte jeweils nur für eine gewisse Zeit gesichert werden. Mit den zunehmenden Schwierigkeiten ab 1917 rationierte der Bundesrat daher schrittweise die Grundnahrungsmittel: Reis und Zucker ab März 1917, Teigwaren ab Juli, Getreide ab Oktober, Butter und Öl ab März 1918, Käse ab Juni und Milch ab Juli 1918.²⁵ Ein Bundesbeschluss zur Rationierung von Fleisch lag im Frühjahr 1918 bereit, wurde aber nicht mehr realisiert.²⁶ Hier beschränkte man sich bis zur Aufhebung der Rationierung (ab Juli 1919 beziehungsweise April 1920) auf die Verordnung fleischloser Tage und auf das Ansetzen von Höchstpreisen.²⁷ Der Preisanstieg betraf auch handwerkliche und Industrieprodukte wie Schuhe (1918:60 Franken), Kleider (ein Anzug: 250 Franken) und Papier. Dessen Preis stieg gar um das Siebenfache, was den beachtlichen Wert der Collage erklären mag.

Collage von Th. Rentsch zu den Auswirkungen des Weltkriegs auf das wirtschaftliche Leben. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Pd-0311)

Postkarte: «Wo hast du deine Brotkarte?» (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Ka-0001-705)



Brotkarten

Trotz beträchtlicher Schwierigkeiten gelangte bis 1916 gleich viel Getreide in die Schweiz wie vor dem Krieg.²⁸ Mit dem U-Boot-Krieg der Deutschen, einer schlechten Ernte in Argentinien, den Kriegsvorbereitungen der USA sowie fehlendem Schifffraum sanken 1917 jedoch die Importe. Massnahmen wie das Verbot, frisch gebackenes Brot zu verkaufen, halfen das Tempo des Weizenkonsums zu bremsen. Zum Anbau von Getreide und Kartoffeln wurden Rasenflächen und selbst Waffenplätze umgepflügt und genutzt. Trotzdem drohten Versorgungslücken. Darauf griff der Bundesrat zu einer Massnahme, die er vorher lange als allzu streng und zentralistisch erachtet hatte. Auf den 1. Oktober 1917 ordnete er die Rationierung von Getreide und Brot an. Die Brotkarten wurden allmonatlich vom Bund abgegeben und berechtigten zum Kauf von rund 250 Gramm Brot sowie 500 (später noch 350) Gramm Mehl pro Per-

son.²⁹ Aus der Sicht der Arbeiter erfolgte die Rationierung viel zu spät und lagen die Getreidepreise – trotz Subventionen aus der Bundeskasse – zu hoch.³⁰ Die Postkarte schildert das Drama, das den Verlust einer Brotkarte für eine Arbeiterfamilie bedeutete, und kritisiert, dass Werkstätige durch den Krieg und die Wirtschaftspolitik des Bundesrats in Not geraten waren. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Rationierung bereits mit dem Kriegsbeginn eingeführt und verhinderte, dass sich der Graben zwischen den sozialen Schichten allzu sehr öffnete.



In einer Winterthurer Turnhalle lagendes Obst, 1918, Gemüsetransport aus Marthaien 1917. Fotos: Fritz Büchi junior (Stadtbibliothek Winterthur, Studienbibliothek)

Satirischer Nachruf auf Brot und die zu teuer gewordene Butter. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Ka-0001-701/703)



Städtische Fürsorge

Zwischen 1914 und 1918 wuchs die Inflation um 100 Prozent, die Reallöhne hingegen sanken bis um die Hälfte. Während sich vor dem Krieg die öffentliche Hilfe auf sozial schlechter gestellte Gruppen beschränkte, frass sich jetzt die Not bis in den Mittelstand. Die Stadt Winterthur reagierte im Vergleich zum Bund bereits recht früh. 1915 begann sie an Familien, deren Einkommen unter 40 Franken lag, subventionierte Lebensmittel abzugeben.³¹ Den Preis von Milch und Brot senkte sie bis 1918 mit dem Einsatz von 1,5 Millionen Franken – 10 Prozent stammten aus der Stadtkasse, der Rest von Bund und Kanton. Im Herbst 1917, als der Bund aufgrund der wachsenden Krise die Grundnahrungsmittel rationierte, dehnte der Stadtrat diesen Kreis auf 5'500 Personen aus. Daneben förderte die Stadt das Püntenwesen und trug dazu bei, dass jede zweite Familie im eigenen Kleingarten Gemüse anbauen konnte. Gleichzeitig betrieb sie in Wülflingen eine Schweinemästerei und unterstützte private Hilfsorganisationen. Mit solchen Massnahmen engagierten sich Gemeinden finanziell bis an die Schmerzgrenze. Wurden etwa in Zürich 1914 noch weniger als

10 Prozent der Steuereinnahmen für Sozialhilfe eingesetzt, so stieg dieser Betrag bis 1919 auf beinahe 40 Prozent. Die strukturellen Gründe für die Verarmung konnten die Gemeinden indes nicht beseitigen. Beim Kriegsende war fast ein Fünftel der Bevölkerung auf öffentliche Hilfe angewiesen.

Die Abgabe vergünstigter Lebensmittel erfolgte in Winterthur im 1913 errichteten Kirchgemeindehaus an der Liebestrasse. Die Bilder zeigen in einer Winterthurer Turnhalle gelagertes Obst sowie den Transport von Gemüse aus Marthaien nach Winterthur. Neben der Unterstützung der Bedürftigen erhielten die Gemeinden im Herbst 1918 eine zusätzliche Aufgabe. Sie mussten bei den Produzenten Kartoffeln requirieren, diese gemäss den Rationierungsvorschriften den Einwohnern verkaufen und allfällige Überschüsse zur kantonalen Ausgleichsstelle bringen.³² Pro Person standen 90 Kilogramm zur Verfügung, im Januar 1919 wurde die Abgabe einer Zusatzration von 20 Kilogramm bewilligt. Bald darauf nahm das Angebot auf dem Markt wieder zu, sodass der Bund die Rationierung von Kartoffeln aufheben konnte.



Lebensmittelpolitik

Den meisten Schweizer Haushalten stand deutlich weniger Geld zur Verfügung als vor dem Krieg. Die Betriebe mussten den Militärdienstleistenden den Lohn nur kurzfristig weiterzahlen, eine Erwerbsersatzordnung gab es nicht. Die Soldaten erhielten 2 Franken Sold pro Tag, was 1918 für 1 Liter Bier und ein Paket Zigaretten reichte. Auf Gesuch hin wurde einem Drittel der Soldaten Wehrmann-Notunterstützung ausbezahlt. In Winterthur belief sich diese auf 2.90 Franken pro Tag (plus 1 Franken pro Kind).³³ Beim Einkauf für die Familie verzichteten die Frauen zuerst auf das, was nicht direkt lebensnotwendig war: auf die Butter. Die Postkarte protestierte ironisch gegen die erzwungene Hungerkur.

Vertreter der Arbeiter bildeten bereits Ende August 1914 die Zentrale Notstandskommission, die mehrmals konkrete Forderungen an den Bundesrat richtete. Dazu gehörten die Wiederinkraftsetzung des Fabrikgesetzes, die Schaffung eines eidgenössischen Ernährungsamts, Höchstpreise, Rationierung, Teuerungszulagen für das öffentliche Personal sowie die Aufhebung der Ehrenfol-

gen³⁴ bei fruchtloser Schuldbetreibung.³⁵ Weil nur wenig davon umgesetzt wurde, richteten die Sozialdemokratische Partei und der Gewerkschaftsbund ein langes Protestschreiben an den Bundesrat. Darin war nicht zuletzt die Butter ein Thema: «Die Volkssolidarität zeigt sich in einem eigentümlichen Licht. Man geht mit dem Plane um, die Milch mehr zu verteuern und sie gleichzeitig zu verschlechtern. Auf diese Weise werden die Arbeiter teure, entrahmte Milch erhalten. Die daraus gewonnene Butter werden die Reichen verzehren. [...] Sehr zu beklagen ist, dass trotz der Lebensmittelknappheit gegen die Hamsterei in Butter, Fett, Eiern und Teigwaren, wie sie viele wohlhabende Familien betreiben, nicht eingeschritten wird. Wird wegen des Mangels an diesen Produkten die Rationierung eingeführt, so werden die Hamster [sic] von einer Einschränkung nichts verspüren, wenn sie neben ihrer Ration von den gehamsterten Vorräten zehren können.»³⁶

Aufruf an die Bevölkerung von Winterthur.

Der Bundesrat hat zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in der ganzen Schweiz Militär aufgeboten. Auch in Winterthur sind Truppen eingeteilt.

Die **Grippegefahr** erfordert, daß für unsere braven Soldaten besondere Fürsorge getroffen wird. Wir richten daher an die ganze Bevölkerung die ebenso herzliche als dringliche Bitte, sofort zu helfen.

1. Wir möchten der Truppe hauptsächlich folgende Artikel zukommen lassen:
Thee, Schokolade, Wein, Biscuits, Obst, Gemüse, Zigarren und Tabak, Wollsocken und Leibwäsche jeder Art, Hemden, Socken, Unterhosen, Pulswärmer, Linsen etc.
Freundliche Geber sind gebeten, Liebesgaben dieser Art im **Kasino Winterthur beim Quartiermeister der Infanterie-Brigade 16** abzugeben.

2. Wir bitten ferner, für **Krankheitsfälle** uns eine größere Anzahl von Betten, Matratzen, Leintüchern, Bettdecken, Handtüchern, Frottiertüchern, Waschbecken, Gläsern, Spucknapfen, Bettgeschüsseln zur Verfügung zu stellen.
Alle diese Gegenstände werden auch **leihweise** gerne entgegengenommen und sind bei der **Kasernenverwaltung Winterthur** abzugeben.
Für schwer zu transportierende Gegenstände, wie Betten, Matratzen, Decken etc. belieben die freundlichen Geber sich zu melden beim **Kommando des Inf. Reg. 32 im Hôtel Löwen Winterthur**, welches für Abholung der Gegebenstände durch die Truppe besorgt sein wird.

3. Endlich bitten wir die ganze Bevölkerung, uns reichlich bare **Geldmittel** zur Verfügung zu stellen. Diese Gelder sind für die Unterstützung der **Grippekranken und ihrer Familien** bestimmt.
Geldbeträge können auf das Konto **Soldatenwohl Winterthur** eingezahlt werden bei folgenden Stellen:

**Schweizer. Nationalbank Winterthur
Zürcher Kantonalbank Winterthur
Schweizer. Bankgesellschaft Winterthur
Schweizer. Volksbank Winterthur
Hypothekbank Winterthur
Postcheckkonto Winterthur VIII b 454
Redaktion des Winterthurer Tagblattes
Redaktion des Landboten.**

Wir appellieren an den Patriotismus und die Opferwilligkeit unserer Bevölkerung und hoffen, daß die Liebesgaben und Geldmittel rasch eingeht, damit die ganze Aktion sofort in weitherziger Weise in die Wege geleitet werden kann. Auch die kleinste Gabe wird zum voraus herzlichst verdankt.

Frauenhilfe Winterthur. Soldatenwohl Winterthur.

An die Winterthurer Bevölkerung gerichteter Spendenaufruf (Stadtbibliothek Winterthur, Studienbibliothek, Ms. Achtmich 16)

Else Spiller bei einer Inspektionsreise an die Landesgrenze. (Schweizerisches Bundesarchiv, E27#1000721#14095#2143)

Eine vom Verband Soldatenwohl geführte Soldatenstube. (Schweizerisches Bundesarchiv, E27#1000721#14095#2139)

Grippe

1918 erkrankten in der Schweiz 2 Millionen Menschen – etwa jeder Zweite – an der Spanischen Grippe. Knapp 25'000 Personen starben. Männer waren stärker betroffen als Frauen, Jüngere mehr als Ältere. Rund 1'500 Soldaten starben daran im Aktivdienst an der Krankheit. Die Kritik richtete sich gegen die Armeeführung, aber auch gegen die Organisatoren des Landesstreiks, die für die erneute Rekrutierung zahlreicher Regimenter verantwortlich gemacht wurden. Erschwert wurde die Pflege der Kranken an vielen Orten durch die ungenügende Vorbereitung des Sanitätsdienstes der Armee auf einen solchen Fall. In Winterthur engagierten sich etwa

der Frauenverein und der Verband Soldatenwohl, der sich seit 1916 um die Unterstützung kranker Wehrmänner kümmerte.³⁷ Die Infanterie-Brigade 16 und das Infanterie-Regiment 32, für die hier Betten, Wäsche und Pflegeutensilien gesammelt wurden, stammten aus dem Thurgau und aus Sankt Gallen.³⁸ Das Altstadtschulhaus wurde zum Notspital für erkrankte Soldaten umfunktionierte. Zum Glück flaute die Krankheit rasch wieder ab, sodass ab dem 18. November 1918 die Schulhäuser nach einer gründlichen Desinfektion wieder ihrem eigentlichen Zweck zugeführt werden konnten.³⁹



Soldatenstuben

Ein Personenwagen der Armee bringt Else Spiller (seit ihrer Heirat 1919 Züblin-Spiller) nach Largin bei Bonfol, wo die Landesgrenzen von Deutschland, der Schweiz und Frankreich aneinanderstossen. Das genaue Ziel des Besuchs ist nicht bekannt, das Bild macht jedoch deutlich, welche Stellung sich Else Spiller in der von Männern beherrschten Gesellschaft erarbeitet hatte. 1881 in Winterthur geboren, hatten sie der frühe Tod des Vaters, die Alkoholsucht des ersten Vormunds und die eigene Armut schon früh für soziale Fragen sensibilisiert. Erschüttert durch die rudimentären Unterkünfte der Grenzsoldaten und die Unmengen Schnaps, die hier konsumiert wurden, beschloss sie, alkoholfreie Solda-

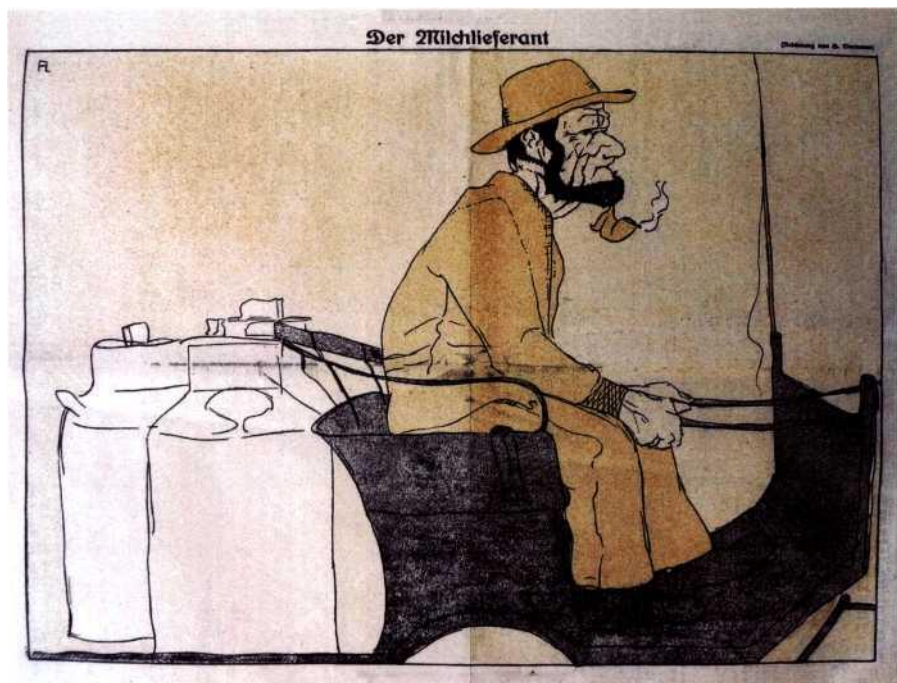
tenstuben einzurichten und auf diese Weise einen würdigen und gemütlichen Freizeitort für die Truppen zu schaffen. Daraus entstand der Verband Soldatenwohl, der zusammen mit den mobilen Raststätten in den vier Kriegsjahren fast 1'000 Lokale mit einem Gesamtumsatz von 5,5 Millionen Franken aufbaute und betreute.⁴⁰ Als SV Group führt der ehemalige Verein heute schweizweit Personalrestaurants – das mit den Soldatenstuben erworbene Wissen fand in Friedenszeiten so eine bemerkenswerte Fortsetzung. 1941 verlieh die Medizinische Fakultät der Universität Zürich Else Spiller den Ehrendokortitel und würdigte damit ihre Verdienste um das Soldatenwohl.⁴¹

Anmerkungen

- 1 Inglin, Meinrad: *Schweizerspiegel*, Leipzig 1938, S. 282 f.
- 2 Vgl. dazu den Beitrag von Rahel Herber in diesem Band.
- 3 Halbeisen, Patrick / Straumann, Tobias: *Die Wirtschaftspolitik im internationalen Kontext*, in: *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, hg. von Halbeisen, Patrick / Müller, Margrit / Veyrassat, Béatrice, Basel 2012, S. 997.
- 4 Ruchti, Jakob: *Geschichte der Schweiz 1914-1919*, 2 Bände, Bern 1928/30, hier Bd. 1, S. 15 f.
- 5 Zweite Banknotenserie 1911. Vgl. http://www.snb.ch/de/i/about/cash/history/id/cash_history_serie2.
- 6 Gubler, Robert: *Felddivision 6. Von der Zürcher Miliz zur Felddivision 1815-1991*, Zürich 1991, S. 147-150.
- 7 Ebd., S. 152; Ruchti, *Geschichte* (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 58. Die bunten Uniformen prägten auch die Erinnerungen. So erinnerte sich ein 1898 geborener Briefträger aus Hutzikon: «Wenn ich mir die Mobilisation vergegenwärtige [...], so erscheint mir das Aufgebot von damals wie eine Trachtenschau. Jede Waffengattung hatte ihre Uniform in anderen Farben.» Schenda, Rudolf: *Lebzeiten. Autobiographien der Pro-Senectute-Aktion*, Zürich 1982, S. 226.
- 8 Aus dem Befehl an die Kommandanten der Armee vom 8.9.1914. Zitiert nach: Fuhrer, Hans Rudolf: *Die Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. Bedrohung, Landesverteidigung und Landesbefestigung*, Zürich 1999, S. 705.
- 9 Inglin, *Schweizerspiegel* (wie Anm. 1), S. 349. Inglin, Sohn eines Oberstdivisionärs, diente während des Kriegs in der 5. Division, zuletzt als Leutnant in einer Füsilierkompanie. Seine Biografen bescheinigen ihm grosse Wirklichkeitsnähe. Vgl. auch Gubler, *Felddivision* (wie Anm. 6), S. 554-.
- 10 Fuhrer, *Schweizer Armee* (wie Anm. 8), S. 710. Der Bericht stammte vermutlich von Oberst Emil Sonderegger, der 1920 Generalstabschef wurde und in den 1930er-Jahren in der rechtsextremen Erneuerungsbewegung wirkte.
- 11 Morel, Yves-Alain: *Aufklärung oder Indoktrination? Truppeninformation in der Schweizer Armee 1914-1945*, Zürich 1996, S. 21; *Grenzbesetzung 1914-1918. Moral und Kriegstüchtigkeit der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 10.11.1964.
- 12 Inglin, *Schweizerspiegel* (wie Anm. 1), S. 405.
- 13 Zitiert nach: Schenda, *Lebzeiten* (wie Anm. 7), S. 93.
- 14 Zu Beginn des Landesstreiks befanden sich hier vier Schwadronen. Platz gab es in der Kaserne für rund 900 Soldaten. Frey, Daniel: *Vor der Revolution? Der Ordnungsdienst-Einsatz der Armee während des Landesstreiks in Zürich*, Zürich 1998, S. 124; *freundliche Ankunft von Yves-Alain Morel*.
- 15 Le CICR, 1914-18: *activités générales*, in: <http://www.icrc.org/fre/resources/documents/misc/5fzggf.htm>.
- 16 *Die Geschichte des Schweizerischen Roten Kreuzes von 1866 bis heute*, hg. vom Schweizerischen Roten Kreuz, http://www.redcross.ch/data/org/pdf/redeross_geschichte_srk_d.pdf.
- 17 Schweizerisches Bundesarchiv, A.22.51.1, *Protokolle des Bundesrats vom 24.11.1916*.
- 18 Ruchti, *Geschichte* (wie Anm. 4), Bd. 1, S.317.
- 19 Niederhäuser, Peter: *Moskau hin und zurück – Winterthurer Ost-West-Geschichten*, in: *Jahrbuch Winterthur 2010*, S. 150-155.
- 20 Collmer, Peter: *Die Schweiz und das Russische Reich 1848-1919*, Zürich 2004, S.467.
- 21 Ruchti, *Geschichte* (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 379.
- 22 Ebd., S. 380.
- 23 Reichen, Albert: *Die internationale Hilfstätigkeit der Schweiz im Weltkriege. Separatabzug aus: Der Weltkrieg 1914-1916*, St. Gallen 1916, S. 998; Ruchti, *Geschichte* (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 388.
- 24 Vgl. dazu den Aufsatz von Regula Schmid im vorliegenden Band.
- 25 Ruchti, *Geschichte* (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 209,242.
- 26 Ebd., S. 238.
- 27 Ebd., S. 241.
- 28 Ebd., S. 185.
- 29 Ebd., S. 188.
- 30 Stämpfli, Regula: *Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914-1945*, Zürich 2002, S. 66.
- 31 Buomberger, Thomas: *Helfen als Verpflichtung. Die Hilfsgesellschaft Winterthur 1812-2012* (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, Bd. 346), Zürich 2011, S. 164. Vgl. auch den Beitrag von Adrian Knoepfli im vorliegenden Band.
- 32 Ruchti, *Geschichte* (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 221-223.
- 33 Buomberger, *Helfen* (wie Anm. 31), S. 163.
- 34 Eine Bestimmung des Zivilrechts von 1912, die sich auf die staatsbürgerlichen Rechte des Einzelnen bezog und zur Entziehung des Stimm- und Wahlrechts führen konnte.
- 35 Schmid-Amann, Paul: *Die Wahrheit über den Generalstreik von 1918. Seine Ursachen. Sein Verlauf. Seine Folgen*, Zürich 1968, S. 57 f.
- 36 Eingabe an den Schweizer Bundesrat, 11.8.1917. Aus dem Archiv von Beat Schaffer, <http://www.textverzeichnisse.ch/Portals/7/Krisenprogramm.%201917-08-11.pdf>.
- 37 *Neue Zürcher Zeitung*, 26.8.1964.
- 38 *Ordre de bataille der Heereseinheiten von 1917*, in: <http://www.hamfu.ch/upload/1917-Gliederung-der-6-Divisionen.pdf>.
- 39 *Landbote*, 11.11.2008.
- 40 Stämpfli, *Schürze* (wie Anm. 30), S. 75.
- 41 Züblin-Spiller Else, *Journalistin und Redaktorin, 1881-1948*, in: <http://www.winterthur-glossar.ch>.

Ankunft von Internierten im Bahnhof Schaffhausen 1916 in einem Gemälde des Chemikers Richard Amsler (Museum zu Allerheiligen).

Zeichnung von Liermann zu den Kriegsgewinnlern: Der Milchlieferant wünscht sich keinen Frieden. Nebelspalter vom 4. August 1917.



Die Friedensinsel: Postkarte
nach einem Gemälde von
R. Weiss. (Schweizerisches
Nationalmuseum,
LM-73693.41)



Tobias Straumann

Zürcher Grossunternehmen im Ersten Weltkrieg

Wer sich mit der Geschichte der Zürcher Grossunternehmen im Ersten Weltkrieg beschäftigt, sieht sich mit einem grossen Widerspruch konfrontiert. Auf der einen Seite weisen die publizierten Zahlen auf einen guten Geschäftsgang hin, auf der anderen Seite sind die internen Protokolle voll von Klagen, Sorgen und düsteren Prophezeiungen. Wie lässt sich dies erklären?

Lange Zeit übersah die schweizerische Geschichtsschreibung diesen Widerspruch, da sie andere Prioritäten verfolgte. Sie konzentrierte sich auf den Landesstreik und machte die Manager und Verwaltungsräte mitverantwortlich für die Eskalation im letzten Kriegsjahr 1918. Insbesondere wurde ihnen zum Vorwurf gemacht, dass die Reallöhne der Arbeiterschaft sanken, während die Aktionäre gleichzeitig Rekorddividenden erhielten. In seinem Standardwerk über den Generalstreik schrieb Willi Gautschi, den Arbeitgebern habe die Fähigkeit gefehlt, «als wirtschaftlich Überlegene und Stärkere mit den Unselbständigerwerbenden auf der Basis einer gleichberechtigten Partnerschaft zu verkehren».¹ Vor diesem Hintergrund war der Widerspruch zwischen dem publizierten Geschäftsgang und der internen Stimmungslage nebensächlich oder nur scheinbar.

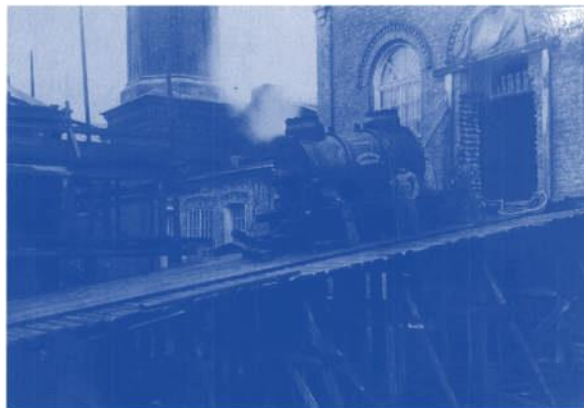
Auf der Grundlage von neuen Unternehmensstudien wird hier eine andere Sicht vertreten.² Der

Widerspruch ist weder nebensächlich noch scheinbar, sondern typisch für das Unternehmerverhalten im Krieg. Die Zürcher Grossfirmen waren aus guten Gründen pessimistisch. Sie mussten permanent mit Versorgungsengpässen, Absatzproblemen und steigenden Preisen kämpfen und stets damit rechnen, dass das Geschäft von einem Tag auf den anderen zum Erliegen kommen konnte. Auch waren sie überzeugt, dass die wirtschaftliche Situation nach dem Krieg für eine gewisse Zeit krisenhaft bleiben würde. Entsprechend vorsichtig verwendeten sie die Gewinne, die sie in den ersten beiden Kriegsjahren erwirtschafteten. Sie gaben sie nicht in erster Linie für hohe Dividenden und Tantiemen aus, sondern schlugen sie den Reserven zu, um auch in schwierigen Zeiten stabile Gewinne ausweisen zu können. Gerade im Schicksalsjahr 1918 sahen bei vielen Zürcher Firmen die internen Zahlen viel schlechter aus, als die publizierten Abschlüsse vermuten liessen.

Diese Forschungsergebnisse sind nicht nur für die Unternehmensgeschichte von Bedeutung, sondern haben auch Implikationen für die Interpretation des Landesstreiks von 1918. Es bleibt zwar weiterhin unbestritten, dass sinkende Reallöhne während der Kriegszeit zur Radikalisierung der Arbeiterschaft beitrugen. Aber die Vorstellung, dass die Unternehmen aus einer Position der Stärke und Verständnislosigkeit die Anliegen der Gewerkschaften zurückwiesen, entspricht nicht den Tatsachen. Die internen Protokolle und Berichte deuten vielmehr auf eine systematische Überforderung hin. Der Landesstreik von 1918 muss eher als Unfall gesehen werden und weniger als Kulminationspunkt eines lange währenden Klassenkampfes zwischen Kapital und Arbeit, wie die Forschung bisher postuliert hat.

Vorsicht in der Finanzpolitik

Wie vorsichtig die Zürcher Unternehmen bei ihrer Finanzpolitik vorgingen, lässt sich an zahlreichen Beispielen ablesen. Ein typischer Fall eines exportorientierten Industrieunternehmens war die Sulzer Unternehmen AG in Winterthur.³ In den beiden Geschäftsjahren 1915/16 und 1916/17 erzielte sie Rekordgewinne, wie die internen Protokolle zeigen. Gegen aussen aber wies sie durchschnittliche Gewinne aus. Und als die Gewinne



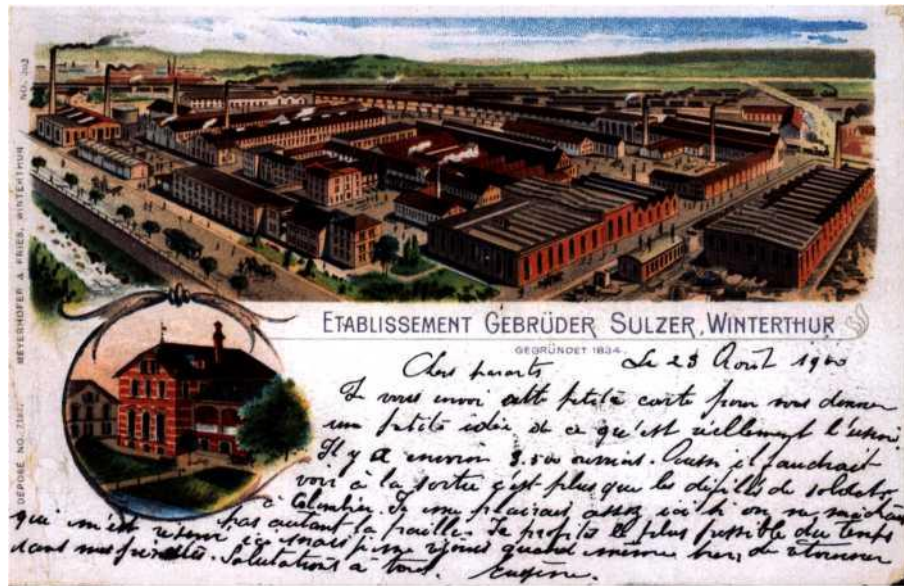
im Geschäftsjahr 1917/18 zurückgingen – Deutschland war im Februar 1917 zum unbeschränkten U-Boot-Krieg übergegangen –, aktivierte das Unternehmen stille Reserven, um gegen aussen Stabilität zu signalisieren. Die Reserven reichten allerdings nicht aus, um die schlechten Jahre nach dem Krieg auszugleichen. Als die Weltwirtschaft zu Beginn der 1920er-Jahre einbrach, war Sulzer gezwungen, zweimal öffentlich einen Jahresverlust auszuweisen. Hätte das Unternehmen gar keine Reserven gebildet, wäre es in seiner Existenz bedroht gewesen.

Bezeichnend ist die Diskussion, die der Leitende Ausschuss im Oktober 1916 führte. Hans Sulzer forderte angesichts der rekordhohen Nachfrage eine gewaltige Ausweitung der Produktionskapazitäten im In- und Ausland. Sulzers Kollege Richard Ernst unterstützte diesen Plan. Er war der Meinung, dass die Firma «eine Ausnahmestellung auf dem Weltmarkt besitze, die sie ausnützen sollte, um nach dem Krieg einen Vorsprung vor der wiedererwachenden Konkurrenz zu behalten». Wenn man warte, bestehe die Gefahr, dass «das jetzt eroberte Gebiet wieder verloren» gehe. Doch der Ausbauplan war nicht durchsetzbar. Die übrigen drei Mitglieder der Sulzer-Familie sprachen sich klar gegen grosse Investitionen aus, da die Konjunkturverhältnisse immer noch «labil» seien und man sich «darauf nicht stützen» könne, dass die guten Jahre andauern würden. Als wenige Monate später die Nachfrage zurückging, erübrigte sich jede weitere Diskussion.

Ein typisches Beispiel für ein exportorientiertes Dienstleistungsunternehmen war die Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft (heute Swiss Re).⁴ 1915 und 1916 erwirtschaftete sie die grössten Gewinne in ihrer bisherigen Geschichte, 1918 hingegen resultierte

Die Firma Sulzer: Blick auf das Fabrikareal im Tössfeld. (Kolorierte Postkarte der Jahrhundertwende, Sammlung Wichmann)

Erinnerungsbild an die Installation von Sulzer-Dampfmaschinen in der russischen Textilfabrik Koenig um 1894. (Archiv Sulzer)



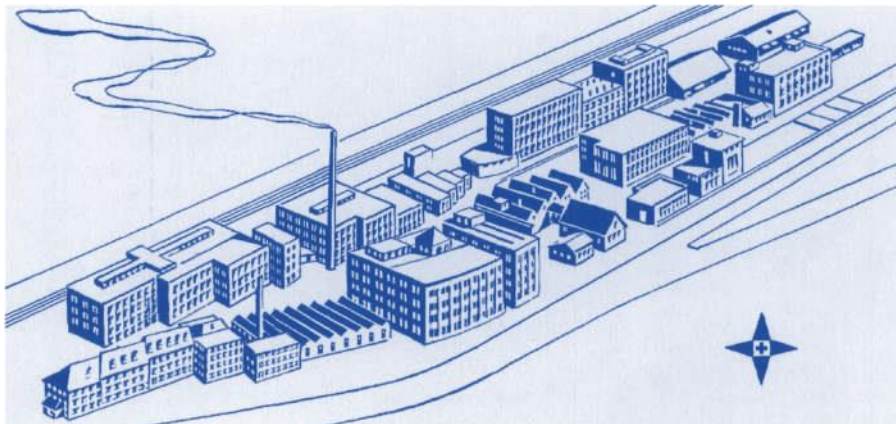
nur ein geringer Überschuss. Der Verwaltungsrat aber wies für die Jahre 1914 bis 1917 einen konstanten Gewinn aus und erhöhte ihn 1918 sogar ein wenig, indem er stille Reserven aktivierte. Nach dem Krieg war die Diskrepanz zwischen tatsächlichen und ausgewiesenen Gewinnen noch grösser. 1921 erlitt das Rückversicherungsunternehmen einen Rekordverlust. Mehr noch als das verheerende Erdbeben von San Francisco von 1906 schlug die Nachkriegskrise mit aller Härte auf die Erfolgsrechnung durch. Dennoch wies das Unternehmen dank der vorsichtigen Reservepolitik auch 1921 einen stabilen Gewinn aus. Die Dividende blieb unverändert. Durch die Glättung der Ergebnisse blieb das Vertrauen der Aktionäre, der Kunden und der Öffentlichkeit intakt.

Selbst die Maschinenfabrik Oerlikon (MFO), die sich durch einen grossen Inlandauftrag gegen die Unwägbarkeiten der ausländischen Kriegskonjunktur absichern konnte, betrieb eine vorsichtige Finanzpolitik.⁵ Ab 1916 erzielte sie dank dem Elektrifizierungsprojekt der Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) gute Gewinne. Von einem Einbruch in den Geschäftsjahren 1917 oder 1918 konnte keine Rede sein. Auch die Krise der frühen 1920er-Jahre traf die MFO kaum. Das Reservepolster nahm unaufhörlich zu. Verwaltungsrat Max Huber schrieb in seinen Memoiren, dass die MFO «bedeutende Gewinne machen und die stillen Reserven gewaltig vermehren konnte». Mittelfristig zahlte sich die vorsichtige Finanzpolitik aber aus. Als das Unternehmen 1931 einen grossen Verlust erlitt, konnte es dank der stillen Reser-

ven einen konstanten Gewinn bekanntgeben und die übliche Dividende ausschütten. Die langfristig ausgerichtete Stabilitätspolitik hatte sich gelohnt.

Die gleiche Beobachtung trifft auf den Nahrungsmittelkonzern Maggi in Kemptthal zu. Dank guter inländischer Nachfrage vermochte das Unternehmen stabile Erträge zu erwirtschaften. Der Reingewinn fiel zwar geringer aus als in der Vorkriegszeit, aber er war auf Jahre hinaus gesichert, da die Suppenwürfel nicht nur in den privaten Haushalten, sondern auch in der Armee benötigt wurden. Selbst im schwierigen Jahr 1918 resultierte ein ansehnlicher Überschuss. Dennoch verfolgte Maggi eine vorsichtige Finanzpolitik und hielt die Aktionäre knapp. Von 1914 bis 1918 blieb die Dividende unverändert bei 6 Prozent des Aktienkapitals, obwohl sie durch die Inflation an realem Wert verlor. Erst nach dem Krieg erhöhte Maggi die Dividendenquote schrittweise von 6 auf 12 Prozent, aber es dauerte vier Jahre, bis der reale Wert der Dividende das Niveau der Vorkriegszeit wieder erreicht hatte.⁶

Die konservative Finanzpolitik half, Verluste aufzufangen, Dividenden auszuschütten und die Existenz des Unternehmens zu sichern. Auf der anderen Seite jedoch sorgten die stabilen Ergebnisse im letzten Kriegsjahr für grossen Unmut. In der Öffentlichkeit entstand der Eindruck, dass die grossen Firmen weiterhin gute Gewinne schrieben, während ein wachsender Teil der Bevölkerung verarmte und unter Hunger litt. Es wurde verkannt, dass viele Unternehmen Gewinneinbrüche zu verkraften



Die Firma Maggi: Ansicht des Fabrikareals aus der Mitte des 20. Jahrhunderts. (Festschrift 65 Jahre Maggi)

hatten und die Reserven für kommende Krisen behalten wollten. Das nahende Kriegsende bestärkte die Unternehmen in ihrer vorsichtigen Finanzpolitik, denn es wurde allgemein erwartet, dass der Übergang zur Friedenszeit eine grosse Wirtschaftskrise verursachen würde. Die Erwartung bestätigte sich, wenn auch erst mit einer gewissen Verzögerung: 1921/22 brach die Weltkonjunktur dramatisch ein. Dass die Zukunft richtig antizipiert wurde, half jedoch im Krisenjahr 1918 wenig. Die ausgewiesenen Gewinne wurden als Provokation, nicht als Stabilitätsbonus oder Vorsichtsmassnahme interpretiert.

Inflation und Lohnpolitik

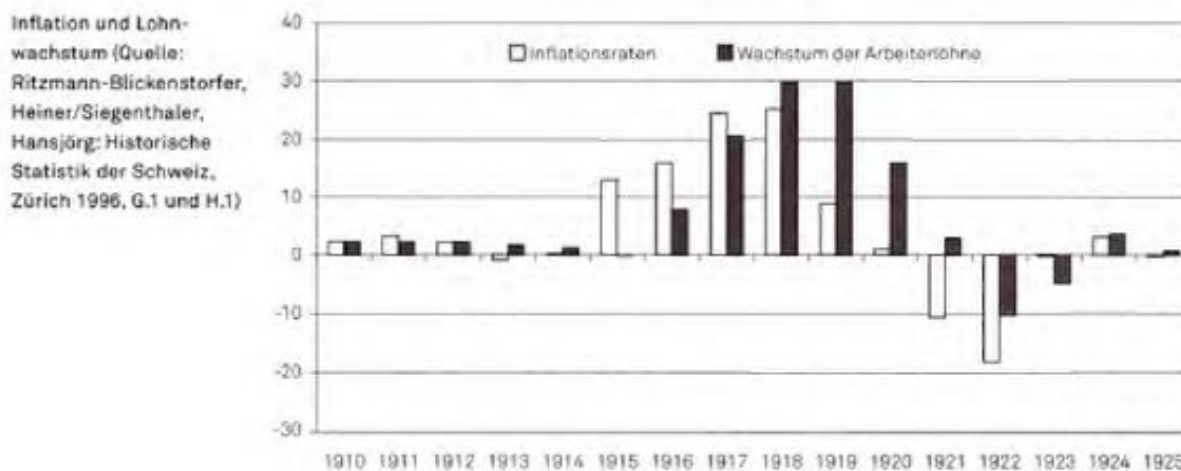
Weiter verschärft wurde die schwierige Situation durch die hohe Inflation. Sie ist für jedes Unternehmen eine Zumutung, nicht nur, weil sie dazu zwingt, die Preise und Löhne in kurzen Abständen anzupassen, sondern auch, weil das Ende nicht absehbar ist. Im Ersten Weltkrieg musste das Management immer damit rechnen, dass die Preise plötzlich wieder sinken würden. Entsprechend war es beim Einkauf von Rohstoffen wie auch bei der Erhöhung der Löhne vorsichtig. Wenn eine Firma bei steigenden Preisen zu grosse Rohstoffvorräte anlegte, war sie bei sinkenden Preisen zu hohen Abschreibungen gezwungen. Wenn sie die Löhne zu schnell erhöhte, hatte sie bei sinkenden Preisen zu hohe Lohnkosten. Das Dilemma hätte nicht grösser sein können. Konflikte mit der Arbeiterschaft waren im Ersten Weltkrieg geradezu programmiert.

Hinzu kam, dass die Verwaltungsräte und Manager die Ursachen der Inflation nicht richtig verstanden. Sie

waren alle in einer Welt stabiler Preise aufgewachsen. Der Goldstandard der Vorkriegszeit hatte verhindert, dass die Zentralbanken unbeschränkt Papiergeld drucken konnten. Diese mussten nämlich dafür sorgen, dass der Wert der Noten im Umlauf immer zu 40 Prozent durch die Goldreserven gedeckt war. Mit diesem grossen Edelmetallvorrat stellte man sicher, dass das Vertrauen in das Papiergeld gesichert war.

Im August 1914 hoben alle europäischen Länder den Goldstandard auf, und die Notenbanken wurden dazu gezwungen, die steigenden Defizite der Militärbudgets zu finanzieren. In der Schweiz geriet die Nationalbank immer mehr zu einer Finanzierungsbank der Bundesbehörden. Folglich weitete sich die Geldmenge aus, und die Preise schnellten bald in die Höhe. Die meisten Zeitgenossen verstanden diesen Zusammenhang zu wenig. Sogar die Nationalbank hatte Mühe zu begreifen, dass ihre Finanzierungspraxis die eigentliche Ursache der Inflation war. Sie konnte sich bei ihrer Geldpolitik nicht einmal auf einen offiziell anerkannten Konsumentenpreisindex stützen. Es bestand zwar kein Zweifel, dass die Preise stiegen, aber über die Geschwindigkeit bestand keine Einigkeit.

Wegen der grossen Unsicherheit und des mangelnden Verständnisses war es für die Unternehmen unmöglich, eine richtige Lohn- und Preispolitik zu führen. Erst mit einer gewissen Verzögerung zeigte sich, dass das Management nicht nur die Schnelligkeit, sondern auch die Dauer der Inflation falsch einschätzte (vgl. Fig. 1). In den Jahren 1915 und 1916 hätte es die Löhne viel schneller anheben sollen, zumal die Gewinne in dieser Zeit besonders hoch waren. Umgekehrt kamen die grossen Lohnerhöhungen nach dem Landesstreik zu beson-



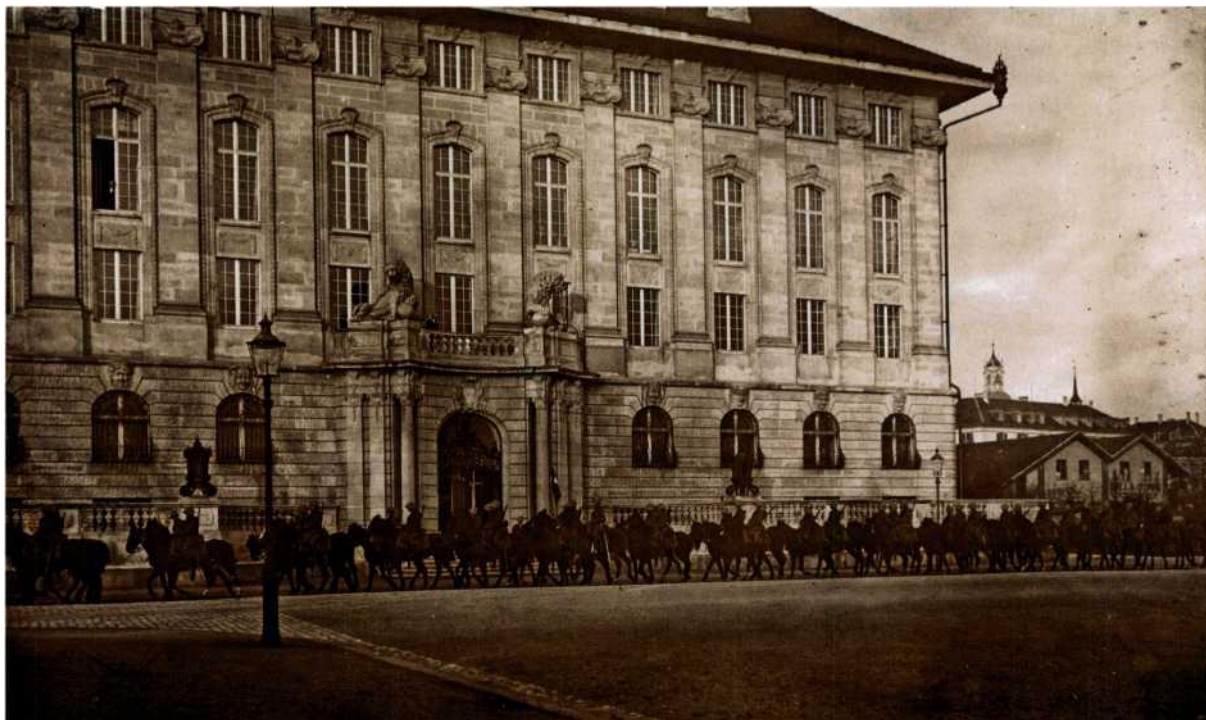
ders ungünstigen Zeitpunkt, denn bald danach setzte ein schneller Preiszerfall ein. Die Löhne liessen sich nun nicht im gleichen Tempo senken, sodass die realen Personalkosten angesichts der schlechten Konjunktur zu stark in die Höhe schossen. Die Zürcher Unternehmen erlitten deshalb in der Weltwirtschaftskrise der frühen 1920er-Jahre besonders hohe Verluste und mussten Abbaumassnahmen in Angriff nehmen. Die Spannungen zwischen Management und Arbeiterschaft nahmen erneut zu. Erst ab 1923, als die Konjunktur wieder anzog, entspannte sich die geschäftliche und betriebliche Situation.

Bei der Rohstoffbeschaffung lässt sich ein ähnlich schlechtes Timing feststellen. Die meisten Firmen zögerten in der ersten Kriegsphase, als die Konjunktur gut lief, sich mit Rohstoffen einzudecken. In der zweiten Kriegsphase litten sie unter Rohstoffmangel, sodass sie unmittelbar nach dem Krieg grosse Einkäufe tätigten. 1919 war die Inflation allerdings noch hoch. Kaum hatten sie sich eingedeckt, zerfielen die Preise. Es mussten grosse Abschreibungen auf den Vorräten vorgenommen werden.

Die Klagen über die Inflation waren weit verbreitet. So schrieb der Verwaltungsrat der MFO im Geschäftsbericht von 1916 in geradezu verzweifelm Ton: «Aber etwas, was nicht in Schranken zu halten war, was jede Kalkulation in wenigen Tagen über den Haufen warf, was jedes Budget illusorisch, eine feste Offerte fast unmöglich machte, waren die stetig steigenden Preise und die unsicheren Lieferfristen der Rohmaterialien und

Halbfabrikate.»⁷ Firmen, die grosse Teile ihrer Produktion im Ausland hatten, mussten zudem mit grossen Wechselkursschwankungen klarkommen, weil die Inflationsraten in ausländischen Märkten meist noch höher waren als in der Schweiz. Allein im Geschäftsjahr 1917/18 musste die Aktiengesellschaft für Unternehmungen der Textil-Industrie (AGUT), zu der unter anderem die Robt. Schwarzenbach & Co. in Thalwil gehörte, 6 Millionen Franken abschreiben.⁸

Das schlechte Timing der Lohnerhöhungen und Rohstoffkäufe war keineswegs eine Spezialität der Zürcher Grossunternehmen. Auch in den Niederlanden und den skandinavischen Ländern, die den Krieg wie die Schweiz ohne militärische Besetzung überlebten, zeigten sich dieselben Tendenzen.⁹ Von 1914 bis 1920 stiegen die Preise, weil die Zentralbanken die kurzfristigen Staatsschulden finanzierten und eine expansive Geldpolitik betrieben. 1918 kam es in den grossen Städten zu Demonstrationen und Ausschreitungen, da sich die Versorgung verschlechtert hatte und der durchschnittliche Reallohn gesunken war. In Kopenhagen und Oslo waren die Arbeiteraufstände besonders gewalttätig. Und in den Niederlanden glaubte Pieter Jelles Troelstra, der Chef der Sociaal Democratische Arbeiders Partij (SDAP), der Moment für eine sozialistische Revolution sei gekommen. Sein Aufruf vom November 1918 verhallte ungehört, aber von 1918 bis 1920 kam es auch in den Niederlanden zu einer rekordhohen Anzahl von Streiks. Überall in Europa bedrohte die Inflation den sozialen Frieden.



Die langfristigen Folgen

In der kurzen Frist war also das Schicksal der Zürcher Grossunternehmen viel wechselhafter, als es die geglätteten, veröffentlichten Zahlen vermuten lassen. Die Inflation, die Versorgungs- und Absatzengpässe im letzten Kriegsjahr und die heftige Nachkriegskrise der frühen 1920er-Jahre verursachten grosse Schwierigkeiten. Nur diejenigen Unternehmen, die sich auf eine stabile Inlandsnachfrage stützen konnten, überstanden die turbulente Periode von 1914-1923 ohne grössere Probleme. Insgesamt war die Bilanz für die Zürcher Grossfirmen durchgezogen.

Ein ganz anderes Bild ergibt sich jedoch aus langfristiger Sicht. Es fällt günstiger aus, weil die Zürcher Unternehmen im Vergleich zu ihren Konkurrenten in den Nachbarländern in den 1920er-Jahren solider dastanden und handlungsfähig waren. In Deutschland hielt die Inflationsperiode weiter an und erreichte 1923 einen Rekordstand, der die Wirtschaft vorübergehend lahmlegte. Auch in Frankreich blieb die Inflation bis Mitte der 1920er-Jahre auf hohem Niveau stehen. Erst 1928 gelang die Stabilisierung der Währung und der Preise. Grossbritannien litt unter der hohen Schuldenlast und dem überbewerteten Pfund, was die Wettbewerbsfähigkeit der Exportindustrie behinderte. Von den grossen

Krieg führenden Staaten erfreuten sich einzig die USA einer starken Wirtschaft, nachdem die Nachkriegskrise der frühen 1920er-Jahre überwunden war.

Die Schwäche der britischen, deutschen und französischen Konkurrenten eröffneten insbesondere dem Zürcher Finanzsektor grosse Chancen. Die Schweizerische Kreditanstalt und eine Reihe von Zürcher Privatbanken nahmen in den 1920er-Jahren einen grossen Aufschwung. Die politische Instabilität und die hohe Inflation in den Nachbarländern löste eine grosse Kapitalflucht in die Schweiz aus. Die Zahl der Depots stieg sprunghaft an, und die Kreditanstalt erlangte dadurch eine grosse Platzierungskraft am Kapitalmarkt. Das Volumen der ausländischen Emissionen an der Zürcher Börse erreichte einen neuen Rekord. Ende der 1920er-Jahre war der Finanzplatz Zürich gemäss dem österreichischen Bankier Felix Somaiy, der 1919 in die Schweiz übersiedelt war, um bei der Zürcher Privatbank Blankart Cie. als Teilhaber einzusteigen, der grösste Vermögensverwalter des Kontinents.¹⁰

Auch die Versicherer vermochten ihre Position auszubauen. Die Zürich Versicherungs-Gesellschaft, traditionell in der Unfall- und Haftpflichtversicherung tätig, gründete 1922 die Vita, um im Lebensversicherungsgeschäft Fuss zu fassen. Sie profitierte von der Schwäche der ausländischen Versicherer, die wegen der anhalten-

Swiss Re: Ansicht des Firmengebäudes während des Generalstreiks 1918. (Swiss Re Historical Archives)

den Inflation in Schieflage gerieten und ihr Geschäft in der Schweiz aufgeben mussten. In mehreren Rettungsaktionen übernahm die «Zürich» Prämien in Millionenhöhe von deutschen und französischen Konkurrenten, was nicht nur unternehmerisch vorteilhaft war, sondern auch den Kunden half, ihre bereits verloren geglaubten Verträge zu retten.

Die Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft begann bereits während des Kriegs, ihre internationale Präsenz zu stärken. 1916 übernahm sie einen Londoner Aktienmantel, um ihr Geschäft am wichtigsten Versicherungsplatz der Welt aufzubauen. Unmittelbar nach dem Krieg baute sie in den Vereinigten Staaten das Feuer- und Unfallrückversicherungsgeschäft aus und wagte sich in das bisher vernachlässigte Gebiet der Lebensrückversicherung vor. Dank dieser Ausbauschritte stieg sie innerhalb von wenigen Jahren zur grössten Rückversicherungsgesellschaft der Welt auf, während sie vor dem Ersten Weltkrieg noch zu den mittelgrossen Firmen gehört hatte. Des Weiteren beteiligte sich das Zürcher Unternehmen an verschiedenen deutschen und französischen Versicherungsgesellschaften, um sich ein regelmässiges Prämieinkommen zu sichern.¹¹

Langfristig hatte der Erste Weltkrieg also durchaus positive Wirkungen. Was den Zürcher Bankensektor anbelangt, so kann man sogar vom Beginn einer fast 100-jährigen Ära sprechen. Die Vermögensverwaltung, die in den 1920er-Jahren an Masse gewann, wurde im Lauf des 20. Jahrhunderts immer mehr zum Herz des Zürcher Finanzplatzes. Seit der jüngsten Finanzkrise scheint sich nun die langjährige internationale Finanzgeografie, die sich durch die Erschütterung des Ersten Weltkriegs ergeben hatte, zu ändern. Die Bedeutung Zürichs als Zentrum der Vermögensverwaltung wird allerdings kaum verschwinden. Der Stabilitätsbonus, der bereits in den 1920er-Jahren sichtbar war, wird bestehen bleiben. In diesem Sinn ist der Erste Weltkrieg bis heute nicht ganz vergangen.

Anmerkungen

- 1 Gautschi, Willi: Der Landesstreik 1918, 3. durchges. Aufl., Zürich 1988, S. 42 f.
- 2 Rossfeld, Roman / Straumann, Tobias: Zwischen den Fronten oder an allen Fronten? Eine Einführung, in: Rossfeld, Roman / Straumann, Tobias (Hg.): Der vergessene Wirtschaftskrieg. Schweizer Unternehmen im Ersten Weltkrieg, Zürich 2008, S. 11-59.
- 3 Adank, Florian: Eine «Exportfirma par excellence». Die Sulzer Unternehmungen AG in Winterthur, 1914-1925, in: Wirtschaftskrieg (wie Anm. 2), S. 89-115.
- 4 Bach, Raffael C.: Die Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft. Ein Dienstleistungsunternehmen im Ersten Weltkrieg, in: Wirtschaftskrieg (wie Anm. 2), S. 493-517.
- 5 Pally, Martin: Die Elektrifizierung der Bahn als «nationales Ziel». Die Maschinenfabrik Oerlikon im Ersten Weltkrieg, in: Wirtschaftskrieg (wie Anm. 2), S. 117-147.
- 6 Seifert, Annatina: Rohstoffmangel und Hetzkampagne. Der Nahrungsmittelkonzern Maggi, 1913-1923, in: Wirtschaftskrieg (wie Anm. 2), S. 345-375.
- 7 Maschinenfabrik Oerlikon, Geschäftsbericht 1916, Zürich 1917, S. 5, zit. in: Pally, Maschinenfabrik Oerlikon (wie Anm. 5), S. 125 f.
- 8 Schwarzenbach, Alexis: Die Seidenfirma Schwarzenbach im Zeitalter der Extreme, 1910-1925, in: Wirtschaftskrieg (wie Anm. 2), S. 78.
- 9 Straumann, Tobias: Fixed Ideas of Money. Small States and Exchange Rate Regimes in Twentieth-Century Europe, Cambridge 2010, S. 45-53.
- 10 Straumann, Tobias: Der kleine Gigant. Der Aufstieg Zürichs zu einem internationalen Finanzplatz, in: Pohl, Hans (Hg.): Europäische Finanzplätze im Wettbewerb (Bankhistorisches Archiv, Beiheft 45), Stuttgart 2006, S. 139-140.
- 11 Bach, Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft (wie Anm. 4), S. 495-498, 502-506.

Städtisches Kartoffellager. Bereits vor dem Krieg kaufte die Stadt Winterthur Kartoffeln ein und gab sie vergünstigt an Bedürftige ab. (Aus: Sträuli, Kriegsfürsorge, nach S. 14)



Adrian Knoepfli

Mit Kaninchenzucht gegen den Hunger

Winterthur im Ersten Weltkrieg

«Das mit Trommelschlag gestern abend ca. von ¼ 9 Uhr an verkündete Aufgebot unserer Militärdirektion hat in der ganzen Stadt naturgemäss eine grosse Bewegung hervorgerufen; unsere Strassen waren bis in die späte Nacht belebt; vor den Häusern wurde in Gruppen das Ereignis besprochen; die es anging und Männer von Landwehr und Auszug aber sah man in eiligen Schritten mit Tornistern, Gewehren, Mänteln vorübergehen. Überall haben wir einen tiefen Ernst angetroffen; nur einen Moment sahen wir eine Gruppe mit einem vorangetragenen Karton singend durch eine Strasse ziehen; man hat den jungen Leuten wohl bald bedeutet, dass jetzt nicht gerade der Moment zu Allotria sei.» So beschrieb der Berichterstatter des «Landboten» die Stimmung in Winterthur am 31. Juli 1914, am Vorabend der Mobilisation.¹

Am 1. August, einem Samstag, informierte Stadtpräsident Hans Sträuli den Stadtrat über die bereits ergriffenen Massnahmen. Unter anderem hatte er die Vormusterrung sämtlicher Pferde durch die Tierärzte Hirs und Meier auf den Nachmittag und diejenige der Wagen auf den kommenden Montag angeordnet. Das eidgenössische Pulvermagazin auf dem Reitplatz und das Magazin für Sprenggeschosse beim Bruderhaus wurden durch je zwei Mann der Stadtpolizei bewacht, «bis Ablösung durch Militäreintritt». Sodann beschloss der Stadtrat,

Drückeberger oder Patrioten? Inse-
rate deutscher Vereine in Winterthur
mit Erklärungen der Dienstuntaug-
lichkeit oder dem Aufruf zur Unter-
stützung von Landsleuten. (Landbote
vom 24. und 31. August 1914)



die Bevölkerung durch die Tageszeitungen und Plakate
«zur Besonnenheit zu ermahnen, um die masslose Ver-
proviantierung & Rückforderung der Spareinlagen auf
ein vernünftiges Mass einzudämmen». Stadtpräsident
Sträuli wurde beauftragt, mit den grösseren Lieferanten
von Lebensmitteln Kontakt aufzunehmen.² In Inseraten
wiesen die Konsumvereine darauf hin, dass die Höchst-
mengen beim Verkauf der einzelnen Lebensmittel be-
schränkt würden.

Die ersten Massnahmen der Stadt

Rund sechs Wochen später orientierte der Stadtrat das
Stadtparlament: «Die Bürgerwehr wurde gebildet, die
Feuerwehr neu organisiert und Schritte getan zur Be-
waffnung der Polizei.» Die Suppenanstalten im Kirch-
gemeindehaus Liebestrasse und im Volkshaus Tössfeld
waren sofort wieder in Betrieb genommen worden. Bei
der Lebensmittelversorgung hätten sich die 800 Püntner
der Stadt «als grosse Wohltat» erwiesen. «Der städtische
Güterverwalter ist beauftragt, an jedermann Rat und Be-
lehrung über rationelle Herbstpflanzung, über Aufbe-
wahrung und Verwendung von Püntnerzeugnissen zu
erteilen.» Man unterstützte und förderte das Dörren von
Obst und Gemüse mit der Einrichtung einer grossen
Dörranstalt im Gaswerk.

An Militärunterstützung erhielt eine Familie mit drei
Kindern 3.30 Franken pro Tag, davon 1.35 Franken in
bar und einen Gutschein für 3 Liter Milch. Der Rest
wurde für die Bezahlung des Hauszinses zurückbehal-
ten. Durch den Wegfall von Einnahmen aus unterver-
mieteten Zimmern hatten viele Familien Mühe, für den
Mietzins aufzukommen.

Die Wehrmannsunterstützung erfolgte indes nicht auto-
matisch, sondern musste beantragt werden. In Win-
terthur gingen vom Kriegsbeginn bis Ende 1919 1'229
Gesuche ein, und es wurde rund eine halbe Million Fran-
ken ausbezahlt.³ Schlimmer als für die Angehörigen der
Militärpflichtigen sei die Lage für arbeitslose Nicht-
dienstpflichtige, stellte Stadtpräsident Sträuli fest. «Mit
Bedauern gewährte der Stadtrat die plötzlich einset-
zende Arbeitslosigkeit, die damit verbundene Notlage
einzelner Volksschichten war in sichere Nähe gerückt.»
Erste Notstandsarbeiten wurden sofort in Angriff ge-
nommen. Als Misserfolg erwies sich die «versuchte
Platzierung der Arbeitslosen auf das Land», waren diese
doch die Arbeit in der Landwirtschaft nicht gewohnt.
Gegenüber der entschiedenen Bekämpfung der Arbeits-
losigkeit hätten finanzielle Überlegungen zurückzuste-
hen, forderte die Sozialdemokratische Partei. Auch für
Frauen sei Arbeit zu beschaffen. Zur Finanzierung
schlug der SP-Referent Hans Schenkel (1869-1926),
Professor am Technikum und Nationalrat, unter ande-
rem die Aufnahme einer Anleihe vor. «Alle Mittel zur
Linderung der Not sind anzuwenden, und jedes Opfer
soll gerne gebracht werden», schloss Sträuli seine Aus-
führungen. «Niemand suche aus der Not des Andern und
dem allgemeinen Unglück Nutzen zu ziehen.»⁴ Dieser
Wunsch sollte sich bald als Illusion erweisen. Anfang
September wies die Zürcher Staatsanwaltschaft die Be-
zirksanwaltschaften daraufhin, vor allem der «Wucher
mit Nahrungsmitteln» sei von den Untersuchungsbehör-
den «mit rücksichtsloser Energie» zu verfolgen.⁵



Erklärung.

Entgegen den in Winterthur kursierenden Gerüchten erklären wir nach eingehender und sorgfältiger Prüfung der bezügl. Original-Papiere, daß unsere Mitglieder

Karl Andrae, Wirt zum Gotthard, und Ferdinand Schumacher, Wirt zur Harmonie ihren militärischen Pflichten gegenüber Deutschland voll und ganz nachgekommen sind.

Ersterer ist vom Bezirkskommando Lindau, wo er sich persönlich gestellt hat, wegen Herzfehlers für dienstuntauglich befunden worden, letzterer ist durch Erlaß des kgl. württembergischen Armeekommandos Stuttgart bis auf weiteres vom Dienst befreit.

Deutscher Kriegerbund Germania Winterthur:
Der Vorstand: 5201
P. P. Mannhardt, Schriftführer. F. Dürr, Präsident.

«Keine Drückeberger»

Am Montag, 3. August, erschien im «Landboten» das Aufgebot des Deutschen Reichs. Die in der Schweiz lebenden «Mannschaften des Beurlaubtenstandes» wurden aufgefordert, sich «so schnell als möglich ins Reichsgebiet zurückzubeben und bei dem Bezirkskommando zu melden, dessen Bezirk sie zuerst erreichen». Die danach noch in Winterthur verbliebenen Deutschen wiesen, vermutlich unter Druck geraten, in einer Erklärung im «Landboten» vom 6. August 1914 darauf hin, dass sie grösstenteils dem Landsturm mit und ohne Waffe angehörten, bisher keinerlei Militärdienst geleistet hätten und somit nicht mit der Waffe ausgebildet seien. Es bestehe daher kein Grund, sie «etwa als Drückeberger oder sogar als Deserteure anzusehen». Wenn der Ruf des Vaterlandes auch an sie ergehe, so würden sie diesem «freudigen Herzens folgen».

Freisinn gegen Kriegssteuer

Die Stadt wurde also auf allen Ebenen tätig, aber das konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Winterthur – wie die Schweiz allgemein – auf den Ersten Weltkrieg schlecht vorbereitet war. «Der Eingang von Geld auf der Stadtkasse hörte bereits mit dem ersten Tage auf, die Stadtverwaltung sah sich gezwungen, an die fortwährend einlaufenden Rechnungen nur Teilzahlungen zu leisten», musste Stadtpräsident Sträuli im Parlament zum Beispiel mitteilen.⁶ Der Beschluss, die Stadtpolizei mit Revolvern zu bewaffnen, konnte hingegen aus einem anderen Grund nicht ausgeführt werden: es konnten «nirgends solche gekauft werden».⁷ Die Einführung einer Kriegssteuer zur Finanzierung der steigenden Lasten war umstritten. Mitte März 1915 sollte eine Einigungskonferenz von SP, Freisinn und Demokratischer Partei eine Lösung zur Sanierung der städtischen Finanzen bringen. «Da die liberale Fraktion sich nicht dazu verstehen konnte, der Erhebung einer ausserordentlichen Kriegssteuer zuzustimmen, und die sozialdemokratische Fraktion die Erhöhung des Gaspreises als unannehmbar erklärte, misslang der Einigungsversuch.»⁸ Im Grossen Stadtrat verwies der Wirtschaftsanwalt Robert Corti auf Finanzvorstand Rudolf Ernst (1865-1956), Bankier und ebenfalls Freisinniger, der «schwere Anklagen gegen

die Finanzpolitik der Stadt Winterthur erhoben» habe. Ernst habe zu Recht festgestellt, «dass die missliche Situation nicht auf den Krieg zurückzuführen ist, sondern darauf, dass wir auf zu grossem Fuss gelebt haben». Mit knappem Mehr beschloss das Parlament, der Gemeindeversammlung – eine solche kannte Winterthur bis zur Eingemeindung 1922 – zu beantragen, neben der Steuer von 6 Promille eine ausserordentliche Kriegssteuer von 1 Promille zu erheben.⁹ Damit sollte das budgetierte Defizit von 188'000 Franken gedeckt werden.

In der Gemeindeversammlung vertrat Finanzvorstand Ernst nochmals den Standpunkt, statt die Steuern zu erhöhen sei das Defizit mit Sparmassnahmen zu beseitigen. Oskar Huber (SP) als Sprecher der Stadtratsminderheit führte aus, dass die Erhöhung der indirekten Abgaben hauptsächlich die kleinen Leute und den Mittelstand treffe, eine Lohnkürzung bei den städtischen Angestellten das Proletariat vermehre und den privaten Arbeitgebern ein schlechtes Beispiel gebe. Die Vermögenden und die grösseren Einkommen müssten ebenfalls etwas beitragen, erklärte Huber, der auch Verlagsleiter des demokratischen «Landboten» war. Die Demokraten sprachen sich ebenfalls für die Kriegssteuer aus. Obwohl Anwalt Corti diese weiterhin ablehnte und befürchtete, dass es sich um eine bleibende Steuererhöhung handle,

Vorverlegte Polizeistunde

Zu den Massnahmen, welche der Regierungsrat nach Kriegsausbruch anordnete, gehörte auch die Vorverlegung der Polizeistunde im ganzen Kanton von 24 auf 23 Uhr, ausgenommen die beiden «Bahnhofswirtschaften von Zürich & Winterthur, die um 12 Uhr zu schliessen sind». Die Durchführung war aber nicht so einfach: «Das Militär erklärt, sich nicht an dieselbe halten zu müssen, Private erklären den Beschluss der Regierung für ungesetzlich, die Bahnhofswirtschaft wird von der militärischen Bewachung des Bahnhofes um 11 Uhr geschlossen & ihr die nach Regierungsbeschluss eingeräumte Berechtigung des Offenhaltens bis 12 Uhr bekommen». Winterthur hielt in der Folge, zuletzt als Unikum im Kanton, bis 1988 am Wirtschaftsschluss um 23 Uhr fest.

(STAW B 2/165, Protokoll Stadtrat, 15. und 17.8. 1914).

stimmte die Gemeindeversammlung der Kriegssteuer «mit grosser Mehrheit» zu.¹⁰

Die Lage der Industrie

Wegen der Mobilisierung und der Blockierung der Importe stand die Schweizer Wirtschaft nach dem Kriegsausbruch weitgehend still, was auch in Winterthur, dessen Wohlergehen im Wesentlichen von der Maschinen- und Metallindustrie abhing, zu Arbeitslosigkeit führte. Doch im Frühling 1915, als es der Schweiz gelang, mit den Krieg führenden Mächten Handelsabkommen zu schliessen, setzte eine eigentliche Kriegskonjunktur ein, die den Firmen gute Geschäfte bescherte. Dabei eröffneten sich den Schweizer Unternehmen auch Chancen, weil in den Krieg führenden Ländern die Umstellung der Produktion auf Waffen und Munition häufig zulasten der zivilen Industrien ging. Bei der Sulzer AG, die dank ihres Werks in Ludwigshafen in Deutschland produzieren konnte und Anfang 1918 eine Fabrik in Frankreich baute, zeichneten sich die Kriegsjahre durch steigende Gewinne bei anhaltend wachsender Bilanzsumme aus. Im Geschäftsjahr 1915/16 nahm der Bestellungseingang gegenüber dem Vorjahr um 77 Prozent zu, 1916/17 be-

trug die Steigerung nochmals 74 Prozent. Die Zahl der Beschäftigten stieg 1915/16 von 3'700 auf 4'600.¹¹

Ebenfalls vom Krieg profitierte die Firma Rieter, der es gelang, «sich aus der firmeneigenen Krise der Vorkriegsjahre zu lösen, um sich gestärkt der Nachkriegszeit zu stellen». ¹² Den Handelshäusern bescherte die Kriegskonjunktur gleichfalls grosse Profite. ¹³ Die Entwicklung wurde argwöhnisch registriert. «Wohl liest man etwa von Goldströmen, die durch den Krieg in unser Land fliessen sollen, und man erzählt von allerlei Leuten, die dadurch unglaubliche Reichtümer gewonnen haben sollen, auf rechtem und noch mehr auf unrechtem Wege», schrieb die Hilfsgesellschaft in ihrem Jahresbericht 1916. Aber diese Kriegsgewinne würden sich nur auf eine kleine Zahl von Bewohnern verteilen, «einheimischen und fremden, während bei Weitem der grösste Teil unserer Bevölkerung durch die fast von Tag zu Tag zunehmende Verteuerung aller Lebensbedürfnisse hart bedrückt wurde und wohl auch jene Kriegsgewinne mit bezahlen muss». ¹⁴

Mit der Verschärfung des Wirtschaftskriegs durch die Entente schrumpfte die Wirtschaft dann dramatisch, wobei das letzte Kriegsjahr eindeutig das schlechteste war. ¹⁵ Das hatte für die breite Masse eine enorme Verschlimmerung der Lage zur Folge, bereitete aber auch den Unternehmen wachsende Schwierigkeiten. Der Bund machte von den ihm eingeräumten Vollmachten viel zu spät und nur zögerlich Gebrauch. Von 1914 bis 1918 verdoppelte sich der Lebenskostenindex. Erst ab dem Frühling 1917 wurden die Grundnahrungsmittel zuerst kantonale, dann gesamtschweizerisch rationiert. «An Lebensmitteln konnte die Schweiz 1918 nur noch ein Drittel der Vorkriegsmenge einführen; an Rohstoffen (insbesondere Kohle und Eisen) war es rund die Hälfte.» ¹⁶ Obwohl sich auch hier «die Vorbote einer kommenden Arbeitslosigkeit» zeigten, war in Winterthur 1918 «noch keine allgemeine Arbeitslosigkeit vorhanden». ¹⁷

«Dann und wann ein Braten»

Zu den Massnahmen, welche die Stadt ergriff, gehörte die Förderung der Kaninchenhaltung, mit welcher man grösseren Bevölkerungskreisen «ein billiges Stück Fleisch oder eine kleine Nebeneinnahme» zu verschaffen suchte. ¹⁸ In der Sitzung der Fürsorgekommission

Die städtische Schweinemast- und -zuchtanstalt im Schlossgut Wülflingen. «Aus der eigenen Schweinemästerei in Wülflingen und einer Ergänzungsanstalt, die im Stadtschopf eingerichtet wurde, gelangte wiederum in Regie Fleisch zum Verkauf, meistens je Samstag vormittags an Bedürftige», heisst es dazu im Geschäftsbericht der Stadt von 1916. (Aus: Sträuli, Kriegsfürsorge, nach S. 24)



vom 25. November 1916 teilte deren Präsident mit, man habe sich mit dem Präsidenten des Kaninchenzüchtervereins «zur Prüfung der Frage, auf welche Weise die Kaninchenzucht zum Zwecke der Fleischversorgung gefördert werden könnte», in Verbindung gesetzt.¹⁹ Man setzte eine Kaninchenkommission ein, welcher Schriftsetzermeister Nobel als Präsident, Materialverwalter Freitag, der Pfändungsbeamte Hürlimann, der Büroangestellte Egg, Küfermeister Keller, Webermeister Hug und der Giesser Ehrat angehörten.²⁰ 1917 wurde an drei Vorträgen mit Lichtbildern über praktische Fragen der Kaninchenhaltung informiert. Sie waren von je etwa 300 Personen besucht. Zwei Ausstellungen von Tieren, Fellen, Lederartikeln und Ställen stiessen ebenfalls auf grosses Echo. «An sie schlossen sich an vier Abenden Fellliderungskurse an, in denen Anleitung gegeben wurde, wie auf einfache Weise das abgezogene Fell zu einem weichen Pelz verarbeitet werden kann.» Grosse Mühe bereitete der Kommission «die Zuteilung der Futterplätze (zirka 11'200 m² Wiesengrundstücke, dazu Waldwege und Parzellen, die die Stadt zur Verfügung stellte)». Als Futter gab die Stadt zudem gedörrte Apfelkerngehäuse ab. Die Abteilung Kaninchenzucht des Ornithologischen Vereins vermittelte den «Kriegszüchtern» durch seine Mitglieder Tiere.²¹ Der Erfolg konnte sich sehen lassen. Die Kaninchenhaltung verschaffe «dem Züchter nicht unerheblichen Nebenverdienst und bringt auch der unbemittelten Familie dann und wann ei-

nen Braten auf den Tisch», zog Stadtpräsident Sträuli 1920 Bilanz. 1919 war die Zahl der Tiere von 1'200 auf 2'700 gestiegen, «und es wurden von Mitgliedern des Vereins allein 2'163 Tiere mit einem Gewicht von 4'410 Kilo und einem Fleisch-, Fell- und Düngerwert von Fr. 29'513 geschlachtet».²² Im August 1919 hielt die Fürsorgekommission fest, die Kaninchenkommission solle eingeladen werden, ihre Tätigkeit weiterzuführen.²³ Der Ornithologische Verein erhielt nach dem Kriegsende für seine Verdienste einen städtischen Beitrag.

Einen vollständigen Überblick über die Kriegsmassnahmen der Stadt gibt ein Bericht von Stadtpräsident Hans Sträuli von 1920. Sie reichten von der Lebensmittelfürsorge (Verproviantierung, Rationierung, Notstandsfürsorge, Verbilligungen) über die Volksküchen (Suppenanstalten, Städtische Volksküche, private Speiseanstalten) und allgemeine Unterstützungen (Wehrmannsunterstützung, Kriegsnotunterstützung, Freiwilligen- und Einwohnerarmenpflege, private Hilfe, Frauenhilfe) bis zur Förderung der Produktion (städtische Landwirtschaft, Schülerhilfe und Schülergärten, privater Anbau, industrielle Landwirtschaft, Pünten, Kaninchenzucht, Schweinemastanstalt, Dörranstalten, Konservierungskurse, Kochkurse) und zur Brennstoff-, Wohnungs- und Arbeitslosenfürsorge.²⁴ Für den Vollzug wurden zahlreiche neue Ämter und Kommissionen geschaffen. Die Fürsorgerechnung der Stadt vom 1. August 1914 bis zum 30. Juni 1920 wies bei Ausgaben von



Der Jurist Hans Sträuli (1862-1938) stand von 1911 bis 1930 an der Spitze der Stadt und schrieb über die Kriegsfürsorge einen ausführlichen Bericht. 1911-1934 sass der Demokrat Sträuli im Nationalrat, den er 1931 präsidierte. (Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek)

Treuer Angestellter: Nach 40 Dienstjahren wurde Conrad Baeschlin Ende 1931 von der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik mit doppelter Gratifikation und einem schönen Abschiedsbrief in die Pension verabschiedet. (Bild Privatbesitz)

3,9 und Einnahmen von 2,8 Millionen Franken einen Verlust von 1,1 Millionen Franken aus.²⁵ Auch in Winterthur wurde indes ein beträchtlicher Teil der Massnahmen erst spät Tatsache, und sie reichten nicht aus.

6'000 Ster Holz aus der Innerschweiz

Um die Versorgung ihrer Belegschaften zu verbessern und gleichzeitig Lohnforderungen der Arbeiter begegnen zu können, trafen die Firmen ebenfalls Massnahmen – «der Not Gehör schenkend, nicht dem eigenen Triebe», wie Oscar Sulzer später einräumte.²⁶ Diese Vorkehrungen kamen jedoch sehr spät und erst unter dem Eindruck zunehmender Arbeiterproteste. «Sowohl in der Fabrik Sulzer als auch in der Loci²⁷ wurde infolge Mangel an Lebensmitteln aller Art beschlossen, Detailhandel in Lebensmitteln, Schuhen, Fleisch, Kleidern etc. einzurichten, um den Arbeitern en Angestellten billige Artikel zu beschaffen», schreibt Conrad Baeschlin (1866-1953), ein langjähriger Angestellter der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik (SLM), in seinen Lebenserinnerungen. Aufsicht, Einkauf und Verkauf des La-

dens der «Loki» wurden Baeschlin übertragen, der bei der SLM im Einkaufsbüro arbeitete.²⁸

Eingerichtet wurden die Läden 1918 nach dem grossen Streik in der Metallindustrie. Im gleichen Jahr wurde im Auftrag des Bunds eine Kommission für industrielle Landwirtschaft gebildet, der gemäss Baeschlin die Direktoren Meyer (Gebr. Sulzer), Halter (Rieter), Bindschedler (Seidenweberei) und Denzler (SLM), der spätere Stadtrat Emil Freitag sowie «meine Wenigkeit» angehörten. Baeschlin wurde zum Betriebsleiter ernannt. «Frucht, Kartoffeln & Gemüse wurden gepflanzt», erinnert sich Baeschlin. «Die Frucht [Getreide] musste dem Bund abgeliefert werden. Kartoffeln & Gemüse wurden verteilt an die Wohlfahrtsküchen der betreff. Firmen. Dies wurde betrieben bis zum Ende des Krieges.»²⁹ Die Winterthurer Industrie machte bei Veltheim, Heitlingen, Wülflingen, Altikon, Seelmatten und anderswo etwa 500 Jucharten für die Produktion nutzbar, indem Ödland entwässert wurden, die man auf 10-15 Jahre pachtete.³⁰

Eine weitere kriegsbedingte Sonderaufgabe Baeschlins war der Holzeinkauf. «Wegen Mangel an Kohlen für den Betrieb & die Lokomotiven war die Fabrik gezwungen, Hartholz zu beschaffen.» Äusser den Urkantonen und Glarus bewilligte kein Kanton die Ausfuhr von Holz-«Spalten». Die SLM-Direktion beauftragte Baeschlin, in den genannten Kantonen etwa 6'000 Ster Buchenholz einzukaufen, zum Höchstpreis von 30 Franken pro Ster ab Station. Baeschlin wurde mit einem Beglaubigungsschreiben ausgestattet und quartierte sich im Hotel «Krone» in Stans ein, um von dort aus auf Holzsuche zu gehen. Sofort holte er beim Obwaldner Regierungsrat Maria Odermatt (1867-1950) eine Bewilligung für den Einkauf ein. Odermatt, der sehr entgegenkom-



mend war, besorgte ihm auch die Ausweise für die anderen Innerschweizer Kantone und empfahl ihm einen Vermittler, mit dem Baeschlin dann einen Vertrag abschloss. «Jeweils, wenn er einen Posten Holz aufgestöbert hatte, reiste ich wieder in die Urkantone, um die bezügl. Holzkäufe abzuschliessen. Ca. 3 Wochen suchte ich die Holzbauern im Thal & in den Höhen ab, von Stans bis Engelberg, von Flüelen, Altdorf, Wasen bis Göschenen; auch die Holzbörse in Luzern besuchte einige Male, bis [ich] meine 6'000 Ster beisammen hatte.»³¹

15 Waggon Kartoffeln

Zudem war Baeschlin für die Beschaffung von Kartoffeln zuständig. «Jeweils im Herbst besorgte die Loki für Angestellte & Arbeiter den Einkauf von Kartoffeln zu anständigen Preisen», schreibt Baeschlin. «Im Jahr 1918 waren die Kartoffeln sozusagen rationiert, d.h. die meisten Kantone sperrten den Verkauf & so gab auch hier die Direction mir wiederum den Auftrag, darnach zu trachten, ca. 15 Waggon Kartoffeln hereinzubringen.» In Rafz, Eglisau, im Klettgau, im Reiat und auch in Ramsen stiess Baeschlin «auf Schwierigkeiten». In Ramsen er-

fuhr er aber, «dass an der deutschen Grenze 3 Grossbauern ca. 8 Waggon Kartoffeln aufgestapelt hatten & nicht zum Höchstpreise abgeben wollten». Diese Bauern, «als wirkliche Grobiane geschildert», habe er dennoch besucht, «um einen Kauf zu erzielen, aber alles war vergebens». Daraufhin ging Baeschlin zum Polizeiposten Ramsen und liess sich eine Bescheinigung geben, «dass bei diesen Grossbauern noch grössere Quantum liegen». Mit dieser Bescheinigung suchte er Regierungsrat Traugott Waldvogel in Schaffhausen auf. «Das wirkte & nach ca. 14 Tagen erhielten wir 5 Waggon Kartoffeln ab Ramsen.»³² Im Zweiten Weltkrieg baute die SLM im Weinland dann selbst Kartoffeln an.

Der grosse Streik vom Juni 1918

Schon bald wehrte sich die Arbeiterschaft mit Streiks gegen die Verschlechterung ihrer Lage, so zum Beispiel 1916 bei der SLM.³³ 1918 fand in der Winterthurer Metallindustrie «die grösste Arbeitsniederlegung eines Platzes, zu der es bis jetzt in der Schweiz gekommen ist», statt. Über diesen Streik schickte SLM-General-

Budget einer «Wehrmannsfrau»

Am 28. Oktober 1918 veröffentlichte die «Winterthurer Arbeiterzeitung» die Zuschrift einer «Wehrmannsfrau», in welcher sie ihr Budget erläuterte. Sie habe in ihrer Zusammenstellung «nur das Allernötigste in Anrechnung gebracht, von Fleisch usw. ist keine Rede», schrieb die Frau, deren Mann sich seit Längerem im Militärdienst befand. Die monatlichen Ausgaben von 110.90 Franken, berechnet für drei Personen, setzten sich wie folgt zusammen:

Zins	Fr. 35.—
Milch	Fr. 21.—
Brot	Fr. 12.—
Mehl	Fr. 1.10
Fett und Butter	Fr. 10.50
Zucker	Fr. 3.60
Teigwaren	Fr. 1.80
Reis	Fr. 1.20
Griess (für Kind unter zwei Jahren)	Fr. 1.10
Kochgas	Fr. 13.20
Beleuchtung (Petrol)	Fr. 2.40
Waschmaterial	Fr. 8.—

Dem stand als Einnahme die Unterstützung von 4.60 Franken pro Tag, also 138 Franken, gegenüber. «Ich habe das Recht, billigere Lebensmittel zu beziehen, sonst würde es gar nicht reichen», stellte die Frau fest. Von den verbleibenden 27 Franken sollte sie Äpfel und verschiedene andere Dinge für den Winter – zum Beispiel Kleider für die beiden Knaben – kaufen. «Eine Zulage für die Wehrmannsfrauen wäre da gewiss vonnöten, damit man nicht immer noch beim Verein für Soldatenwohl betteln müsste, weil der Staat sich von seinen elementarsten Pflichten auf elendeste Weise drückt.»

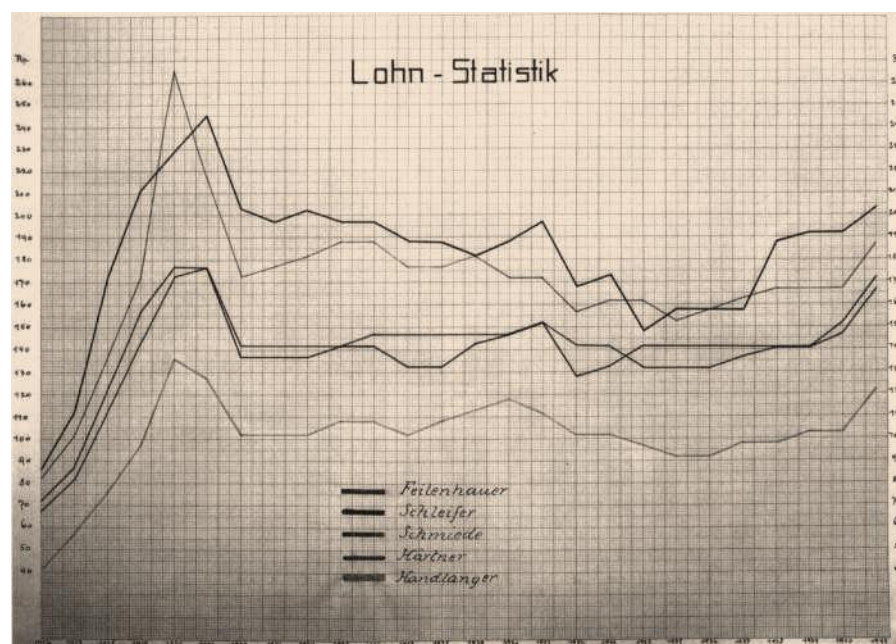
direktor Oskar Denzler (1877-1938) Mitte Juli «im Auftrag der drei bekämpften Firmen» Sulzer, Rieter und SLM ein Memorial an den Arbeitgeberverband schweizerischer Maschinen- & Metall-Industrieller (ASM) beziehungsweise dessen Präsidenten Hugo Sämman, Generaldirektor der Firma Von Roll. Das Dokument diente der Rechtfertigung des Verhaltens der drei Winterthurer Firmen und gibt eine gute Übersicht über den Konfliktverlauf. In der letzten Maiwoche gelangten die Arbeiterkommissionen der drei Firmen an ihre Geschäftsleitungen mit der Forderung, die Teuerungszulagen zu erhö-

hen. Dabei wiesen sie darauf hin, dass ihre Forderung «heute schon durch die fortschreitende Teuerung überholt sein dürfte». Die Existenzmöglichkeit der Arbeiterschaft sei «auf das schwerste» gefährdet, und das verdiene «zum mindesten eine gründliche Rücksichtnahme seitens der Tit. Geschäftsleitungen». ³⁴ Bei Rieter betrogen die realen Stundenlöhne 1918 gerade noch 68 Prozent und inklusive Teuerungszulage 82 Prozent des Stands von 1914, was etwa der Entwicklung der Branche entsprach. ³⁵

Die drei Firmen lehnten das Begehren, nach einer gemeinsamen Konferenz, ab und begründeten dies mit den bisher gemachten Konzessionen und der unsicheren geschäftlichen Lage. Man habe sich des Gefühls nicht erwehren können, schrieb Denzler, dass «seitens der Metallarbeitergewerkschaft auf eine Kraftprobe hingearbeitet werde». Die Gewerkschaft rief daraufhin das Einigungsamt an. Die Firmen erschienen dort, nachdem ihnen Stadtpräsident Sträuli die Zusicherung gegeben hatte, dass das Einigungsamt keinen Schiedsspruch fällen werde. Die Firmen erklärten kategorisch, dass eine Erhöhung der Teuerungszulagen nach all den früheren Zugeständnissen «einfach unmöglich» sei. Nachdem ein Ultimatum der Arbeiterschaft abgelehnt worden war, traten am 28. Juni rund 5'600 Arbeiter und 800 Lehrlinge in den Streik, wobei die Arbeitgeber ihre Betriebe vorsorglich schlossen. Dadurch hätten Ausschreitungen und Ruhestörungen vermieden werden können, stellte Denzler fest, «wenn auch auf der andern Seite bedauert werden muss, dass eine Reihe von Arbeitswilligen durch den Streik zu Schaden kamen». Eine erste Verhandlung auf dem Einigungsamt verlief resultatlos. Die weiteren Beratungen unter den Firmen führten zum Entscheid, «in erster Linie der Frage der Lebensmittelversorgung alle Aufmerksamkeit zu schenken, weil offenbar das Ernährungsproblem die ganze Bewegung ausgelöst» habe. Man beschloss, beim Chef des Zürcher Ernährungsamts vorstellig zu werden «und durch Einkauf von nicht rationierten Lebensmitteln (Kartoffeln, Kastanien, Gemüse, Schokolade, Kakaopulver), sowie Bedarfsartikeln wie Schuhe und Überkleider, den ständigen Preistreibern und ihren unheilvollen Wirkungen die Spitze abzubauen».

In einem zähen Verhandlungsprozess kamen die Firmen den Forderungen der Arbeiterschaft schrittweise entgegen. Während dieses Prozesses intervenierte auch

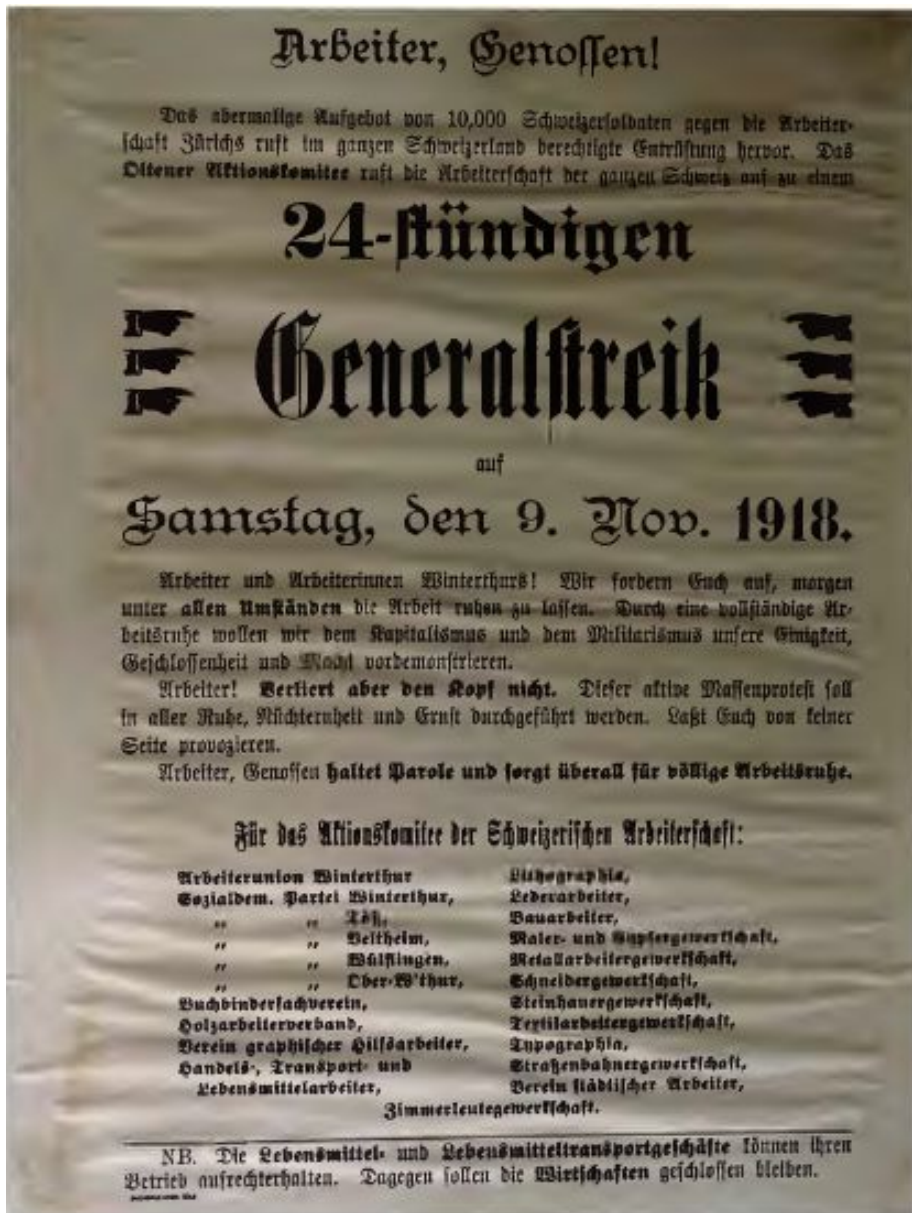
Die Lohnentwicklung in der Feilenfabrik Schwarz von 1916 bis 1942 zeigt klar die extreme Teuerung während des Ersten Weltkriegs. (Stadtarchiv Winterthur, Album Feilenfabrik Schwarz 1867-1942)



Bundesrat Edmund Schulthess in Winterthur, der ein Übergreifen der Bewegung auf andere Städte und Unruhen befürchtete. Noch am 5. Juli erklärten die Vertreter von Sulzer, Rieter und SLM aber, «dass die Industrie absolut keine Eile habe, den Streik, der ja im Grund nur den Zeitpunkt des Beginnes der Arbeitslosigkeit hinauschiebe, so rasch zu beendigen». Das war jedoch nur ein letztes Rückzugsgefecht. Am 8. Juli wurde die Arbeit in allen Betrieben wieder aufgenommen.³⁶ Dass der Streik ruhig verlief, war unter anderem der Tatsache zu verdanken, dass die Streikleitung ein Wirtschaftsverbot erliess.³⁷ In seinem Memorial an den Arbeitgeberverband verteidigte Generaldirektor Denzler, sonst eher zu den Hardlinern zählend, die gemachten Konzessionen. Das allgemeine Gesetz, wonach sich der Lohn nach Angebot und Nachfrage richte, sei durch den Krieg «zeitweilig ins Wanken gekommen», hielt er fest. «Die Lebensmittelknappheit einerseits und die Geldentwertung andererseits haben dazu geführt, dass dem Arbeiter Leistungen in Form von Teuerungszulagen gemacht werden müssen, für die ein Äquivalent nicht besteht.» Die Art der Konzessionen der Winterthurer Firmen war beim Arbeitgeberverband umstritten. Dort herrschte die Meinung vor, dass man allenfalls die Löhne erhöhen könne, bei den vom Verband beschlossenen Höchstgrenzen für die Teuerungszulagen aber hart bleiben müsse. Zur Frage, ob sich der Streik nicht hätte verhindern lassen, be-

merkte Denzler, gegenüber kurzfristigen Ultimaten und Streikdrohungen der Gewerkschaft gebe es nur das Mittel, «dem Streik mit der Schliessung des Betriebes zu begegnen». Nur so werde «die Stosskraft des Metallarbeiterverbandes getroffen, der Verband selbst finanziell geschwächt und die Streiklust der Führer wie der Arbeiter gedämpft». Ein Streik, der die Gewerkschaft 180'000 Franken kostete, sei «ein Experiment, das sich so leicht nicht wiederholen lässt, auch wenn dadurch Hunderte von neuen Mitgliedern für die Gewerkschaft gewonnen werden».³⁸

«Der volle Erfolg der Ausständigen aller Betriebe ist denn auch ein unbestrittener, ja direkt anerkannter», frohlockte ihrerseits die «Winterthurer AZ», und der «Landbote» schrieb von einem «schönen Erfolg».³⁹ Die Arbeitgeber machten für den Konflikt wie erwähnt hauptsächlich die Versorgungslage verantwortlich, und hier hätten in erster Linie die Behörden Abhilfe zu schaffen.⁴⁰ In die gleiche Kerbe hieb der neu gegründete «Arbeitgeberverband Winterthur & Umgebung» in einer Eingabe an die Stadt, worauf Stadtschreiber Jean Leuthold an einer Stadtratssitzung entgegnete, «die Industriellen hätten für die Lebensmittelversorgung noch nicht viel getan», während die Stadt «ihr Möglichstes geleistet» habe.⁴¹ Die wachsende Not kulminierte schliesslich im landesweiten Generalstreik vom 12. bis 14. November 1918.⁴² Er nahm in Winterthur einen äusserst



Winterthurer Aufruf zum Proteststreik vom 9. November 1918, der in 19 Industriezentren stattfand. Auf ihn folgte am 12. November der landesweite Generalstreik, der bereits zwei Tage später abgebrochen wurde, weil die Niederschlagung durch die Armee drohte. (Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek, Ms. Achtmich 17)

glimpflich Verlauf, nicht zuletzt wegen der vermittelnden Haltung des von SP und sozial aufgeschlossenen Demokraten dominierten Stadtrats.⁴³

Langsame Normalisierung

Nach dem Kriegsende wurden auch in Winterthur die Notmassnahmen Schritt für Schritt abgebaut. Das hiess allerdings nicht, dass es den unteren Schichten entscheidend besser gegangen wäre, zumal diese von der heftigen Krise zu Beginn der 1920er-Jahre ein weiteres Mal getroffen wurden. Immerhin profitierten diejenigen Be-

schäftigten, die ihre Stelle behielten, von steigenden Reallohnen. Ende April 1920, vor der besagten Krise, bezogen im Kanton Zürich immer noch 39'139 Personen Notstandsbeiträge, gegenüber 81'675 im Januar 1918.⁴⁴ Die Streiks hielten im ersten Nachkriegsjahr an. Nach der Krise von 1921/22 erholte sich die Wirtschaft nur langsam, und als sie endlich wieder den Stand der Vorkriegszeit erreicht hatte, brach die Weltwirtschaftskrise aus, die Winterthur erneut starke Belastungen brachte. Die schlimmen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs hatten wenigstens zur Folge, dass sowohl der Staat als auch die Unternehmen auf den Zweiten Weltkrieg weit besser vorbereitet waren.

Anmerkungen

- 1 Landbote, 1.8.1914.
- 2 Stadtarchiv Winterthur (STAW), B 2/165, Protokoll Stadtrat, 1. 8.1914.
- 3 Sträuli, Hans: Kriegsfürsorge in Winterthur, 1914-1920 (Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft Winterthur 1921), Winterthur 1920, S. 19. Allgemein auch: Buomberger, Thomas: Helfen als Verpflichtung. Die Hilfsgesellschaft Winterthur 1812-2012 (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, Bd. 346), Winterthur 2012; Ganz, Werner: Geschichte der Stadt Winterthur. Vom Durchbruch der Helvetik 1798 bis zur Stadtvereinigung 1922, Winterthur 1979.
- 4 STAW, B 2C/28, Protokoll Grosser Stadtrat, 14.9.1914.
- 5 Landbote, 7.9.1914.
- 6 STAW, B 2C/28, Protokoll Grosser Stadtrat, 14.9.1914.
- 7 STAW, B 2/165, Protokoll Stadtrat, 15.8.1914-
- 8 STAW, B 2C/28, Protokoll Grosser Stadtrat, 22.3.1915.
- 9 STAW, B 2c/28, Protokoll Grosser Stadtrat, 31.3.1915.
- 10 STAW, B 2d/14, Protokoll Gemeindeversammlung, 11.4.1915.
- 11 Adank, Florian: Eine «Exportfirma par excellence». Die Sulzer Unternehmungen AG in Winterthur, 1914-1925, in: Rossfeld, Roman / Straumann, Tobias (Hg.): Der vergessene Wirtschaftskrieg. Schweizer Unternehmen im Ersten Weltkrieg, Zürich 2008, S. 89-115, hier S. 94-96.
- 12 Stutz, Sabine: Der Erste Weltkrieg als Chance. Die Entwicklung der «Actiengesellschaft vormals Joh. Jacob Rieter 6^e Cie» von 1910-1925 (Lizentiatsarbeit, Universität Zürich), Zürich 2006, S. 14,104 f.
- 13 Dejung, Christof: Welthandelshaus und «Swiss Firm». Die Firma Gebrüder Volkart während des Ersten Weltkriegs, in: Groebner, Valentin / Guex, Sébastien / Tanner, Jakob (Hg.): Kriegswirtschaft und Wirtschaftskriege, Zürich 2008, S. 117-133, hier S. 128.
- 14 Jahresbericht Hilfsgesellschaft Winterthur 1916, S. 3.
- 15 Zur wirtschaftlichen Entwicklung siehe auch den Beitrag von Tobias Straumann in diesem Band.
- 16 Rossfeld, Roman / Straumann, Tobias: Zwischen den Fronten oder an allen Fronten? Eine Einführung, in: Rossfeld, Roman / Straumann, Tobias (Hg.): Der vergessene Wirtschaftskrieg. Schweizer Unternehmen im Ersten Weltkrieg, Zürich 2008, S. 11-59, hier S. 23-25.
- 17 Geschäftsbericht der Stadt Winterthur 1918, S. 24.
- 18 Geschäftsbericht der Stadt Winterthur 1917, S.15.
- 19 STAW, OBe/i, Protokoll Fürsorgekommission, 25. 11.1916.
- 20 Sträuli, Kriegsfürsorge (wie Anm. 3), S. 46.
- 21 Geschäftsberichte der Stadt Winterthur 1917, S. 15.
- 22 Sträuli, Kriegsfürsorge (wie Anm. 3), S. 28.
- 23 STAW, OBe/i Protokoll Fürsorgekommission, 19. 8.1919.
- 24 Sträuli, Kriegsfürsorge (wie Anm. 3).
- 25 Ebd., 42 f.
- 26 Schaufelberger, Hans: Die Stadt Winterthur im 20. Jahrhundert. Eine Chronik mit begleitenden Texten, Winterthur 1991, S.46.
- 27 Baeschlin verwendet konsequent die Schreibweise mit c.
- 28 Lebensbild von Conrad Baeschlin, geb. 1866. Zur Erinnerung meinem 1. Sohne Ernst gewidmet (Ms., Privatbesitz), Zürich 1946,8.72.
- 29 Baeschlin, Lebensbild (wie Anm. 28), S. 73.
- 30 Sträuli, Kriegsfürsorge (wie Anm. 3), S. 24; Bernhard, Hans: Die Organisation der industriellen Landwirtschaft in Winterthur (Schriften der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft, Nr. 1), Zürich 1918.
- 31 Baeschlin, Lebensbild (wie Anm. 28), S. 74 f.
- 32 Ebd., S. 77 f.
- 33 Landbote, 27.3.1916. Zur Entwicklung des Betriebsklimas bei der SLM vgl. Vogel, Kaspar: Die Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik 1871-1997, 2. erw. Aufl., Luzern 2003, S. 39-50.
- 34 Firmenarchiv Sulzer, Ordner Arbeitsniederlegung vom 28. Juni-6. Juli 1918, Bericht Oskar Denzler an Hugo Sämann, 18.7.1918.
- 35 Stutz, Weltkrieg (wie Anm. 12), S. 105 und Anhang X.
- 36 Bericht Denzler (wie Anm. 34); Der Winterthurer Grossstreik, in: Winterthurer Arbeiterzeitung, 8.7.1918; Zum Grosskampf in Winterthur, in: Schweizerische Metallarbeiter-Zeitung, 20.7.1918.
- 37 STAW, B 2/167, Protokoll Stadtrat, 29.6.1918.
- 38 Bericht Denzler (wie Anm. 34).
- 39 Winterthurer Arbeiter Zeitung, 10.7.1918; Landbote 9.7.1918. Neben den drei grossen Firmen wurden die Seidenweberei (Sidi) und die Trikotage Nägeli bestreikt.
- 40 Neues Winterthurer Tagblatt, 10.7.1918.
- 41 STAW, B 2/167, Protokoll Stadtrat, 12.7. 1918.
- 42 Schneider, Willi: Die Geschichte der Winterthurer Arbeiterbewegung, Winterthur 1960, S. 147-155.
- 43 STAW, B 2C/30, Protokoll Grosser Stadtrat, 18.11.1918; Geschäftsbericht der Stadt Winterthur 1918, S. 52 f. Siehe auch die Kapitel Politik und Wirtschaft von Adrian Knoepfli in der neuen Winterthurer Stadtgeschichte, die im März 2014 beim Chronos Verlag, Zürich, erscheint.
- 44 STAW, OBe/i, Fürsorgekommission, Volkswirtschaftsdirektion des Kantons Zürich, Kreis schreiben an die Gemeinderäte betreffend den Abbau der Notstandsaktion, 16. 5.1920.

Martin Achtnich-Raithelhuber (1883-1931):
Fabrikant und Familienhistoriker. (Winterthurer
Bibliotheken, Studienbibliothek)



Peter Niederhäuser

Kriegserinnerungen: Der Rückblick eines Winterthurer Fabrikanten

Mitte der 1920er-Jahre trug der Winterthurer Strickereifabrikant Martin Achtnich-Raithelhuber seine «Erinnerungen» an den Ersten Weltkrieg auf etwas mehr als 50 maschinenbeschriebenen Seiten zusammen und ergänzte seine Sicht wenig später mit zwei übergrossen Alben, die Bilder, Unterlagen, Zeitungsartikel und Notizen versammeln. Beide Bestände sind in sich geschlossen und gehören doch zusammen, und beide sind bis vor Kurzem als Teil des Familienarchivs kaum zugänglich gewesen. Es lohnt sich deshalb, die Schilderung des Kriegsalltags aus der Sicht eines Winterthurer Unternehmers mit familiären und geschäftlichen Beziehungen über Europa hinaus hier näher vorzustellen, Ausschnitte der schriftlichen Erinnerungen im Wortlaut abzudrucken und mit Abbildungen aus den Alben zu ergänzen. Natürlich sind die nachträglichen und subjektiven Ausführungen mit Vorbehalt zu lesen, trotzdem erlauben sie einen wertvollen Einblick in den Alltag eines mittelgrossen, exportorientierten Unternehmens, dessen Existenz mit dem Kriegsausbruch plötzlich infrage gestellt wurde.¹

Martin Achtnich übernahm 1907 nach dem plötzlichen Tod seines Vaters Walter Achtnich-Glitsch als 23-Jähriger eine Tricotfabrik, die 1886 gegründet worden war, aber auf eine bereits 1883 entstandene Maschinen-

strickerei zurückging. Die spätere Firma Sawaco (Société anonyme Walter Achtnich & Co.) konnte sich nach einer längeren Durststrecke als Winterthurer Betrieb etablieren und bestand als Familienunternehmen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Die mechanische Strickwarenfabrik produzierte zuerst vor allem Strümpfe, später immer häufiger Unterwäsche sowie andere gestrickte Kleidungsstücke und war sehr stark auf den Export nach England ausgerichtet. 1910 entstand eine Tochterfirma in Belfort, 1912 stieg Achtnich in eine niederländische Tricotfabrik ein. 1914 beschäftigte das Unternehmen im Winterthurer Stammhaus rund 450 Personen.

Die Firma weist nicht nur einen speziellen industriegeschichtlichen, sondern auch einen ungewöhnlichen familiären Hintergrund auf. Walter Achtnich und seine Frau Luise Glitsch waren Deutsche und gehörten der pietistischen Bewegung der Herrnhuter an. Im damaligen Schlesien östlich von Dresden geboren, lernte Walter Achtnich auf seinen Wanderjahren als Kaufmann eher zufällig die Stadt Winterthur kennen und baute sich hier mit einem Partner 1883 eine kleine Maschinenstrickerei auf, einen noch jungen, vielversprechenden Fertigungszweig. Mit dem Geld seines wohlhabenden russlanddeutschen Schwiegervaters Johann Caspar Glitsch, Inhaber einer Senffabrik in Sarepta an der Wolga (heute ein Stadtteil von Wolgograd), machte sich Achtnich 1886 selbständig.

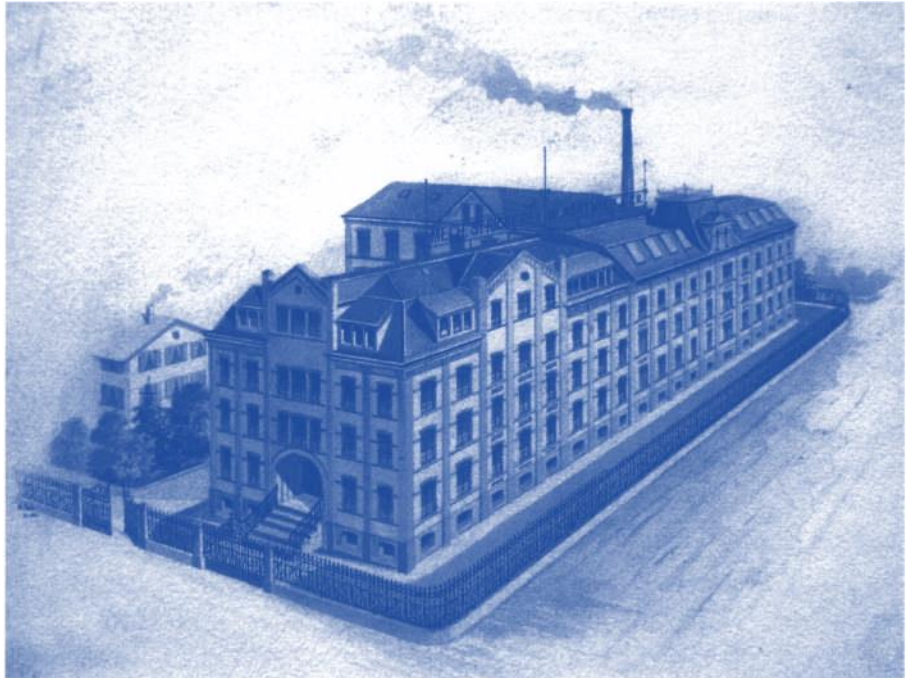
Der von einem bewusst gelebten Glauben und von der praktischen Nächstenliebe bestimmte pietistische Hintergrund prägte die Unternehmerfamilie. Über die Zugehörigkeit zur Herrnhuter Brüdergemeine waren die Achtnich zahlreichen Brüdern und Schwestern bis nach Amerika verbunden – Glaube und Verwandtschaft gingen Hand in Hand. Das weite Beziehungsnetz und das Zusammengehörigkeitsgefühl weckten auch das Interesse an den eigenen Ahnen und an der Vergangenheit im allgemeinen Sinn. So hinterliess Luise Helene Achtnich-Glitsch neben einer Familienchronik zahlreiche Gedichte und Texte zu Personen. Trotz der mühevollen unternehmerischen Tätigkeit kümmerte sich auch ihr Sohn Martin Achtnich, der 1912 die württembergische Fabrikantentochter Elisabeth Raithelhuber heiratete, um die Geschichte. Ihm verdanken wir die «Kriegserinnerungen», ihm verdanken wir zahlreiche Ahnentafeln und eine mehrbändige Familiengeschichte, die Wort und Bild verknüpft und so eine einzigartige Quelle darstellt.

1926 beschrieb Martin Achtnich beispielsweise seine Faszination für den «Garten der Vergangenheit», der sich mit einem «Zauberschlüssel» öffnen lasse und der dazu einlade, selbst Hand anzulegen: Es sei «Pflicht der Lebenden, auch an die zu denken, die nach uns kommen und die gerne etwas über uns, die heute Lebenden, hören werden [...]».

Seine Arbeit galt der Strickerei, seine Freizeit der Geschichte. Martin Achtnich-Raithelhuber scheute keine Kosten und keinen Aufwand, ein breites und anschauliches Bild der Vergangenheit zu entwerfen und durchaus (selbst)kritisch sein eigenes Leben zu würdigen. Als der Fabrikant knapp 47-jährig am 9. Juli 1931 an Herzversagen starb, hinterliess er ein unvollendetes Werk, das von der Familie in jahrelanger Arbeit indes abgeschlossen werden konnte. Im Zentrum stehen die Ahnentafeln, während die «Kriegserinnerungen» innerhalb des familienhistorisch orientierten Engagements einen eigenen Rang einnehmen, aber ebenfalls gegen die Gefahr des Vergessens gerichtet sind. Aus der Überlieferung wird deutlich, dass Martin Achtnich-Raithelhuber während des Kriegs seine Erlebnisse und Gedanken notierte und unzählige Materialien zusammentrug, welche ihm die «Erinnerung» nachträglich erst ermöglichten.

Als bewusste «Kriegserinnerung» gewinnt der Rückblick Achtnichs einen besonderen, weniger der Familie als dem Unternehmen verpflichteten Quellenwert. Trotz seiner Schwiegereltern in Deutschland, trotz des Todes seines Schwagers Paul Raithelhuber 1917 in der Champagne oder seines Veters Paul Glitsch in den russischen Revolutionswirren 1917 in Sankt Petersburg interessierte sich Achtnich hier weniger für die Familie oder für den familiären Alltag als für sein Geschäft und die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Obwohl ein «Schweizer» Betrieb, war die Strickerei vom Krieg stark betroffen. Rohstoff- und Ersatzteillieferungen, der Export wie der Zahlungsverkehr, Personalfragen und Anstellungsverhältnisse, der Kampf gegen eine kriegsbedingte Bürokratie und die Gefahr, auf schwarzen Listen der Krieg führenden Mächte zu landen, beschäftigten den Fabrikanten und erschwerten jede Planung. Hinzu kam das Schicksal der beiden Niederlassungen in Belfort und Amsterdam, deren Zukunft lange ungewiss war. Unter anderem dank Lieferungen nach England, Deutsch-

Die 1894 errichtete, mehrfach erweiterte Strickerei Achtnich im Winterthurer Neuwiesen-Quartier. Zeichnung aus der Zwischenkriegszeit. (Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek)



Das Album «Kriegserinnerungen», Titelblatt des ersten Bands. Alle folgenden Bilder stammen aus diesem Band. (Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek, Ms. Achtnich 16)



land und Frankreich gelang es Martin Achtnich, im Lauf der Kriegsjahre die Produktion auszuweiten und wieder mehr Leute einzustellen; er war sich aber – wenigstens im Rückblick – bewusst, dass nach dem Krieg die Situation rasch umschlagen konnte. Als die Amsterdamer Fabrik 1923 unter grossem finanziellem Opfer aufgegeben wurde, zog Achtnich bezeichnenderweise das folgende Fazit: «Als der Friede kam (für uns der Platzregen des Evangeliums), wurde die Kundenschaft uns weggeschwemmt.»

«Kriegserinnerungen 1914/19»

(Auszüge aus dem maschinengeschriebenen Manuskript von Martin Achtnich-Raitelhuber)

«Heute liegt der Krieg ein volles Jahrzehnt hinter uns, tief hat er in das Leben unseres Volkes gegriffen [...], und doch scheint all das, was vor 10 und noch mehr Jahren tagtäglich unser Leben erfüllte, in weite Ferne gerückt, wir haben die Nöte der damaligen Zeit vergessen. [...]

Auf die Lebensmittelläden wird förmlich Sturm gelauten und in etwa 2 Tagen sind sie ausverkauft. Zucker war schon Montag abend den 27. [Juli] nicht mehr zu bekommen. Die Banken werden gestürmt, die Spargelder zurückgefordert und von den Behörden wird erst eingegriffen, als schon ungeheure Mengen Gelder zurückgezogen sind. Auch wir haben uns dieser Massensuggestion des Einkaufens nicht entzogen und Mehl und Konserven zugelegt. [...] Was wird aus uns? Was aus den Fabriken? Kann weitergearbeitet werden? [...] Ich selber werde an das Telephon gerufen. Ein Telegramm von meinem Bruder Walther aus Amsterdam fragt: ‚Was tun‘. Ich telegraphierte zurück: ‚Heimkommen‘. Das Telegramm ist nie an seinen Bestimmungsort gelangt. [...]

So rückt der 1. August heran. Am Tag vorher sind schon die für England bestimmten Sendungen von Basel zurückgekommen. Keine Möglichkeit zu spedieren. Bestellungen laufen überhaupt nicht mehr ein. Das, was da ist, wird etwa für drei Wochen reichen bei ausgiebigem Arbeiten. Unser Prokurist Herr Bohler kommt aus den Ferien zurück. Auch er muss zum bewaffneten Landsturm. Wir lassen kurzerhand alle Arbeiterinnen zusammenkommen und teilen mit, dass wir auf 14 Tage künden. Das war nun auf jeden Fall sehr unklug gehandelt. [...] Mir ist es schwer ums Herz und einzelne der Arbeiterinnen weinen. Kurz darauf werde ich ans Telefon gerufen. Belfort wünscht mich zu sprechen. ‚Herr Achtnich, wir wären so weit, eben haben die 5 Kanonenschüsse über die Stadt hingedonnert. Mobilisation générale. Alle Fabriken sind geschlossen und die Leute warten auf den letzten Zahltag, um dann Haus und Hof zu verlassen. Innert 5 Tagen muss Belfort von der Zivilbevölkerung geräumt werden. Als Fremde müssen wir zuerst weg. Senden Sie uns telegraphisch Fr. 2'500.-, da-

Collage mit Militärpostkarten: ein bunter und attraktiver, aber einseitiger Blick auf den Kriegsalltag.

Der Schrecken beginnt: Vereidigung der Winterthurer Truppen vom 5. August 1914, Kriegsgefangenenpost sowie von der Zensur geöffnete Geschäftsbriefe.

mit wir die Leute noch auszahlen können. Und nun Gott befohlen». Das Herz war mir schwer, der Kopf voll. Das Geld kam nicht mehr nach Belfort, der Credit Lyonnais schloss seine Schalter schon am Vormittag. Nach dem Mittagessen ging ich in den Wald. Ich hatte das Bedürfnis Luft zu schöpfen und all das zu verarbeiten, was ich heute in der kurzen Spanne Zeit erlebt hatte. Was wird kommen? Wie werde ich das Familienvermögen durch diesen Sturm hinüberretten, wenn es überhaupt zu retten ist? Wie werde ich Belfort, das wir in vier Jahren harter Arbeit zu einem guten kleinen Geschäft emporgearbeitet haben, wiedersehen? Ein Trümmerhaufen in deutschen Händen? Werde ich dann die Mittel und die Energie besitzen, wieder alles, alles von vorne anzufangen? Die ganze französische Kundschaft verloren, ein neues Gebiet zu bearbeiten und sich einen ganz und gar neuen Kundenkreis zu schaffen? [...] Wenn Belfort deutsch wird, wie viele der Arbeiterinnen werden zurückkommen, die jetzt ins Innere von Frankreich abgeschoben wurden? Was wird aus der Amsterdamer Unternehmung? Was aus Winterthur?, wenn die Fabriken nicht arbeiten. [...]

Am Abend kommt mein Bruder aus Holland nach Hause. Er weiss allerhand Interessantes von seiner Reise durch das mobilisierende Deutschland hindurch zu berichten, über die Kriegserklärung an Russland, das Ultimatum an Frankreich wird hin und her debattiert. Der Sonntag sah mich in der Kirche. Not lehrt beten. Merkwürdig, wie voll die Kirche ist, selbst auf der sonst so leeren Männerseite. Die ganze Stadt scheint heute in einem Taumel, die wildesten Gerüchte schwirren durch die Luft.

Spät abends kehrt zu unserer grossen Überraschung der Bruder meiner Frau bei uns ein, Paul Raitelhuber. Er kam aus Frankreich, wo er in Grenoble für die Firma



GRENZ -

BESETZUNG 1914-1918

Correspondance des Prisonniers de Guerre
 Bureau international de la Croix-Rouge
 Genève
 = remettre = Mr. M. Achtnich
 Heiligbergstrasse 38
 Winterthur Suisse



Mittwoch · 5. Aug · 1914
Vereidigung



der an die Grenzschutz
ziehenden Winterthurer
Truppen ..

durch die
ZENSUR
geöffnete Briefe.



SCHWEIZ. BANKGESELLSCHAFT WINTERTHUR
 SCHWEIZ. BANKGESELLSCHAFT WINTERTHUR
 WEIZ. BANKGESELLSCHAFT WINTERTHUR

Unverbindliche Kursnotizen Unverbindliche Kursnotizen Unverbindliche Kursnotizen

Die erste
OFFERTE
für Warentransporte
nach
London..

Von frei ab	bis London	Wochen	Monat
Spezial Befehl	London City Docks	12,-	12,-
	Liverpool Export	17,-	17,-
	Manchester Docks	18,-	18,-
	Glasgow & Glasgow	20,00	20,00
	Birmingham	18,-	18,-
	Braunschweig & Leine	19,00	19,00
	Bristol	18,-	18,-
	Leicester	17,00	17,00
	Nottingham	18,00	18,00
	Wolverhampton & Dublin	20,00	20,00

WEEKLY FR. - pro Woche für Stempel, normale Transportversicherung etc., Sendung für die Woche für den Transport nach London 12,-

MINIMUM 50 für Frachtgut, 50 kg. für Milchk.

Sendungen unter 100 kg. nach London befreit von Abgaben von Frachtgut.
Sendungen unter 100 kg. nach der englischen Post sind befreit von Frachtgut pro Sendung, Stempel inbegriffen.

Bestimmung des Frachtes für Export, ab dem mit dem Frachtkosten nach London. Vermittelte Beförderer 10-15 Tage pro Frachtgut, 5-10 Tage pro Milchk. ohne Frachtkosten. Sendungen nach London können nur Frachtgut überlassen werden.

Voith in Heidenheim dabei war, eine Papiermaschine zu montieren. Wir hatten uns das Wiedersehen mit ihm anders vorgestellt. Am folgenden Tag nahm er von uns Abschied und fuhr der Heimat zu, nach wenigen Tagen schon stellte er sich als Kriegsfreiwilliger und 1917 hat er für sein Vaterland sein Leben gelassen. [...]

Mittwoch, den 5. August. Die Winterthurer Bataillone werden vereidigt. In Gehrock und Cylinder hält der Stadtpräsident seine Rede, unter den Klängen des Fahnenmarches schreitet die Fahne die Reihen ab, die Eidesformel wird verlesen und das Meer der Hände reckt sich in die Höhe und durch die Reihen rauscht es: ‚Ich schwöre es‘. Ich denke zurück an jenen Sonntag dieses Jahres, an den letzten im April, wo ich der Appenzellerlandsgemeinde in Trogen beiwohnte. Wer hätte gedacht, dass es so bald bitter ernst werden würde! Wie treten die Sorgen des Einzelnen zurück, hinter der geschlossenen Macht seines Volkes, das da bereit ist, alles für die Wohlfahrt des grossen Ganzen aufs Spiel zu setzen. Heute morgen wurde den Arbeiterinnen mitgeteilt, dass wir die Fabrik am nächsten Tag überhaupt schliessen, es ist uns unmöglich, weitere Sendungen ins Ausland zu machen und ohne Eingänge in der allernächsten Zeit wird der Bankkredit, der zur Verfügung steht, über-

schritten. Wir sind mit unserem Export ja ganz und gar von England abhängig. Mir ist's weh ums Herz. [...]

Vom 9. bis 29. August. Die Fabrik steht. An Arbeiten ist nicht zu denken. Allerdings hat sich für den Versand der Waren dieser Tage wieder ein Weg gezeigt. Deutschland erlaubt, dass Sendungen, welche aus der neutralen Schweiz für England bestimmt sind, passieren, solange es nicht Kriegscontrebände ist. Extratransportspesen, Kursverlust auf englischem Geld, Extrafarblöhne, Kriegstransportversicherungen, das alles macht einen solch enormen Betrag aus, sodass diese Ausgaben etwa 15% vom Wert der Ware ausmachen. Wir denken aber, etwas Arbeit ist immer besser als keine, daher unsere Proposition zu halben Löhnen und Salären zu arbeiten, die glatt abgelehnt wurde. Die um 50% gekürzten Löhne hätten auf dem Fertigprodukt 8-9% ausgemacht. Auf die Gegenofferte von 75% der Arbeiterschaft konnte ich, so wie die Verhältnisse in den Tagen lagen, einfach nicht eintreten. [...] Von England bekommen wir wieder Berichte, es ist nun möglich, von dort Bestellungen zu bekommen. Im Lauf der ersten Septemberwoche haben wir auch zwei sehr grosse nette Bestellungen erhalten, die uns mit dem, was noch da ist, für etwa 3 Monate Arbeit sichern. Das Merkwürdige ist, die Bestellungen sind

Rückkehr zur «Normalität»: Frachtkosten für Transporte nach England vom 31. August 1914.

Ein lieb gewordenes und jetzt plötzlich akut bedrohtes Standbein: die Tochterfirma in Belfort. Werbebild mit der Kathedrale und der Festung von Belfort.



durchwegs doppelt so gross, als die letztjährigen, an den Preislagen sieht man, dass es sich um Nummern handelt, die früher ihren Weg nach Chemnitz genommen haben. Der englische Geldkurs wird besser, man verliert wenigstens nicht mehr 8% auf dem Geld, wie in den ersten Tagen der geschäftlichen Panik. Wir wollen nun wieder einen Versuch mit Arbeiten machen und können jetzt auf die Proposition der Lohnreduktion von 25% eintreten. Von Geldverdienen wollen wir in diesen schweren Zeiten nicht sprechen, aber wenigstens den Wunsch zu hegen, unseren Verpflichtungen der Bank als Darlehensgeber und unseren Warenlieferanten gegenüber nachzukommen, das scheint mir ein durchaus gerechtfertigtes Begehren. Ich füge unseren Aufruf an die Arbeiterschaft bei, daneben aber auch die Anrempelung der Arbeiterzeitung. Eine andere Frage ist, ob wir die Waren, die wir jetzt fabrizieren, und die im Januar zum grösseren Teil lieferbar sind, auch wirklich nach England verschiffen können. [...]

Da ich selbst keinen Militärdienst zu leisten habe, wurde ich einer dieser Tage (Sept. 14.) aufgeboten, beim Reinigen von Waffenröcken (Landwehruniformen) zu helfen. Man musste da, mit einer Bürste bewaffnet, kräftig an den Röcken bürsten. Ich habe das ein paar Tage mit-

gemacht, dann wurde mir die Sache zu dumm, und ich habe Albert Dintheer Sohn als Ersatz gesandt, der ist nun aber auch froh, dass ich ihm nach einer Woche Arbeit einen Ersatzmann verschaffte. Mein Dienst für das Vaterland war nur von kurzer Dauer. Meine Frau freute sich königlich über diese mir zu Teil gewordene Arbeit.

Montag, den 5. Oktober. Herr Dintheer kommt unerwartet von Belfort zurück. Er hat die Erlaubnis erhalten, für die Militärbehörden zu arbeiten, und nur unter dieser Bedingung wird ihm ein Verweilen im Festungsrayon zugestanden. Herr Abt, unser Mechaniker, darf die Truppe verlassen, um in der Fabrik mitzuhelfen. [...] Vor dem officier de l'intendance und dem Festungskommandanten wird ein peinliches Verhör über die Staatsangehörigkeit der Familie Achtnich vorgenommen. [...] Wir sollen hier in Winterthur für das Platzkommando Belfort 1'000 Dutzend Herrenunterhosen aus Baumwolle anfertigen. Alles soll aber bis spätestens 15. Dezember geliefert sein. Um das Quantum überhaupt in der Zeit fertig zu machen, müssen aber auch dünne Sommerhosen mit-abgenommen werden, da hier nicht so viel grobe Maschinen zur Verfügung stehen. In Belfort selber werden sogenannte ‚Maillots‘ gemacht, wollene Sweaters, die über die Uniform angezogen werden.

Die Herrenunterhosen werden an die Galeries Modernes in Belfort fakturiert. Das ist der offizielle Abnehmer, was weiter damit geschieht, wissen wir offiziell nicht. [...] Könnte Belfort die Hilfsmaterialien nicht aus Winterthur beziehen, so wäre an ein Arbeiten überhaupt nicht, oder nur an ein stark erschwertes zu denken. Wenn wir nur die Leute zum Arbeiten hätten. Vor dem Krieg waren in Delle und Belfort an die 100 zusammen beschäftigt; jetzt heisst es ganz von vorne anfangen. Alle unsere Arbeiterinnen sind bei dem grossen Exodus in den ersten Augusttagen ins Innere von Frankreich abgeschoben worden. Die Mädchen, die uns jetzt zur Verfügung stehen, kommen aus den umliegenden Dörfern und müssen neu angelehrt werden. Es sind etwa 20, die Zahl wird in den nächsten Wochen auf 30 erhöht. Abends kann man nur bis zur Dunkelheit arbeiten. Die Festungstore oder vielmehr die Stadttore werden geschlossen, und zudem wagen wir kein Licht anzuzünden, da wir sonst ein zu gutes Ziel für die deutschen Flieger abgeben würden.

20. November. Was ich vorausgesehen, ist eingetreten. Trotz billiger Rohbaumwolle haben die Spinner in der Schweiz und Italien um etwa 50 Centimes per kg aufgeschlagen. Was überhaupt in nächster Zeit an Garnen zu haben ist, wurde von Deutschland aufgekauft, zu stets steigenden Preisen. Die Spinnereien, die noch Anfang Oktober für Lieferungen 2-3 Wochen Lieferzeit ausgedungen haben, sind mit Bestellungen bis Ende März überhäuft. Ob wir Neutralen zwar unsere Baumwolle erhalten werden, ist auch noch eine Frage, die offen steht. England hat wohl der amerikanischen Union gegenüber erklärt, dass Baumwolle nicht als Kriegskontrebande behandelt werde, aber von den Vereinigten Staaten bis in die Schweiz ist ein langer Weg.

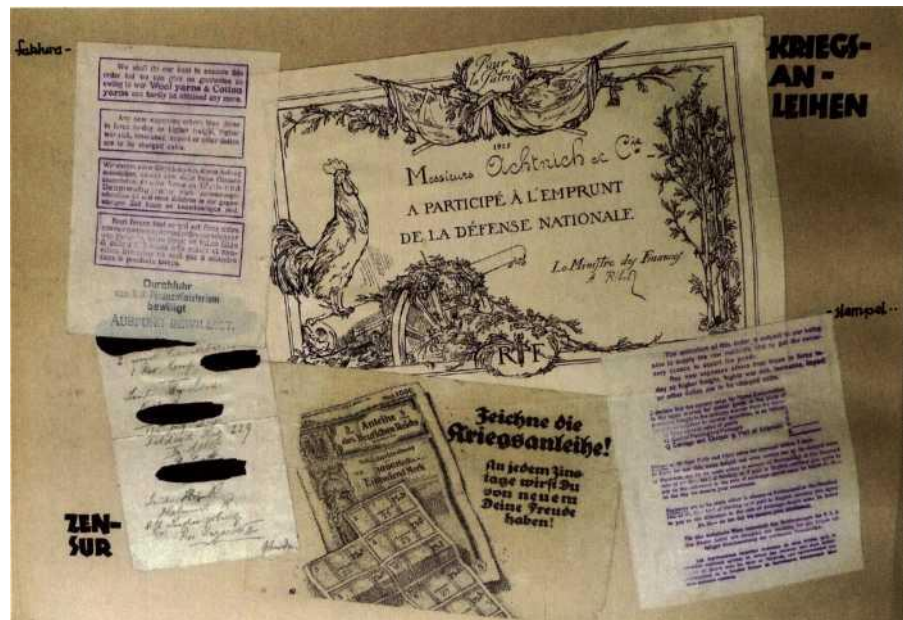
2. Dezember, Mittwoch. Ich fahre nach Bern um dort einen Auftrag auf Bundeslismmer für die Soldaten zu nehmen, da wir nicht die Erlaubnis bekommen, die schweren rein wollenen Lismmer für Breuninger in Stuttgart auszuführen. Es wird ein Auftrag auf 2'000 Stück erteilt, lieferbar Dezember-Januar. In Bern werde ich vom Bundeshaus in die Stadt gesandt, dort in die Kriegstechnische Abteilung, wo mich ein elegant gekleideter Major nach längerem Warten abhört, von dort werde ich ins Zeughaus aufs Beudenfeld dirigiert. Von 200'000 Stück,

die die Eidgenossenschaft aufgeben möchte, hat sie nur 100'000 plazieren können. [...] In die ersten Monate des Jahres 1915 fiel auch die Gründung der ‚SSS‘ = Société Suisse de Surveillance économique [sic]. Die Schweiz wie die übrigen neutralen Länder sahen sich in der Zufuhr ihrer Lebensnotwendigkeiten durch die Krieg führenden Staaten behindert. Um ihr wirtschaftliches Leben im Lauf zu halten, waren sie vor allem auf den guten Willen der Alliierten angewiesen, welche die überseeischen Märkte für Korn, Baumwolle und Wolle in Händen hielten. Deutschland kontrollierte die Zufuhr von Kohle und Erz. So wurden denn die wirtschaftlichen Verbände der SSS der Schweiz und entsprechend ähnlichen Organisationen in den übrigen neutralen Ländern gegründet. [...] Die Statuten wahrten nach aussen hin das Gesicht der Unabhängigkeit; in Tat und Wahrheit aber musste sie als Instrument der Alliierten wirken, von denen wir ja für die Zufuhr von Baumwolle und Wolle abhängig waren. Nicht ohne ein dramatisches Zwischenpiel geht es ab. ‚Ja was da verlesen wurde, lasse wenig von unserer schweizerischen Selbständigkeit ahnen. Wir feiern doch in diesen Tagen die Säkularfeier der Morgartner Schlacht. Die beiden Herren, die der Bundesrat als Vertrauensleute in das Komitee zu wählen hat, seien doch nichts anderes als die Vertrauten der Ententes Das Murmeln schwillt an, und es erhebt sich die greise Gestalt von Nationalrat Gugelmann: ‚Meine Herren, an dem was gesagt wurde, lässt sich nicht deuteln, aber ich bin Fabrikant, hunderte von Leuten, die in meinem Unternehmen arbeiten, warten tagtäglich auf ihr Brot; wenn die Nahrung uns enthalten wird, dann meine Herren, dann geht es um die Existenz des Ganzen, davon nimmt keine Schützenrede etwas weg [...]‘

Unser damals noch existierendes holländisches Unternehmen brachte es mit sich, dass ich beinahe alle paar Monate die Reise nach Amsterdam über Deutschland machen musste. Die Strecke, die heute bequem im Nachtzug durchmessen wird, sie brauchte damals an Stunden das Doppelte. Endlos die Zeit, die mit den Untersuchungen von Pass und Gepäck auf den Grenzstationen zugebracht wurde. Zu nahe lag Basel dem Kriegsgebiet, unser Ausfalltor für die Reisen ins deutsche Reich war Schaffhausen oder Friedrichshafen. Was konnte man da auf der Fahrt nicht alles beobachten, wenn man Augen und Ohren auftat. Die Wogen der ersten Kriegsbegeisterung legten sich mit den Monaten.

Die Kontakte einer Exportfirma:
Zensur, nicht ganz freiwillige
Kriegsanleihen, Durchfuhrbewilligungen.

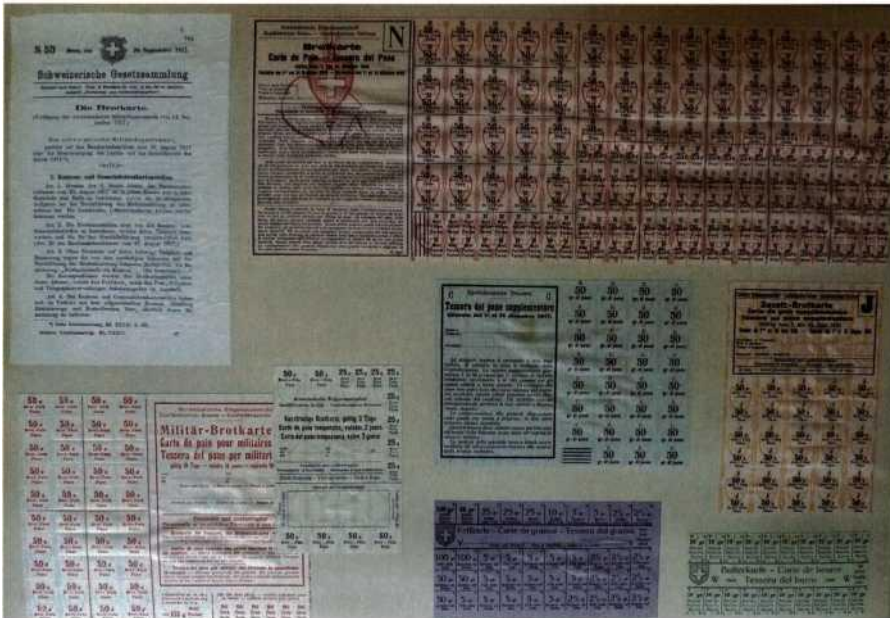
Visitenkarten der verschiedenen
Firmen und der Schweizer Her-
kunftsnachweis: ein für eine euro-
päisch verwurzelte Familie kein
einfaches Unterfangen.



Der Krieg ist kein Kinderspiel, und wie die Zeit dahinschlich, wurden auch die Menschen, die einem der Zufall gegenüber gesetzt hatte, schweigsamer, und die Not zeichnete mit ihrem Griffel die Züge.

Immer enger zog sich der Ring der durch die Kriegsführenden getroffenen wirtschaftlichen Massnahmen in

unserem Land. Brot, Mehl und Fett wurden rationiert und wie in den Nachbarländern, so hielt auch bei uns Brot-, Mehl- und Fettkarte ihren Einzug. [...] Der Hunger hatte Einkehr gehalten im deutschen Reich und wenn man das von der Heimat mitgenommene ‚Proviantpäckli‘ im Zug öffnete, so folgten einem verlangen-



Die ästhetische Seite der Rationierung: Lebensmittelkarten-Collage.

Die holländische Tochter in Amsterdam. Die Verwaltung dieser teuren Niederlassung erforderte regelmässige Reisen querdurch Deutschland nach Holland.

de, wenn nicht gierige Blicke. 1915 ass ich in Berlin im Hotel Excelsior eine Omelette aus Möweneiern.

Mit dem Verknappen der Vorräte setzte ein förmlicher Warenhunger ein. Die Bestellungen häuften sich, und mit dem Anziehen der Preise wuchs die Teuerung, die ihrerseits wiederum zu Lohn- und Gehaltserhöhungen führte. [...] Kurz nach der Gründung der SSS gingen auch die Zentralmächte daran, eine ähnliche Institution ins Leben zu rufen, war doch die Schweiz für ihre Kohle und verschiedene Industrieerzeugnisse auf das Wohlwollen der Mittelmächte angewiesen. Die für unsere Strickmaschinen notwendigen Nadeln konnten wir, soweit es gewisse Feinheiten betraf, nur gegen eidesstattliche Erklärung erhalten, dass keine damit hergestellten Produkte nach den Ländern der Entente ausgeführt würden. So lange uns die Exportmöglichkeiten nach England offen standen, haben wir während den ersten Kriegsjahren hauptsächlich dort unseren Absatz gesucht und gefunden. Mit den sich häufenden Schwierigkeiten aller Art waren wir schliesslich darauf angewiesen, uns anderwärts umzutun. Die SSS-Bedingungen liessen uns die Möglichkeit offen, nach den Zentralmächten Unterkleider für Frauen zu exportieren, und von dieser Erlaubnis wurde mit der Zeit von allen Strickwarenfabrikanten ausgiebig Gebrauch gemacht. Es war die deutsche Heeresverwaltung, die durch ihre Unterhändler zu stets steigenden Preisen aufkaufen liess, auf was immer

sie Hand legen konnte. Länge und Breite des Fabrikates waren uns durch die Bestimmungen des SSS Statuts vorgeschrieben, aber schliesslich nahm man uns ab, was eben zu haben war.

1916 war ich auf einer Reise nach Holland bei meinen Schwiegereltern in Gemmrigheim, dort habe ich zum letzten Mal meinen jungen Schwager Paul gesehen, der auf Urlaub im Elternhaus weilte. Ich war Zeuge des herzerreissenden Abschieds und musste mir sagen, dass all unsere Not nicht zählt, nichts ist im Vergleich zum Opfer, das die Eltern bringen müssen, die ihre Söhne in steter Lebensgefahr draussen im Schützengraben wissen. [...] Am 12. November 1917 ist unser Vetter Paul Glitsch, ein Schüler der Offiziersschule, in Petersburg bei den Strassenkämpfen gefallen, ein Opfer der russischen Revolution. Er war die Hoffnung und der Stolz seiner Mutter. Wir zählten auf ihn als den künftigen Leiter des alten Familienunternehmens in Sarepta. [...]

Im September 1918 fiel mir auf einer Rückreise von Holland auf, dass die Verhältnisse in Deutschland dem Ende zudrängten. Mit eisernem Griff hatte die Not alles mit Beschlag belegt und Hunger und Entbehrung die Gesichter gezeichnet. Es war eine wahre Erlösung, in Köln endlich seine Glieder recken zu können. Vergeblich spähten wir nach einem Dienstmann aus, als plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, ein kleiner niedlicher



„Dienstkäufer“ uns seine Dienste anbot. Eifrig holte die Kleine einen Wagen herbei, auf dem sie unsere Gepäckstücke zum anderen Zug rollte. Sie schien ihrem Kleidchen nach zu schliessen, auch bessere Zeiten gesehen zu haben. So wurde es mir denn nicht schwer, mich von einer meiner Schokoladentafeln zu trennen und ihr dieselbe, nachdem sie uns geholfen, die sieben Sachen zu verstauen, feierlich zu überreichen. Ach, ihr hättet das Mädchen sehen sollen: dunkelrot überzog sich sein Gesichtchen, es stammelte noch einen Dank, und wenn ich einen Kuss verlangt hätte, wäre er mir wohl auch zuteil geworden. Der Vorgang blieb nicht unbemerkt. Eine ältere und eine jüngere Dame sassen neben uns, und die Mama bemerkte noch: „Na, die hat aber einen guten Tag gehabt; 10 Mark ist so eine Tafel schon wert, wenn man sie überhaupt bekommen kann.“ Ein Feldgrauer, der von Arras kam, hatte sich auch noch zu uns gesetzt und ergötzte sich an den Gesprächen der beiden Damen, die sich gegenseitig all ihre kleinen häuslichen Sorgen verklagten. Da mag einem wohl all der Krimskrams merkwürdig berühren, wenn man nach 18 Monaten wieder Frau und Kind besucht, und all die Zeit nichts als Not

und Elend gesehen hat. Später stieg noch ein Arzt ein, der auch im Feld gelegen und jetzt als Invaliden zu Hause seinem Beruf nachgeht. [...] Und als beim Öffnen der Tasche der Blick meines Nachbarn auf die Schokolade fiel, die dort aufgehäuft lag, konnte er der Versuchung nicht widerstehen und bat: „Ach bitte, bitte, lieber Herr, verkaufen Sie mir doch eine Tafel. Kostenpunkt gleichgültig. Ich habe so ein kleines Töchterchen zu Hause und möchte dem gerne eine Freude machens verkauft habe ich nichts, aber ihn, wie auch den Soldaten, mit einer Tafel erfreut. [...] „Nein, zu bitten hätte ich nicht gewagt“, murmelte der Feldgrau vor sich hin, als er die Schokolade in seinen Rucksack versenkte. Ach es ist doch traurig, wenn man sieht, wie es an allem fehlt, wie sich die Hände zitternd nach ein paar Zigarren oder ein paar Tabakblättchen ausstrecken. „Geben Sie mir doch noch eine Tafel, lieber Herr“, flüsterte mir der Doktor ins Ohr, als er sich von dem Feldweibel gegenüber unbeachtet währte, „diesmal will ich aber zahlen“. Als ich hierauf meinte, auch ich hätte kleine Nichten und Neffen, die ihre Händchen nach einer Schokolade ausstrecken würden, fuhr er in sich zusammen und bat um



Der «Schrecken» des Krieges: Während in Russland und Frankreich Verwandte umkamen, erlebte die Familie Achtlich in der Schweiz «nur» einen schweren Unfall, als der Bruder von Martin 1916 bei einem Patrouillenritt stürzte. Er blieb unverletzt, das Pferd hingegen starb.

Entschuldigung: ‚Ach, lieber Herr, sie wissen ja gar nicht, wie schwer wir es haben, wie wir uns jeglichen kleinen Genuss versagen müssen. Verstoßen stecke ich ihm noch eine Tafel in die Tasche, worauf er meine Hand wohl viermal suchte und drückte. [...]

Unterwegs fiel mir auf, wie wenig höflich der gewöhnliche Soldat seinem Vorgesetzten begegnete. In vielen Fällen unterblieb der militärische Gruss und die Offiziere übersahen geflissentlich das Nichtgegrüsstwerden. Es gährte und die Unzufriedenheit machte sich allerwärts Luft. In Russland hatte eine Arbeiterregierung die alte kaiserliche Herrlichkeit hinweggefegt und mit dem deutschen Reich in Brest-Litowsk Frieden geschlossen. In der Schweiz, das sich als eines der fortschrittlichsten Länder rühmt, wollte man nicht Zurückbleiben. Neue Zeiten erfordern auch neue Kampfformen, ruft das Manifest der kommunistischen Partei der Schweiz den Arbeitern zu. [...] Der Generalstreik (9.11.1918), der vorher durch ‚das Oltener Aktionskomitee‘ vom Zaun gebrochen wurde und die bürgerliche Ordnung hinwegfegen sollte, hatte versagt und war in sich zusammengebrochen. Wir hatten hier in der Schweiz die Revolution gestreift. Monate vorher hatte ich auf einer Reise nach Bern die Bekanntschaft von Na-

tionalrat Grimm, einem der Führer in diesem Revolutionsputsch, gemacht. Ich reiste in Gesellschaft meines Schwagers Gustav von Schulthess. Man sprach über die in Russland eingetretene Umwälzung. ‚Ja‘, meinte er ganz beiläufig im Gespräch, ‚auch bei uns bahnen sich grosse Dinge an und vieles wird in den nächsten Monaten von Grund auf anders werden. Ob er mich schon an irgend einem Laternenpfahl baumeln sah? als Repräsentant des ihm unsympathischen Freisinn.

In den letzten Kriegsjahren hatten wir die der Firma gehörenden Grundstücke, so gut es ging, landwirtschaftlich ausgenützt. Kartoffeln wurden gezogen und auch einmal zwei Schweine gezüchtet. [...]

Noch heute, beinahe 10 volle Jahre nach Friedensschluss, tragen wir an den Folgen jener schweren Zeit, ja die Jahre nach dem Kriege waren für Viele schwerer und drückender, als jene Monate des Hoffens und Harrens, da die Gemüter in ständiger Spannung gehalten wurden. Nun hiess es, die Rechnung begleichen, und dieser Zahltag ist in keinem Land und durch keine Inflation aufgehalten worden. Einmal ist jedem bitter klar geworden, was er an materiellem Gute eingebüsst. Armut und Arbeitslosigkeit machten sich breit, auch bei

uns in der Schweiz.

Die zu hohen Preisen im Taumel des Kriegsbedarfs-
hangers angeschafften Vorräte mussten zu ungeheuren
Verlusten liquidiert werden, und heute noch sind
wir daran, die uns damals gewordenen Verluste un-
serer Winterthurer Fabrik abzutragen, und das un-
ter Schwierigkeiten, die wir Jahre vorher uns nicht
hätten träumen lassen. Die alten Absatzgebiete sind
uns durch die durch fremde Regierungen getroffe-
nen Zollerhöhungen zum grössten Teil genommen.
Neue Fabrikationsmöglichkeiten wurden studiert,
Maschinen umgebaut und neue angeschafft, und so
suchen wir, mein Bruder und ich, das alte väterliche
Geschäft einer neuen Blüte entgegen zu führen.

Auch für uns gilt: Was du ererbt von deinen Vätern,
erwirb es, um es zu besitzen. In diesen Jahren habe
ich drückende Geldsorgen kennengelernt, unter
denen ich beinahe zusammengebrochen bin und
die mir des Nachts manche Stunde den Schlaf fern
hielten. Ich weiss, was die Bitte des grossen Gebets
bedeutet: ‚Gib uns heute unser täglich Brot‘, denn
so oft haben wir mit Bangen dem Augenblick ent-
gegen gesehen, da wir für unsere Maschinen keine
Arbeit mehr haben würden. Bis jetzt ist uns immer
noch gnädig durchgeholfen worden. Zu all den Sor-
gen des Winterthurer Geschäftes gesellten sich die
Schwierigkeiten des holländischen Unternehmens,
das schliesslich aufgegeben werden musste. Ein
grosses Stück Vermögen ist dort verloren gegangen;
und doch war es gut so. Schmerzliche Erfahrungen
knüpfen sich an diese Begebenheiten. Wenn ich
meinen Nachfahren einen guten Rat geben darf, so
ist es die alte Weisheit, dass man nicht bürgen und
nicht Geschäfte treiben soll, die über den Rahmen
der eignen Mittel hinauswachsen. [...]

Meine Erinnerungen will ich schliessen mit
dem Eindruck, den mein erster Besuch in Belfort
nach dem Waffenstillstand, nach all den Kriegsjah-
ren, auf mich machte: Nie werde ich vergessen, wie
ich im Auto von Delle kommend, zum ersten Mal
wieder am Horizont die alte Citadelle auftauchen
sah und dann, wie ich in Belfort von Vater und Sohn
Dintheer ins Fabrikgebäude geführt wurde und das
Rascheln der auf und absteigenden Nadeln an mein
Ohr rauscht.»

Anmerkung



1 Der Beitrag stützt sich auf Niederhäuser,
Peter: Unterwäsche aus Winterthur. Die
Industrie- und Familiengeschichte Sawaco
Achtlich, Zürich 2008. Dort finden sich
alle weiterführenden Hinweise. Die
beiden Alben werden in den Winter-
thurer Bibliotheken, Studienbibliothek,
aufbewahrt: Ms. Achtlich 16 und 17; die
«Kriegserinnerungen» sind in Privatbe-
sitz und werden künftig am gleichen Ort
zugänglich sein.

2. Bulletin

des

Landboten und Tagblatt der Stadt Winterthur


vom 1. August 1914.

 Bern 

1. August. (Privat-Telegramm). Der Bundesrat beschloß, die gesamte Armee aufzubieten und zu mobilisieren.

Der erste Tag der Mobilisation ist der 3. August.

Der Kriegsbetrieb der Eisenbahnen, der Konstruktionswerkstätten, der Pulverfabriken, Munitionsfabriken, Waffenfabriken, der Remontendepots und der Pferderegieranstalten, der Territorial- und Etappen dienst, Feldpost- u. Telegraphendienst und die Bewachung der Pulverhäuser sei sofort zu organisieren.

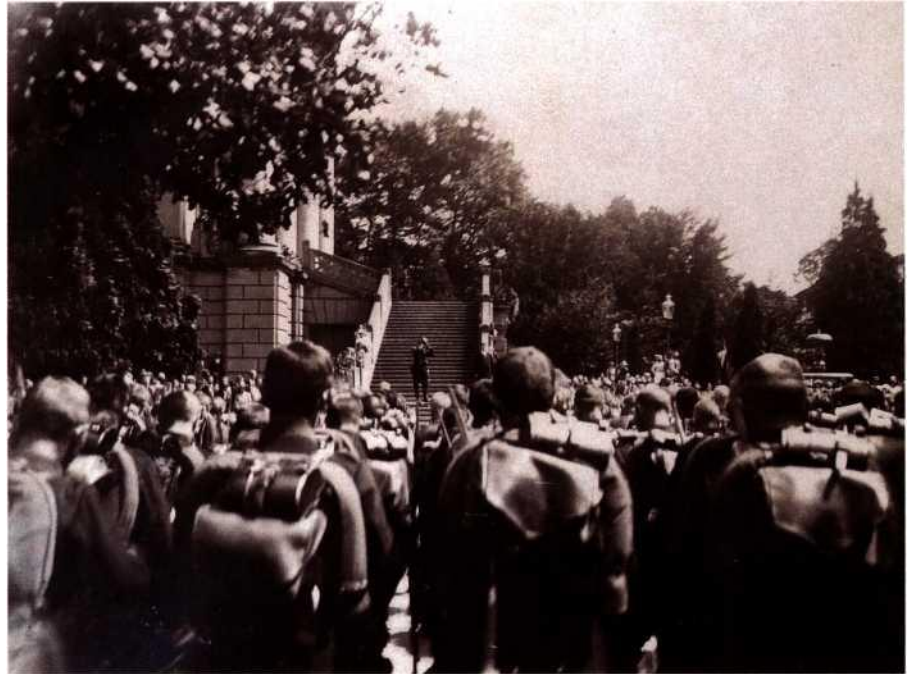
 Die Bundesversammlung ist auf nächsten Montag einberufen zur Besprechung der Situation, zur Wahl des Generals und zwecks Beschlußfassung über die Ausgabe von 5 Fr. Noten.

Paris. Auf den Deputierten **Jaurès** ist heute abend gegen 11 Uhr ein **Attentat** verübt worden. Er wurde durch zwei Revolver-schüsse tödlich verletzt und starb sofort.

Extrablatt des Landboten vom 1. August mit der Ankündigung der Mobilisation. (Stadtbibliothek Winterthur, Studienbibliothek, Ms. Achtnich 16)

Vereidigung der Winterthurer Truppen am Mittwoch, 5. August 1914, vor dem Stadthaus in Winterthur. (Stadtbibliothek Winterthur, Studienbibliothek, Ms. Achtnich 16)

Erinnerung an die Grenzbesetzung von 1914. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Ka-0001-724)



Nachrichten vom Kriegsausbruch und von der Mobilmachung. Menschen drängen sich vor den Anschlagstellen der Zeitungstelegramme in Zürich. (Schweizer Illustrierte Zeitung, Nr. 32, 8. 8.1914, S.622)



Rahel Herber

Zürich bei Kriegsbeginn 1914: Erwartungen, Reaktionen und Folgen

Die Geschichte des Kriegsbeginns 1914 ist eng verknüpft mit der Vorstellung einer breiten, fast ausschliesslichen Kriegsbegeisterung vor allem in Deutschland und Österreich.¹ Berühmt sind die Fotos fröhlich aus Zugwaggons winkender deutscher Soldaten und begeisterter, dem Kaiser zujubelnder Massen. Diese Bilder wurden zum Inbegriff einer faszinierenden und zugleich befremdenden Reaktion auf den Beginn dessen, was zur «Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts»² werden sollte.

Spätestens seit den 1990er-Jahren ist dieses Bild der kollektiven Euphorie einer Neubewertung unterzogen und teilweise relativiert worden. Anhand von Archivquellen und Zeitungsanalysen beschreiben Historiker wie Geinitz und Raithel ein breites Spektrum unterschiedlicher Reaktionen auf den Kriegsbeginn. Patriotische Massenkundgebungen fanden demnach zwar statt, von einer umfassenden Begeisterung kann jedoch kaum die Rede sein. Während vor allem junge Männer der Oberschicht den Krieg begrüßten, begegneten viele Menschen auf dem Land und unter der Arbeiterschaft diesem eher mit Ablehnung und Angst.³ Die Geschichtsschreibung zu diesem Thema war entsprechend geprägt von der Propaganda der Krieg führenden Staaten.

Vor dem Hintergrund dieser Forschungsergebnisse stellt sich die Frage, wie die Bevölkerung in der Schweiz den Kriegsbeginn erlebte. Welche Erwartungen, Ängste

und Veränderungen prägten die Zeit, und wie reagierten die Menschen auf die Ausnahmesituation? Die Schweiz erlebte das Kriegsgeschehen aus einer Aussenperspektive. Ihre Situation ist deswegen kaum vergleichbar mit derjenigen ihrer Nachbarländer. Auf die Rolle einer reinen Zuschauerin konnte sie trotzdem nicht hoffen. Sowohl für die Bevölkerung als auch für die Wirtschaft bedeutete der Kriegsausbruch eine Zäsur und eine Zeit grosser Unsicherheit und Ungewissheit. Ziel dieses Textes ist eine kurze Darstellung der Erwartungen, Reaktionen und ersten Folgen im kurzen Zeitabschnitt zwischen Ende Juli, als die Kriegsdrohung akut wurde, und den ersten Augustwochen. Hauptsächlich anhand der Tagespresse⁴ wird auf die Situation in der Stadt Zürich eingegangen, was auch die Themenschwerpunkte akzentuiert. In der Handels- und Industriestadt Zürich waren viele international ausgerichtete und verflochtene Grossunternehmen ansässig. Die wirtschaftlichen und damit die sozialen Auswirkungen des Kriegsbeginns belasteten eine Stadt wie Zürich deshalb ungleich stärker als ländliche Regionen, was sich in den Erwartungen der Bevölkerung von Stadt und Kanton spiegelte.⁵

Vor dem Kriegsbeginn: Friedenshoffnungen und Zuversicht

Am 28. Juni 1914 wurden der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin Sophie in Sarajewo ermordet. Österreich-Ungarn vermutete Serbien hinter dem Attentat, die ohnehin schwierigen Beziehungen zwischen den beiden Ländern eskalierten, rund einen Monat später stand Europa im Krieg.

«Dass die Schüsse und Bomben von Serajewo [sic] [...] wahrscheinlich mindestens das Signal geben werden zu einem ganz ernsthaften Konflikt zwischen der Habsburgermonarchie und Serbien – das war Ende Juni 1914 Jedem ohne weitere Beweisgründe klar.»⁶ Wie in diesem Zitat des Historikers Jacob Ruchti wurde die Eskalation zum Weltkrieg häufig als unausweichliche Folge des Thronfolgermordes dargestellt. Im Nachhinein schien vorprogrammiert, dass das Attentat zum Krieg führen musste. Seit Jahren herrschte Krisenstimmung zwischen den Grossmächten, ein instabiles Bündnissystem und die jahrelange Aufrüstung hatten Kriegs-

gerüchte immer wieder aufkommen lassen.⁷ Dennoch hielt der Frieden seit Jahrzehnten an, was den Menschen eine gewisse Sicherheit versprach und ihre Kriegsfurcht abstupfen liess.⁸

Die Folgen des Attentats waren deshalb nicht so absehbar, wie es in der Erinnerung schien. Nachdem der Fürstenmord einige Tage lang Schlagzeilen gemacht hatte, verlor das Thema an Aufmerksamkeit.⁹ Erst Ende Juli fand der drohende Konflikt Eingang in die Presse, als Serbien Österreichs Ultimatum verstreichen liess und die Kriegsdrohung akut wurde. Doch schien eine friedliche Lösung selbst jetzt nicht aussichtslos. Noch am 28. Juli schrieb die «Neue Zürcher Zeitung» von einer angeblichen Beruhigung der Situation und hoffte, dass sich ein Krieg zumindest nicht auf weitere Länder ausdehnen würde. Das «Volksrecht» sah sogar zwei Tage später noch einen vagen Hoffnungsschimmer für den Erhalt des Friedens.¹⁰ Der tatsächliche Kriegsausbruch am 1. August kam deshalb für viele überraschend. Als «Blitz aus einem heiteren Himmel»¹¹ beschrieben ihn die Zeitungen trotz der wochenlangen Zuspitzung der Situation und der Verschlechterung der diplomatischen Beziehungen.

Die Friedenshoffnungen widerspiegeln eine Haltung, bei der sich die Zeitungen ausnahmsweise einig waren. Ein militärischer Konflikt galt als Katastrophe und «unermessliches Unheil»: ¹² «Der gegenwärtige Krieg wird der grässlichste und nutzloseste sein, der jemals stattgefunden hat: es ist, wie noch nie, der Krieg um des Krieges willen: denn es gibt keinen Vorteil in der Welt, der das furchtbare Opfer wert wäre, das da gebracht wird.»¹³ Von der Euphorie, welche die Kriegserklärungen in Deutschland und anderen Ländern zumindest teilweise auslösten, war in der Zürcher Tagespresse nicht viel zu spüren. Damit zeigt sich in den Zeitungen eine ganz andere Stimmung, als sie in älteren Darstellungen zum Kriegsbeginn in der Schweiz geschildert wird. In Meinrad Inglin's Roman «Schweizerspiegel» beispielsweise erleben einzelne Romanfiguren die Zeit als gesellschaftliche Erneuerung und als «etwas grossartig Spannendes und zugleich schon unheimlich Entschiedenenes».¹⁴ Max Mittler schreibt von einem «kollektiven Rausch in der reichsdeutschen Version», den die Deutschschweizer erlebt hätten, und von einer «bedenkenlose[n] Anbiederung an deutsche Parolen».¹⁵ Angelehnt an Inglin's Roman, zeichnet er das Bild einer

Aus Zugwaggons winkende Soldaten. Bilder wie dieses wurden zum Inbegriff für die Vorstellung einer breiten deutschen Kriegsbegeisterung 1914.

(Bundesarchiv, Deutschland, Bild 146-1994-022-19A;

Foto: Oscar Tellgmann)



Kriegsbegeisterung, welche die Schweiz ebenso wie Deutschland erfasst habe.

In den Beschreibungen scheint vor allem die deutsche Propaganda nachzuhallen, die den Krieg in eine ganze Reihe positiver Bedeutungen und Sinnstiftungen hüllte, ihn als «gesellschaftliche Erweckung»¹⁶ oder als «Ausbruch aus der Sinnleere der Moderne»¹⁷ deutete. Zwar äusserten vor allem die «Neuen Zürcher Nachrichten» offene Sympathien für Deutschland und Österreich und hofften auf einen Sieg der Mittelmächte. Der Krieg als solcher wurde von der katholischen Zeitung zwar abgelehnt. Dennoch meinte sie, in der als katastrophal empfundenen Entwicklung positive Nebenwirkungen erkennen zu können und sprach von einem «wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Kräfteerzeuger und Werteschaffer».¹⁸ Ähnlich dem sogenannten «Augusterlebnis»¹⁹ in Deutschland propagierten vor allem die bürgerlichen Zeitungen in der Schweiz das Erwachen einer neuen, patriotischen Einigkeit des Lands. Der Krieg, so wurde behauptet, habe die Menschen auf positive Weise verändert, sie von ihren Partikularinteressen befreit und das Wohl der Allgemeinheit in den Vordergrund gerückt. «Erfreulich ist», lobte beispielsweise die «Neue Zürcher Zeitung», «dass bei der einheimischen Bevölkerung die ängstliche Sorge für das eigene Ich allmählich etwas zurücktritt und einer uneigennützigeren Gesinnung Platz macht.

Man erinnert sich wieder der öffentlichen Interessen und sucht der engeren und weiteren Heimat zu dienen.»²⁰

Zumindest ein kleinerer Teil der Bevölkerung schien durchaus eine Euphorie nach deutschem und österreichischem Vorbild zu empfinden, wie die proösterreichischen Kundgebungen zeigen, die Ende Juli in Zürichs Strassen stattfanden. Das Ausmass dieser Demonstrationen scheint jedoch eher bescheiden gewesen zu sein und kaum mit denen in den Nachbarländern vergleichbar. Nicht von Massenveranstaltungen berichteten die Zeitungen, sondern von kleinen Grüppchen junger Männer. Lautstark singend seien die «Hurratrioten» und «Stehkragenproletarier» durch die Strassen und vor das österreichische Konsulat gezogen, um ihre Sympathie kundzutun.²¹ Im Vergleich zu Deutschland scheint die Haltung gegenüber einem Krieg dennoch einheitlicher gewesen zu sein. Im Spektrum zwischen Zustimmung, Angst und Ablehnung nahm die Euphorie in Deutschland zweifellos einen wichtigeren Platz ein als in Zürich.

In diesem Vergleich muss die Rolle der deutschen Presselenkung berücksichtigt werden. Bereits zu Kriegsbeginn hatte diese einen beachtlichen Einfluss auf die Zeitungen. Die Meldungen über begeisterte Kundgebungen dürften in Deutschland entsprechend überrepräsentiert gewesen sein,²² während die Zensur in der Schweiz zu dem Zeitpunkt vernachlässigbar war.²³ Ihre voraussichtliche Aussenperspektive verlangte nicht



Der Lebensmittelverein in reagierte auf die Hamsterkäufe mit Mengenbeschränkungen. (Volksrecht, Nr. 175,31.7. 1914, S. 6)

nach einem kriegsmotivierten Volk, die Presse hatte deshalb keinen Grund, eine Kriegsbegeisterung herbeizuschreiben.

Zuversicht dank Neutralität und Landesverteidigung

Dass die Schweiz vom Kriegsgeschehen verschont bleiben würde, gaben sich sowohl die Behörden als auch die Medien überzeugt. Die Neutralität und eine angeblich gut gerüstete Armee galten als Garanten für die militärische Sicherheit des Lands. Deutschland und Frankreich hatten bestätigt, die Schweizer Neutralität zu respektieren, was als beruhigend gewertet wurde. «So droht uns denn glücklicherweise kein Einbruch, weder von Westen noch von Norden»,²⁴ erklärten die «Neuen Zürcher Nachrichten» und sahen in den Zusagen den Beweis für die abschreckende Wirkung der Schweizer Armee. Vor allem die bürgerlichen Zeitungen betonten ihr Vertrauen in die Landesverteidigung und lobten die entschlossenen Soldaten.

Diese Zuversicht blieb auch bestehen, nachdem Deutschland am 4. August in das neutrale Belgien eingefallen war. Interessanterweise führte der Einmarsch nicht zu einer Verunsicherung in Bezug auf die eigene Bedrohungswahrnehmung, und der Schutz der Neutralität wurde weiterhin betont. So erklärte der Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», dass die Bedeutung der schweizerischen Neutralität durch die Verletzung der belgischen nicht infrage gestellt sei, und deutete den Einfall gar als beruhigend. Im Gegensatz zu Belgien habe nämlich die Neutralität in der Schweiz seit Jahrhunderten Bestand; Belgien sei zudem in der Vergangenheit an Kriegen beteiligt gewesen, habe seine Festun-

gen schleifen lassen, die Armee vernachlässigt und seine Neutralität damit gefährdet.²⁵

Der Optimismus der Zeitungen schien unerschütterlich. Doch muss stets berücksichtigt werden, dass die mediale Öffentlichkeit nur einen Teil der öffentlichen Meinung widerspiegelt.²⁶ So weist Verschiedenes darauf hin, dass nicht die ganze Bevölkerung die Zuversicht teilte. Diese kann entsprechend als Zweckoptimismus gelesen werden, der die Menschen beruhigen sollte, und damit indirekt als Zeichen einer verbreiteten Kriegsangst. In den Jahren zuvor hatten selbst der Bundesrat und Militärs im Fall eines längeren Kriegs damit gerechnet, dass die Schweiz die Neutralität aufgeben und sich der einen oder anderen Kriegspartei anschliessen werde.²⁷

Ein deutliches Indiz für die Stimmungslage in der Bevölkerung liefern die vielen Gerüchte, die auch in Zürich kursierten. Diese zeugen von Unsicherheit und erlauben Rückschlüsse auf die psychologische Stimmungslage des Umfelds.²⁸ Die Zeitungen mahnten ihre Leser, den unglaubwürdigen Sensationsnachrichten keine Beachtung zu schenken, und veröffentlichten fast täglich Dementis solcher Kriegsgerüchte.²⁹ In diesen Berichtigungen wird die Bedrohungswahrnehmung in Zürich konkreter fassbar. So kursierten etwa Meldungen von Truppenansammlungen an der Juragrenze³⁰ und Berichte über festgenommene Spione. Eine rege Verbreitung fand die Geschichte von vier französischen Offizieren, die angeblich als Nonnen verkleidet aufgegriffen wurden,³¹ anderswo hiess es, Frankreich würde nun auch Schweizer zu den Fahnen rufen.³² Interessant ist, dass die meisten dieser Gerüchte keine Hinweise auf die Angst vor einer militärischen Bedrohung liefern. Die Stimmung in Zürich scheint sich demnach ganz markant beispielsweise von derjenigen in Basel unterschieden zu haben. Hier waren unzählige Geschichten im Umlauf,

Andrang vor der Nationalbank. Gold und Silber galten als wertbeständig, man leerte die Sparkonten, um das Geld in Münzen zu Hause zu horten. (Zürcher Wochen-Chronik, Nr. 32, 8.8.1914, S. 374)



wonach die Franzosen unmittelbar vor dem Einmarsch in die Stadt stünden, was zu einer regelrechten «Franzosenfurcht»³³ geführt habe. Von einer solchen war in Zürich nicht viel zu spüren, die eigentliche Kriegsangst scheint sich in Grenzen gehalten zu haben. Im Vergleich zu Basel verfolgte Zürich den Kriegsbeginn aus grösserer Entfernung. Die Grenzstadt Basel befand sich nur wenige Kilometer vom elsässischen Kriegsschauplatz entfernt, vor allem nachts hörten die Einwohner die Kanonen donnern.³⁴ Eine unterschiedliche Bedrohungswahrnehmung liegt mit Hinsicht auf die geografische Lage der Städte deshalb nahe. Die Befürchtungen der Zürcher betrafen eher die ökonomischen und versorgungstechnischen Auswirkungen eines Kriegs zwischen den Nachbarländern als einen fremden Einmarsch. Es kursierten Gerüchte, dass die Ersparnisse auf den Sparkonten bedroht³⁵ oder Lebensmittelgeschäfte ausverkauft seien.³⁶

Wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird, scheinen diese Geschichten die Ängste der Zürcher durchaus zu spiegeln. Eher als von Kriegsangst könnte deshalb von der Erwartung einer vor allem wirtschaftlichen Kriegskrise gesprochen werden. In ökonomischer Hinsicht befürchtete die Schweiz, einen Krieg zwischen ihren Nachbarländern ebenso stark zu spüren zu bekommen wie die Krieg führenden Länder selbst. Dies hatte wenige Jahre zuvor schon der Generalsekretär der Nationalbank, Adolf Jöhr, vorausgesagt.³⁷

Paniktage: Reaktionen der Bevölkerung auf Kriegsdrohung und Kriegsbeginn

Spätestens seit dem 26. Juli spielten sich auf Zürchs Strassen Szenen ab, in denen die Sorgen der Menschen deutlich wurden. Der drohende Kriegsausbruch löste hier die gleichen Reaktionen aus wie in den umliegenden Ländern.³⁸ Die Aufregung und die Hoffnung auf beruhigende Neuigkeiten trieben viele Leute aus ihren Häusern und auf die Strassen. Die «öffentliche Erregung» war enorm, vor dem Haupttelegrafnamt standen «Menschenmassen, die in Gruppen geteilt die Ereignisse besprachen und in Aufregung und Spannung der Nachrichten harteten».³⁹ Besonders vor Zeitungsständen, Kiosken und Redaktionshäusern sammelten sich die Menschen, tauschten sich aus und diskutierten die Ereignisse. Die Zeitungen reagierten mit immer neuen Extrablättern, die den Austrägern förmlich aus den Händen gerissen wurden: «Man sah nicht mehr auf die Particouleur der Zeitung. Nur eine Zeitung, nur das Neueste! Auf offener Strasse wurden die Zeitungen gelesen. Mann und Frau, Greis und Junge, alles in fieberhafter Aufregung.»⁴⁰

Ähnliche Ansammlungen bildeten sich vor Lebensmitteläden und Sparkassen. Gar von einem «vieltausendköpfigen Menschauflauf»⁴¹ vor dem Hauptgebäude des Lebensmittelvereins berichtete die «Neue Zürcher Zeitung». Mit grossen Körben und Wagen erschienen Frauen und Kinder, um Nahrungsmittelvorräte

zu beschaffen. Das Gedränge war so gross, dass verschiedene Läden ihre Tore zusperren mussten, damit die Lager unter dem Ansturm nicht ausverkauft wurden.⁴² Der Lebensmittelverein beschränkte die Verkaufsmengen, um das Geschäft aufrechterhalten zu können. So konnten die Kunden ab dem 31. Juli beispielsweise nur noch maximal 2 Kilo Mehl, Konserven und andere Grundnahrungsmittel erstehen.⁴³

Vor den Sparkassen spielten sich gleichfalls dramatische Szenen ab. Viele Menschen fürchteten um ihre Sparguthaben, sie wähten ihr Geld zu Hause sicherer und wollten es rechtzeitig abheben. «Alte Weiblein, verkniffene, misstrauische Bauern vom Land, überängstliche Arbeiter»⁴⁴ drängten in die Wartehallen der Sparkassen. Einem Strom gleich bewegten sich Menschen mit den abgehobenen Banknoten in Richtung Nationalbank, um diese dort in silberne Fünfliber und goldene 20-Franken-Stücke zu tauschen.⁴⁵ Die Polizei musste ausrücken, um die Massen in Schach zu halten.⁴⁶

Die Geldrückzüge und Lebensmittelhamsterungen konnten gefährliche Folgen für die Wirtschaft nach sich ziehen. Bei einem massiven Rückzug der Spargelder drohte die Zahlungsunfähigkeit vieler Banken, die Lebensmittelkäufe konnten Preisanstiege provozieren. Die Behörden versuchten deshalb, die Bevölkerung von den verhängnisvollen Panikreaktionen abzuhalten. Die Zeitungen druckten amtliche Beruhigungsappelle. «Ruhige Besonnenheit» und «kaltblütige Vernunft» müsse die Bevölkerung jetzt beweisen.⁴⁷

Die Vorratskäufe zeigen ebenso wie die Geldabzüge, wie verunsichert die Menschen angesichts der Kriegsdrohung waren. Auch wenn die Schweiz nicht in das Kriegsgeschehen verwickelt würde, war mit gravierenden Auswirkungen zu rechnen. Das Land war schon damals in hohem Mass von ausländischen Lebensmittel- und Rohstoffimporten abhängig. Im Kriegsfall drohten entsprechend Verknappung und Teuerung der Nahrungsmittel. Um die Landesversorgung zu schützen, erliess der Bundesrat zwar restriktive Ausfuhrverbote.⁴⁸ Da die umliegenden Länder ihre Exporte ebenfalls einschränkten und viele Transportwege unterbrochen waren, bedeutete dieser Schritt keinesfalls eine Versorgungssicherheit.

Bereits am 3. August wurden die Schlangen vor den Lebensmittelläden und Sparkassen kleiner, die aufge-

regten Menschenmengen auf den Strassen waren verschwunden. Die Zeitungen konstatierten eine gewisse Beruhigung der Öffentlichkeit. Die eigentliche Panik hatte nur wenige Tage gedauert, nun herrschte eine sehr gedrückte Stimmung. Heimreisende Italienerfamilien und Touristen und vor allem einrückende Wehrmänner prägten in den folgenden Tagen das Strassenbild. «Diese Ruhe sticht wohlthuend ab von den aufgeregten Szenen der letzten Tage, wo sich die Menschen um die Sensationsnachrichten der Zeitungen schlugen»,⁴⁹ bemerkte das «Volksrecht». Viele Familien begleiteten die Soldaten zu ihren Einheiten, die Abschiedsszenen waren Ausdruck der bedrückenden Atmosphäre: «Hier und dort sieht man von Tränen gerötete Gesichter, die um einen lieben Gatten, Bruder oder Vater weinen, der dem Rufe des Vaterlandes folgen musste.»⁵⁰ Auch die abreisenden Italiener boten ein trauriges Bild. Hunderte ärmlich gekleideter Familien warteten auf den Bahnhöfen, um in vollgestopften Zügen in ihre Heimat zu fahren.⁵¹

In der zweiten Augustwoche war die Mobilisierung beendet und damit die letzte Unruhe auf der Strasse verschwunden. Die Stadt wirkte wie ausgestorben. Nur wenige Passanten waren noch unterwegs, die Trams fuhren in grossen Zeitabständen, viele Geschäfte blieben geschlossen. Vergnügungslokale, Theater und Kinos blieben vorübergehend zu, und eine neue Polizeistunde bescherte den Wirtschaften schon um 11 Uhr Feierabend.⁵²

Erste Kriegsauswirkungen: Münznot, Kreditkrise, Arbeitslosigkeit

Die plötzliche Stille beschränkte sich nicht auf das öffentliche Leben; in einer regelrechten «Blutstockung»⁵³ wurde mit dem Kriegsbeginn nahezu die gesamte Wirtschaft lahmgelegt. Ein- und Ausfuhren wurden massiv gedrosselt, die meisten Eisenbahnlinien waren unterbrochen oder für die Truppen reserviert. Telefon-, Telegraf- und Postdienste waren stark reduziert,⁵⁴ der Privatkonsum brach ein. Gekauft wurde nur, was in der Kriegszeit knapp zu werden drohte: Nahrungsmittel und Kohle hatten Hochkonjunktur, die Ausgaben für anderes wurden aufgeschoben. In einem wahren «sauve-qui-peut»⁵⁵ erfolgten an der Börse Angstverkäufe und Kursstürze, ab dem 30. Juli wurde sie vorübergehend ge-

Auf den Bahnhöfen warteten die italienischen Arbeiterfamilien, um in die Heimat zurückzukehren. (Zürcher Wochen-Chronik, Nr. 33,15. 8.1914, S. 387)



schlossen.⁵⁶ Kreditbeziehungen zwischen nun verfeindeten Staaten standen plötzlich still, was auch die gut vernetzte Schweiz traf.

Die kurze, aber heftige Finanzkrise wird vom Wirtschaftshistoriker Youssef Cassis zu den schwersten Erschütterungen des 20. Jahrhunderts gezählt. Derart nahe am Kollaps wie im Sommer 1914 habe das internationale Finanzsystem bis zum September 2008 nie mehr gestanden.⁵⁷ Die massiven Vermögensrückzüge während der Paniktage führten zu einer gravierenden Geldnot; innert weniger Tage musste das Währungssystem des klassischen Goldstandards aufgegeben werden.

Der Goldstandard beruhte auf dem Vertrauen in die Werthaltigkeit des Golds. Die Nationalbank war verpflichtet, mindestens 40 Prozent des Werts der umlaufenden Banknoten mit Gold zu decken. Die Noten galten lediglich als Substitut für dieses Gold und konnten jederzeit bei der Nationalbank in solches getauscht werden. Die Geldabzüge während der Paniktage bedrohten das Finanzsystem in zweierlei Hinsicht: sie minderten die Liquiditätsreserven der Banken, die langfristig angelegte Gelder in kürzester Zeit ausgeben mussten und im Extremfall die Zahlungsunfähigkeit riskierten. Mit dem Tausch der Banknoten in Metallgeld sanken zudem die Goldvorräte der Nationalbank. Zwischen dem 28. und dem 31. Juli verringerte sich der Golddeckungsgrad von 73 auf 48,3 Prozent,⁵⁸ der Spielraum zur Geldausgabe

war damit fast erschöpft. Schon am 30. Juli hatte die Nationalbank deshalb die Metallkonvertibilität und damit den Goldstandard aufgehoben und war somit nicht mehr verpflichtet, Papier- gegen Metallgeld zu tauschen. Die Banknoten waren nun offizielles Zahlungsmittel und deren Annahme obligatorisch.

Mit den Geldrückzügen hatten die Menschen jedoch gezeigt, dass sie nicht nur den Sparkassen misstrauten, sondern auch den papierenen Noten. Die Münzen, das wichtigste Zahlungsmittel im Alltag, wurden deshalb gehortet und verschwanden weitgehend aus dem Verkehr. Gewöhnliche Besorgungen wurden zur Herausforderung. Um Metallgeld zu erhalten, wollten die Leute kleinste Einkäufe mit Fünzfziger- und Hunderternoten bezahlen, was damals sehr hohe Beträge waren. In den Läden, Wirtshäusern und sogar bei der Post fehlte das Wechselgeld für die Scheine. Einzelne Geschäfte und Kaufleute verweigerten die Annahme von Banknoten,⁵⁹ die deshalb an Kaufkraft zu verlieren drohten. In der Not diskutierte die «Neue Zürcher Zeitung» sogar die Idee, anstelle von Münzen Briefmarken als Zahlungsmittel zu verwenden. Schliesslich lägen diese bereit und könnten vorübergehend rasch eingesetzt werden.⁶⁰

Das Bargeld fehlte auch im Geschäftsleben und hemmte dieses zusätzlich. Einzelne Unternehmen zahlten die Löhne in Gutscheinen aus, und sogar für den Sold



Mobilisierte Truppen in Zürich.
(Zürcher Wochen-Chronik, Nr. 34,
22.8.1914, S. 393)

der Soldaten fehlte das geeignete Bargeld. Kredite waren kaum mehr erhältlich. Vielen Banken mangelte es an der nötigen Liquidität. Zudem konnte kaum mehr jemand Sicherheiten bieten, Wechsel und Schecks waren in der Krise plötzlich unbrauchbar geworden, und die Banken verweigerten ihre Diskontierung. Fabriken, Handel und Gewerbe verlangten plötzlich Barzahlung und waren nicht mehr bereit, auf Kredit zu liefern. Die geschlossenen Börsen erschwerten die Geldbeschaffung zusätzlich.⁶¹

Die Zahlungskrise belastete die Wirtschaft, die ohnehin schon erschwerten Bedingungen ausgesetzt war. Gleichzeitig fehlten die mobilisierten Soldaten in vielen Betrieben als Arbeitnehmer. Mit den Wehrmännern waren auch Konsumenten an die Grenze gezogen; viele Familien mussten auf ihren Ernährer verzichten und verfügten nur mehr über eine geringe Kaufkraft. Die Handelskammer berichtete von einer grossen Mehrheit der Zürcher Firmen, die mit dem Kriegsbeginn schliessen

oder ihren Betrieb reduzieren mussten. Die Situation führte zu Entlassungen und einem sprunghaften Anstieg der Arbeitslosigkeit.⁶²

Die Zahlungskrise beruhigte sich bald wieder. Die gehorteten Münzen fanden schon Ende August den Weg zurück in den Umlauf, und die Wirtschaft erholte sich nach dem ersten Schock, passte sich den neuen Bedingungen an und viele Betriebe schrieben auch während des Kriegs Gewinne. Die Geldrückzüge und die Politik der Nationalbank provozierten jedoch eine massive Ausweitung der Geldmenge, und schon kurz nach dem Kriegsbeginn setzte die Inflation ein. Die Lebenshaltungskosten stiegen stark an, die Löhne wurden der Teuerung jedoch nur ungenügend angepasst, womit sich die Lebensbedingungen grosser Teile der Bevölkerung markant verschlechterten. Gleichfalls blieb die Schweiz vom Kriegsgeschehen verschont; damit bestätigten sich letztlich die Erwartungen und Ängste der Zürcher Bevölkerung.

Anmerkungen

1 Dieser Text basiert auf meiner Masterarbeit, die 2012 am Historischen Seminar der Universität Zürich eingereicht worden ist. Meinem Referenten Tobias Straumann möchte ich an dieser Stelle herzlich für die motivierende

Betreuung und die wertvollen Tipps danken. Herber, Rahel: Zürich 1914: Wirtschaftliche, politische und soziale Auswirkungen des Kriegsausbruchs (unveröffent-

lichte Masterarbeit, Universität Zürich), Zürich 2012.

2 Der Begriff geht auf den Historiker George F. Kennan zurück: «the great seminal catastrophe of this century».

- 3 Vgl. dazu: Geinitz, Christian: *Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914* (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte 7), Essen 1998; Raitchel, Thomas: *Das «Wunder» der inneren Einheit. Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkrieges*, Bonn 1996, S. 227-277.
- 4 Berücksichtigt wurden die vier Tageszeitungen Zürichs: «Neue Zürcher Zeitung», freisinnig-demokratisch orientiert; «Volksrecht», sozialdemokratisch orientiert; «Neue Zürcher Nachrichten», christlich-sozial orientiert, katholisch; «Tages-Anzeiger», unabhängig.
- 5 Vgl. Wild, Albert: *Allgemeine Kriegsnotunterstützung in der Schweiz* (Sonderdruck aus: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit), Zürich 1915, S. 1.
- 6 Ruchtü, Jakob: *Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914-1919. Politisch, wirtschaftlich und kulturell*, Bd. 1: *Politischer Teil*, Bern 1928, S. 11.
- 7 Ebd., S. 1-8.
- 8 Vgl. Mittler, Max: *Der Weg zum Ersten Weltkrieg: Wie neutral war die Schweiz? Kleinstaat und europäischer Imperialismus*, Zürich 2003, S. 597.
- 9 In Deutschland erhielt das Attentat ähnlich wenig Aufmerksamkeit. Geinitz, *Kriegsfurcht* (wie Anm. 3), S. 51-57.
- 10 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1157, 28.7.1914, 1. Ab.-Bl., S. 1; vgl. *Volksrecht*, Nr. 174, 30.7.1914, S. 2.
- 11 Zum Beispiel *Volksrecht*, Nr. 194, 22.8.1914, S. 1.
- 12 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 203, 28.7.1914, 1. Bl., S. 1.
- 13 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1207, 9.8.1914, 2. So.-Bl., S. 1.
- 14 Inglin, Meinrad: *Schweizerspiegel*, 3. Aufl., Zürich 1965, S. 147.
- 15 Mittler, *Weg* (wie Anm. 8), S. 613-615.
- 16 Geinitz, *Kriegsfurcht* (wie Anm. 3), S. 111.
- 17 Ebd., S. 114.
- 18 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 228, 19.8.1914, S. 1.
- 19 Das «Augusterlebnis» ist in den letzten Jahren von verschiedenen Forschern untersucht worden, ausführlich z. B.: Geinitz, *Kriegsfurcht* (wie Anm. 3).
- 20 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1204, 8.8.1914, Mi.-Bl., S.2.
- 21 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1163, 29.7.1914, 1. Ab.-Bl., S. 2; *Volksrecht*, Nr. 175, 31.7-1914, S. 4.
- 22 Vgl. Hinz, Uta: *Kriegsausbruch 1914 im deutsch-schweizerischen Grenzgebiet Lörrach* (unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Freiburg i. Br.), Freiburg 1996, S. 47-49.
- 23 Vgl. Bonjour, Edgar: *Geschichte der Neutralität. Vier Jahrhunderte eidgenössischer Aussenpolitik*, Bd. 2.4. Aufl., Basel 1970, S. 145.
- 24 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 212, 4.8.1914, 1. Bl., S. 1.
- 25 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1251, 24.8.1914, Mo.-Bl., S. 1.
- 26 Vgl. Geinitz, Christian / Hinz, Uta: *Das Augusterlebnis in Südbaden: Ambivalente Reaktionen der deutschen Öffentlichkeit auf den Kriegsbeginn 1914*, in: Hirschfeld, Gerhard u.a. (Hg.): *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs* (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, Neue Folge 5), Essen 1997, S. 20-35, hier S. 23.
- 27 Vgl. Ochsenbein, Heinz: *Die verlorene Wirtschaftsfreiheit 1914-1918. Methoden ausländischer Wirtschaftskontrollen über die Schweiz*, Bern 1971, S. 24 f.
- 28 Vgl. Schuh, Horst: *Das Gerücht. Psychologie des Gerüchts im Krieg* (Bernard Graefe aktuell 17), München 1981, S. 9.
- 29 Zum Beispiel *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 214, 6.8.1914, 1. Bl., S. 3.
- 30 Zum Beispiel *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1206, 9.8.1914, 1. So.-Bl., S. 2.
- 31 Zum Beispiel *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 210, 3.8.1914, Mi.-Bl., S. 3.
- 32 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 221, 2.8.1914, S. 2.
- 33 Hinz, *Kriegsausbruch* (wie Anm. 22), S. 74.
- 34 Vgl. ebd., S. 73-75-
- 35 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1166, 30.7.1914, 1. Mi.-Bl., S.2.
- 36 Zum Beispiel *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 208, 31.7.1914, 2. Bl., S. 2.
- 37 Jöhr, Adolf: *Die Volkswirtschaft der Schweiz im Kriegsfall*, 2. Aufl., Zürich 1912, S. 77 f.
- 38 Vgl. für Deutschland und Frankreich: Raitchel, *Wunder* (wie Anm. 3), S. 222-227.
- 39 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 201, 27.7.1914, S.2.
- 40 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 208, 1.8.1914, 1. Ab.-Bl., S.3.
- 41 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1169, 31.7.1914, 1. Mo.-Bl., S. 2.
- 42 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1166, 30.7.1914, Mi.-Bl., S. 2; *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1168, 30.7.1914, 2. Ab.-Bl., S. 2.
- 43 Zum Beispiel *Volksrecht*, Nr. 175, 31.7.1914, S. 6.
- 44 *Volksrecht*, Nr. 176, 1. 8.1914, S. 5.
- 45 Kellenberger, Eduard: *Das Münzwesen und seine Reform (Theorie und Praxis des schweizerischen Geld-, Bank- und Börsenwesens seit Ausbruch des Weltkrieges, 1914-1930,1)*, Bern 1930, S. 1 f.
- 46 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1167, 30.7.1914, 2. Mi.-Bl., S. 2.
- 47 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1168, 30.7.1914, Ab.-Bl., S. 3.
- 48 *Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betreffend Massnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität (vom 2. August 1914)*, S. 7.
- 49 *Volksrecht*, Nr. 179,4. 8.1914, S. 3.
- 50 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 212, 4.8. 1914, 1. Bl., S. 2.
- 51 Vgl. *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1202, 7.8.1914, Ab.-Bl., S.2.
- 52 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 213, 5.8.1914, 1. Bl, S. 3; *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 217, 8.8.1914, 1. Bl., S. 5.
- 53 Geering, Traugott: *Handel und Industrie der Schweiz unter dem Einfluss des Weltkrieges* (Monographien zur Darstellung der schweizerischen Kriegswirtschaft 3), Basel 1928, S. 2.
- 54 *Zürcher Handelskammer, Bericht über Handel und Industrie im Kanton Zürich für das Jahr 1914*, Zürich 1915, S. 10.
- 55 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1150, 27.7.1914 1. Mi.-Bl., S. 3.
- 56 Furlan, Louis Vladimir: *Der Krieg und die Börsen*, in: *Zeitschrift für schweizerische Statistik* 50 (1914), S. 281-289, hier S. 282.
- 57 Vgl. Cassis, Youssef: *Crises and Opportunities. The Shaping of Modern Finance*, Oxford 2011, S. 18-22.
- 58 *Geschäftsbericht der Schweizerischen Nationalbank, 1914*, S. 7 f.
- 59 So z. B. die *Fleischerei Bell AG. Archiv der Schweizerischen Nationalbank, Protokolle des Direktoriums der Schweizerischen Nationalbank*, No. 40, 16.8.1914, S. 11.
- 60 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1196, 6.8.1914, Mo.-Bl., S. 3.
- 61 Schneebeli, Hermann: *Die Schweizerische Nationalbank 1907-1932*, Zürich 1932, S. 125-127.
- 62 *Zürcher Handelskammer, Bericht* (wie Anm. 54), S. 10.

Die Schweizer Armee als
Ferienlager? Karikatur von
Boscovits als Antwort auf
«Demokratisierungs»-Wün-
sche des Grütlivereins im
Nebelspalter vom 23. Juni
1917.



Heidi Witzig

Alltagsleben und Alltagserleben während des Ersten Weltkriegs

Frauen und Männer der Mittel- und Oberschicht im Zürcher Oberland

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war das Alltagsleben im Zürcher Oberland von der Textilindustrie dominiert, welche mehrheitlich Arbeitsplätze für Frauen bot, wobei das patriarchale Verhalten der Unternehmer deren Arbeitsbedingungen prägte. In Wald, dem international bedeutenden Zentrum der Textilindustrie, wohnten die Fabrikbesitzer mit ihren Familien in repräsentativen Villen und bestimmten eigenmächtig Arbeits- und Lebensbedingungen «ihrer» Arbeiterinnen und Arbeiter.¹ Neben den Fabriken existierten die üblichen Handels- und Gewerbebetriebe, die indirekt ebenfalls von der Textilindustrie abhingen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs im August 1914 wirkte auf die Bevölkerung im Zürcher Oberland wie ein Schock: die Fabrikarbeit stand still, zahlreiche Männer wurden in die Armee eingezogen, Ausländerinnen und Ausländer kehrten zurück in ihre Heimatländer.

Frauen und Männer erlebten den radikalen Bruch im Alltäglichen sowie die Relativierung von Normen ganz verschieden. Sie interpretierten den Kriegsausbruch und später den Kriegsalltag je nach Geschlechts- und Schichtzugehörigkeit, je nach Zivilstand und individueller Veranlagung unterschiedlich.

Das Augenmerk liegt im Folgenden in erster Linie auf einer Anzahl Frauen verschiedenen Alters und Zivilstands aus der Oberschicht und aus dem dörflichen

Kleinbürgertum.² Wie prägte oder veränderte der Krieg ihren Alltag, ihre Wahrnehmung und ihre Handlungsräume?

Der Kriegsausbruch fordert dem dörflichen Kleinbürgertum neue Rollen ab

Rose und Alfred Y. aus Dürnten im Zürcher Oberland waren beim Kriegsausbruch 39 und 41 Jahre alt. Alfred Y. war Gemeindeschreiber; die Gemeindeganzlei befand sich im Erdgeschoss des Wohnhauses. Die Familie lebte seit zwei Generationen in Dürnten. Sie nahm aktiv am Vereinsleben teil, und die älteste Tochter Elsa, die eben die Sekundarschule beendet hatte, gab Sonntagsschule. Am 3. August 1914 wurde Alfred Y. in den Landsturm nach Chur einberufen. Sofort entschloss sich Rose Y, ihren Mann in der Gemeindeganzlei zu ersetzen. Ausschlaggebend waren finanzielle Gründe; sie hätten einen Stellvertreter selbst bezahlen müssen. Mit der Unterstützung von Elsa und des Gemeindepräsidenten führte sie die Ganzlei, die für die Vermittlung behördlicher Massnahmen wegen der Mobilmachung zusätzliche Funktionen zu übernehmen hatte.

Rose Y. verblieb zwar in der gewohnten Umgebung, sie erlebte aber die neue Arbeit, die erstmalige Trennung von ihrem Mann und die radikale Veränderung des dörflichen Lebens als Schock. In ihrem Briefwechsel – täglich gingen ein bis zwei Briefe hin und her – schrieb sie, sie fühle sich wie in einem schweren Traum befangen, bedrückt. Sie könne nicht mehr schlafen, ihre Hände zitterten, sie könne kaum schreiben, habe müde Augen. Die Zeit scheine endlos, sie müsse ihm immer schreiben, dann sei es, wie wenn er hier wäre. Sie fragte, wie es ihm gehe, ob er auch Heimweh habe. Im Schreiben schuf Rose Y. Gegenwart, sie trat mit ihrem Mann in einen Dialog. Der so von ihr eröffnete kommunikative Raum erzeugte emotionale Nähe. Das Schreiben diente ihr sowohl als psychische Entlastung als auch zum Austausch von Erfahrungen. Sie empfand sich als emotional und körperlich erschütterte Frau, die unter der Trennung litt, jedoch die Kraft aufbrachte, sich neu zu verorten. Mutig sollten Schweizer Frauen sein, daran halte sie sich.³

Alfred Y. hielt sich in Chur ohne seine Familie in einem militärischen Umfeld auf. Er schrieb, seine Stel-

lung als Fourier gebe viel zu tun, sie gefalle ihm, er vergesse fast den Ernst der Sache. Er sei gut untergebracht und habe gute Bekannte unter den Kameraden, auch Zürcher Oberländer. Sie sollten sich nicht um ihn sorgen, durch das Schreiben seien sie beieinander, so liessen sich schwere Zeiten besser ertragen. Der Ton seiner Briefe war nicht so dringlich wie derjenige seiner Frau. Er erzählte aus seinem militärischen Alltag und schien sich dabei wohl zu fühlen. Wichtig war ihm seine Verortung als Armeeingehöriger und Verteidiger der neutralen Schweiz. Er hoffe, die Neutralität des lieben Vaterlands werde respektiert und die Schweiz bleibe von der «Kriegsfurie» verschont. Die Soldaten seien im Bündnerland hoch angesehen, «Militär und Civil» fühlten sich als richtige Miteidgenossen. Heiliger Ernst und Ruhe walte in der Bevölkerung, wie er es noch nie erlebt habe.⁴

Im Lauf der ersten Kriegswochen gewann Rose Y. an Routine und Selbstbewusstsein in ihrer neuen Rolle. «So, so, Herr Pfarrer lobt meine Geschäftsführung, das ist nur weil er selber nichts davon versteht. Und dann muss er dich doch ein wenig beruhigen und aufmuntern, wie er mich auch tröstet, du kommst bald heim.» Der Pfarrer hatte als traditionelle Autoritätsfigur im Dorf eine professionelle Trostfunktion; sein Lob für ihre Professionalität hingegen wies sie halb ironisch zurück. Als sie die Abläufe im Büro vereinfachte, meldete sie dies ihrem Mann ebenfalls nicht ohne ironischen Unterton: «Die Herren [Gemeinderäte] sind so klug und könnten die Sachen so viel besser machen als andre, dass ich denke, sie sollten von selber auf solches kommen.» Sie sehnte sich immer noch nach seiner Gegenwart: Wann er endlich heimkommen könne, wann er Urlaub kriege. Wann endlich der versprochene Schüblig eintreffe, die Kinder seien jedes Mal enttäuscht. Rose Y. schickte Äpfel und Birnen aus dem Garten und erwartete Gegengeschenke. «Ja, ja, ihr Männer, wenn wir Frauen so sparen sollen, spart nur auch brav, was das Essen anbetrifft, habt ihrs sowieso besser.»⁵

Alfred Y. gefiel es im Militär, und er verbrauchte den gesamten Sold für seine Auslagen. Er meldete, er lebe gesund, rauche höchstens zu viel, arbeite bis in die Nacht und gehe regelmässig um 22 Uhr zu Bett. Am 14. August schickte er das versprochene «G wurstige», das er in der Militärküche abzweigen konnte. Die Solidität der Mann-

Nicht ganz ernst gemeinte Vorschläge zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung. Zeichnungen von Czernien im Nebelspalter vom 14. April 1917.



schaft und namentlich der Offiziere lasse zu wünschen übrig. «Da muss ich die Deutsche Armee rühmen, in der der Alkohol verboten ist.»⁶

Rose Y. schien sich gefasst zu haben. Ihr Mann fehlte ihr zwar, sie war aber ebenso stolz auf ihre Leistungen. Dieser Stolz schaffte auch eine gewisse Distanz. Ihr Ehemann war an einem sicheren Ort und wurde gut gepflegt. Sie hingegen hatte mit neuen Anforderungen zu kämpfen. Während der ersten Kriegswochen waren Aufrufe zur sparsamen Haushaltsführung und gegen Hamsterkäufe allgegenwärtig. Entsprechend bereitete es ihr Mühe, dass ihr Mann den ganzen Sold ausgab. Sie forderte eine Balance bezüglich Belastungen

und Einschränkungen. Ebenso relativierte sie die dörflichen Autoritäten, deren fachliche Leistungen sie nun besser beurteilen konnte.

Identifikation mit der Schweizer Armee und Kriegsbegeisterung

Einige Kilometer von Dürnten entfernt lebte im Fabrikort Wald das Ehepaar Lina und Hansjakob A.-B., beim Kriegsausbruch beide 34-jährig. Hansjakob A.-B. hatte 1904 nach dem Tod des Vaters mit 24 Jahren als einziger Sohn – er hatte acht Schwestern – seine fachli-

chen Weiterbildungen aufgegeben und die Textilfirma übernommen. Im gleichen Jahr heiratete er Lina B., die in Bern in einer angesehenen, aber verarmten Notarsfamilie mit zehn Geschwistern aufgewachsen war. Das Paar hatte sich am Hochzeitsfest einer Pensionatsfreundin von Lina kennengelernt.⁷ 1904 kam das erste Kind zur Welt, das fünfte 1917. Die Familie wohnte in der väterlichen Fabrikantenvilla mitten im Dorf. Beim Kriegsausbruch ging die Produktion in den Webereien und Spinnereien für kurze Zeit um die Hälfte zurück, die Importsperrung verhinderte den Nachschub von Rohmaterial. Die Arbeiter wurden zum Militärdienst aufgeboten. Der 34-jährige Major Hansjakob A.-B. rückte als Adjutant des Generalstabschefs Theophil Sprecher in Bern ein. Lina A.-B. blieb vorerst in Wald.

Die Korrespondenz zwischen dem Ehepaar zu Beginn des Kriegs liegt mir nicht vor, wohl aber ein Brief der Schwester Linas, Emma C.-B. aus Bern, die am 2. August schrieb: «Ich möchte so gerne mit dir sprechen, und weiss doch nicht was, nur sollst du wissen, dass wir oft an dich denken, denn auch du wirst sehr niedergeschlagen sein. Ich hoffe ja immer noch, dass die Schweiz gut wegkomme, aber der Gedanke an das Elend, das drückt einem schon ganz darnieder.» Hansjakob sei soeben auf dem Weg zum Generalstab noch bei ihnen vorbeigekommen, im Nationalrat hätten sie Ulrich Wille als General gewählt «mit starker Opposition von den Weltschen». Ihr Mann habe den Landsturm mit einem Verwandten abmarschieren sehen, sie hätten sich «gediegen» gemacht, «es ist gut, dass sie ein so schönes Beispiel gaben». Verschiedene Männer aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis müssten jetzt einrücken. Die junge Mette von Graffenried in Deutschland tue ihr so leid, sie erwarte ein Kind und nun ziehe ihr Mann in den Krieg; auch um andere deutsche Bekannte ängstige sie sich sehr. In Bern gebe es «wahre Runs» auf die Spezialeinheiten.⁸

Emma C.-B. wollte ihre Bedrückung mit der Schwester teilen und ebenso ihre patriotischen Überzeugungen. Wie die Deutschschweizer Oberschicht allgemein positionierte sie sich schon in den ersten Kriegstagen als Angehörige des Bürgertums, das sich mit der Armee als Repräsentantin der Schweiz identifizierte und sich mit Deutschland solidarisierte. Das Mitgefühl mit einer nach Deutschland verheirateten Bekannten teilte sie ebenso mit zahlreichen Deutschschweizern jener Kreise, die in

Deutschland Verwandte oder Bekannte hatten oder dort studiert und Ausbildungen gemacht hatten.

«Ragazia-Frauen» nannte sich ein Zirkel von Töchtern aus dem wohlhabenden Bürgertum, alle um 1890 geboren, die gemeinsam das Institut Jalta in Zürich besucht hatten. Zu den prominenten Absolventinnen gehörte kurz vor der Jahrhundertwende auch Renée Wille, die Tochter des späteren Generals.⁹ Die «Ragazia-Frauen» tauschten sich in einem ständig zirkulierenden Album über ihre Lebensumstände aus. Dabei war auch die Fabrikantentochter Anni Elmer aus Wald.

Zum Kriegsausbruch finden sich im Album zwei Einträge. Leonie Zweifel aus dem thurgauischen Sirmach schrieb am 6. September 1914: «Herrgott, Kinder, ist das eine Zeit! Was für ein Jammer u. Elend, und aber auch viel Grosses und Schönes liegt in diesen Augustwochen! Die ganze Welt in Waffen! Dass wir das miterleben dürfen, gerade wir, das ist doch wunderbar, nicht? – Wenn man jetzt in Deutschland sein könnte! – Manchmal meine ich es nicht mehr aushalten zu können hier in dem engen, verlassenen Hinterthurgau.» Man komme sich so abgeschnitten von der Welt vor, wie gefangen. Von der Mobilisierung merke man hier nichts, auch von ihrer Familie habe niemand einrücken müssen; das tue ihr fast leid, «denn ich finde es so nett, wenn man für jemanden zu sorgen hat oder sie ein bisschen verwöhnen kann mit Zigarren oder – Guetzli!» Das «ganze Dorf» stricke «mit einer rührenden Begeisterung» Socken für die Soldaten, «die meinigen waren sicher ein Pfund schwer, und die Wolle so zart, dass man sich fast hätte die Finger dran zerbrechen können!»¹⁰

Leonie Zweifel war eine junge Frau ohne berufliche Ambitionen. Sie lebte nach der Internatszeit wie für höhere Töchter üblich zu Hause und wartete auf eine passende Heirat. Der Kriegsausbruch schlug wie ein Blitz in ihre Alltagsroutine ein, sie fühlte sich belebt und begeistert. Die Identifikation mit dem Krieg und mit Deutschland war total. Als unverheiratete junge Frau nahm sie die einrückenden Soldaten in erster Linie als junge Männer ihrer eigenen Kreise wahr, die jetzt frau-liche Betreuung brauchten. Ohne ihren guten Ruf zu gefährden, erprobte sie auf dieser Bühne ihre künftige hausfrau-liche-sorgende Rolle. Das Stricken von Socken für die Soldaten gehörte jedoch nicht dazu. Von dieser Art dörflicher Solidarität distanzierte sie sich in selbst-ironischem Ton.

Tennis in Zürich – das blieb für «höhere Töchter» und Frauen aus Fabrikantenfamilien auch während des Kriegs eine attraktive Freizeitbeschäftigung. (Schweizerisches Nationalmuseum, LM-101085.38)

Ebenfalls im September 1914 trug Mathilde Stehli, verheiratete Bacci, aus Fiesole bei Florenz, ins Album ein: «Eigentlich war ich froh, letzte Woche zur Schweiz hinaus zu kommen. Man ist so aufgereggt und schwatzt so unsinnige Sachen. Hier ist alles viel ruhiger und die Leute sind auffallend vernünftig, wenngleich man ihnen ansieht, dass Ernstes sie beschäftigt. Man sieht allen und allem an, dass man gefasst ist auf den ‚Chlapf‘.» Zudem sei sie jetzt glücklich verheiratet. «Diejenigen, die meiner Heirat mit schiefem Gesicht zusahen, sind reingefallen, glänzend. Ich verstehe meinen Mann ausgezeichnet, er versteht mich, und wir vertyrannisieren uns das Leben nicht mit kleinlichen Alltagsscherereien.» Mit dem komplizierten Haushalt komme sie gut zurecht.

Mathilde Bacci-Stehli lobte die Stimmung in Italien als von männlichem Ernst geprägt. Im Gegensatz dazu wertete sie diejenige in der Schweiz ab, indem sie diese mit stereotypen Attributen des weiblichen Geschlechtscharakters verband. Ihre Identifikation mit Italien war emotional und politisch fundiert: Beim Abschied aus der Schweiz «haben mir alle adieu gesagt mit einem: ‚Hoffentlich bleibt Italien neutrab hintennach. Anstandshalber habe ich freundlich lächeln müssen dazu, in mir drin habe ich aber gesagt: ‚Hoffentlich nicht! ‘ Denn diese Situation scheint mir für ein Land wie Italien nicht nur unprovitabel [sic], sondern geradezu feig. [...] In dieser Hinsicht hab ich für Deutschland, für das ich sonst in dem jetzigen Handel nicht sehr begeistert bin, eine wirkliche Achtung: es gründete sich immer auf das Soldatentum, gut, und jetzt ist’s Soldat.» In ihrer positiven Identifikation mit dem Soldatentum als idealer Ausformung des männlichen Geschlechtscharakters wertete sie Aggressivität und Angriffslust als Gegenteil von Feigheit auf. Verbunden mit der bereits erwähnten Identifikation der Deutschschweizer Oberschicht mit den Krieg führenden Nationen Deutschland und Italien manifestierte sich eine extreme ideologische Zuspitzung schon am Kriegsbeginn.



In dieser Logik nahm Mathilde Bacci-Stehli einen expliziten Frauenstandpunkt ein: «Und nun genug mit der Politik, viel ausrichten können wir unnützen Frauenzimmer doch nicht damit! Es kommt einem nur so grad zuvorderst jetzt.»¹¹ Sie wertete durch ihre Identifikation mit dem männlichen Ideal des offensiven Helden die geschlechtsspezifischen Normen der passiven Weiblichkeit grundsätzlich ab. Zudem setzte sie die typisch «weiblichen» Reaktionen auf den Kriegsausbruch gleich mit den ebenso «weiblichen» Reaktionen missgünstiger Bekannter auf ihre Heirat. Von beidem distanzierte sie sich in abwertendem Ton.

Familiennetze im Kriegsalldag: Ausdehnung der Haushaltökonomie und des Familienzusammenhalts

1917 war aufgrund des Kriegsverlaufs klar, dass die Schweiz vom Krieg verschont und dass die Mittelmächte schliesslich besiegt würden. Wegen der zunehmenden Versorgungsschwierigkeiten und der massiven Teuerung ergriffen die Behörden ab 1916 auf Bundes-



wie auf kantonaler und Gemeindeebene Massnahmen, welche die Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln versorgen sollten. Seit 1917 waren jedoch Mangel, Unterernährung und Hunger gesamtschweizerisch in breiten Bevölkerungskreisen spürbar.

Die kriegsbedingte Alltagsroutine in der dörflichen Mittelschicht von Dürnten war durch aussergewöhnliche Arbeitsleistungen von Frauen charakterisiert, deren Männer im Militär weilten. Sie bemühten sich mithilfe von verwandtschaftlichen und nachbarschaftlichen Netzen um die Beschaffung von Gütern des täglichen Bedarfs. Damals war der Fourier Alfred Y. in Altdorf stationiert. Inzwischen führte Rose Y. die Gemeindeganzlei routiniert, seit einiger Zeit übergab sie immer mehr Verantwortung an die Tochter Elsa. Sie warte seit einer Woche vergeblich auf seinen Brief, er befinde sich doch wohl? Ob er es immer noch so streng habe? Es folgten ein ausführlicher Bericht über Arztbesuche der kränkelnden Tochter Anna sowie Neuigkeiten aus der Verwandtschaft. «Was im Büro läuft, berichtet dir Elsa ja schon [...] während dem Schreiben plaudern wir immer», und so werde sie jeweils fast nicht fertig mit dem Briefschreiben an ihn.

Während der Grippewelle im Oktober 1918 bestand Rose Y. darauf, dass ihre auf Verwandtenbesuch weilenden Töchter sofort nach Hause kommen sollten. Sie war der Überzeugung, «in solchen Zeiten sei es doch besser, wenn sich jedes da befinde, wo es hingehöre».¹²

Rose Y. fühlte sich ihrem Mann weiterhin verbunden. Gleichzeitig hatte sie ihren Alltag neu strukturiert. Der Beitrag zum gemeinsamen Lebensunterhalt hatte für Frauen der unteren Mittelschicht im beginnenden 20. Jahrhundert noch Tradition – und die Arbeit in der Kanzlei war für Rose Y. wie für ihre Tochter Elsa eine Chance, die sie der kriegsbedingten Abwesenheit des Amtsinhabers zu verdanken hatten. Der Stolz auf die gemeinsame Leistung stärkte die emotionale Verbundenheit zwischen Mutter und Tochter und relativierte das ehedemliche Bedürfnis, sich ihren Ehemann im Briefschreiben zu vergegenwärtigen. Während der Grippezeit setzte sie sich im Familienverband als autonom handelnde Hausmutter durch.

Ihr Mann fasste seine Tätigkeit als Fourier immer als interessante Aufgabe auf. Die Sorge um die Verteidigung der Neutralität war kein Thema mehr. Bestärkt wurde seine positive Haltung durch die Solidarität der

Das Ehepaar Jacob und Anna Bidermann-Sulzer in ihrer Kutsche, Modell Mylord. Die Bidermanns lebten in Winterthur, besaßen Fabriken in Wetzikon und Zwillikon und zählten zeitweilig zu den grossen Textilunternehmer der Schweiz. Jacob Bidermann diente im Ersten

Weltkrieg als Kriegskommissär der 5. Division. Das Foto stammt aus den 1920er-Jahren. (Staatsarchiv des Kantons Zürich W I 89.358)

Zürcher Landsturmfüsilier und Pfadfinder 1914 in Bubikon. (Tanzbödel, März 2012, S. 75)



Bevölkerung mit den Armeeinghörigen sowie durch seine Möglichkeiten, etwas zur Versorgung der Familie beizutragen. Das vielseitige Treiben in der nahegelegenen Munitionsfabrik, welche die Mannschaft zu bewachen hatte, wirkte in seinen Augen ebenfalls als Ermutigung. Der Betrieb war ein grosser Arbeitgeber für Frauen wie für Männer und versorgte die Schweizer Armee mit Munition. Der Kontakt zu den mit ihm Dienst leistenden Offizieren, in der Regel Angehörigen der Bildungsbürger- und Oberschicht, wurde auch emotional positiv erlebt, solange dieser sich auf das Büro, auf die Aktivitäten für den gemeinsamen Wehrdienst beschränkte. In der Freizeit hingegen empfand er die unterschiedlichen Umgangsformen und sozialen Normen als Hindernis, er identifizierte sich nicht mit der «Männer-Öffentlichkeit» der Offiziere, die während des Kriegs ihre Netzwerke errichteten, die später enorme Wirksamkeit entfalten sollten. Umgekehrt verband er mit Freizeit Familienaktivitäten; er pflegte positive Erinnerungen an gemeinsame Familienferien in Altdorf, wo er nun Dienst leistete.

Während die Tochter Elsa Y. immer mehr Pflichten im Büro übernahm, zog die jüngere Tochter Anna im Frühling 1918 nach Lausanne, um dort ihr Welschlandjahr zu absolvieren. Sie arbeitete und wohnte in einem Töchterpensionat und nahm zusammen mit einer ebenfalls im Welschlandjahr weilenden Dürntner Freundin Französischstunden. Anna Y. grenzte sich stereotyp von den «Welschen» ab: «Das sind sonst Modefrätzchen die welschen Damen, hui! Man sieht da so Dämchen, noch fast Kinder, die auch schon gepudert sind und alle haben so prachtvolle Locken! [...] unsere Dürntnerkleider ge-

fallen mir viel besser.» Diese Identifikation mit dem Vorbild der einfach und solid gekleideten Deutschschweizer Frauen in Konfrontation mit den sich in ihren Augen als anzügliche Luxusweibchen gerierenden welschen Frauen teilte Anna Y. damals mit zahlreichen jungen Frauen, die ihr traditionelles Welschlandjahr absolvierten.¹³ Die Alltagsbewältigung, zentral die Beschaffung von Lebensmitteln, wurde nun gemeinsam gemagt. Offenbar waren gewisse Produkte in Lausanne leichter erhältlich. Anna schickte Schokolade, Reis, Makkaroni, Mehl und Hörnli, die Mutter sandte Äpfel und Gemüse. Dies geschah unter Bedingungen der Reziprozität; Anna Y. und ihre welschen Lehrerinnen und Rose Y. in Dürnten bestellten und bezahlten die benötigten Lebensmittel im gegenseitigen Austausch. In den grossen Korb mit Äpfeln – extra billig von einem Bekannten aus Dürnten – legte Rose Y. im Herbst auch Annas warme Unterwäsche, die sie in der kälteren Jahreszeit benötigte.¹⁴ Anna fühlte sich trotz ihrer anfänglichen Abgrenzung gegenüber den «Dämchen» im Welschland gut aufgehoben, und der Familienalltag hatte bezüglich materiellem wie emotionalem Austausch ein neues Gleichgewicht gefunden.

Kriegsalltag der gesellschaftlichen Eliten: Intensivierung der privaten und politischen Vernetzungen

Lina und Hansjakob A.-B. aus Wald telefonierte häufig – ein Telefon war um diese Zeit noch absoluter Luxus –, und er schrieb nicht mehr oft. Auch wohnte Lina A.-B. zeitweise mit den nicht schulpflichtigen Kindern in Bern bei ihren Verwandten. Aus Wald schrieb sie im Juni 1915: «Ob die Feldpost wieder nicht richtig funktioniert oder ob du noch nie Zeit fandest uns ein Lebenszeichen zu senden?» Folgendes habe sie gestern am Telefon mitzuteilen vergessen: die Krankheit seines Onkels in Wald verschlimmere sich laufend, der Sohn eines Mitarbeiters habe gegen den Willen des Vaters die Matura machen wollen, und nun lasse der Mitarbeiter ihm mitteilen, dass er nunmehr einverstanden sei. Die Sitzung bezüglich der Errichtung einer Kanalisationsleitung in die Fabrik finde morgen statt.¹⁵

Viel Raum nahmen neben den Berichten über persönliche Probleme von Bekannten und Verwandten in Wald und in Bern die Kinder ein, ihre Sprüche, ihre Erlebnisse und ihre Krankheiten. 1918 widmete sie sich ausführlich der Planung von Ferien mit der Familie ihrer Schwester. Zudem ging der briefliche Austausch mit den deutschen Verwandten weiter. Hansjakob A.-B. erhielt im April 1915 einen Brief aus Wandsbek von seiner verheirateten Schwester, die ihm für das Geld dankte, das er aufgrund der guten Konjunktur in der Textilindustrie allen Schwestern ausbezahlt hatte. Danach schilderte sie die Stimmung in ihrem eigenen Umfeld im Krieg führenden Deutschland: «Man sieht mächtig viel schaffen, jedes freie Stück Wiesenland wird zum Gemüse- und Kartoffelanbau benutzt. Alle auch am Sonntag, es sieht oft recht lustig aus, wenn einer so in weisser Weste, Cut-away und Manschetten sein Stück Land bestellt, [...] ausgiebigste Gespräche unter Leuten, die niemals zusammen verkehren würden. Jetzt ist das Volk aber eins und alle haben nur den einen Wunsch, den der Selbsterhaltung.»¹⁶

Informationen über den Erwerb oder Austausch von Lebensmitteln finden sich nur wenige. Anfänglich versorgte Lina A.-B. ihren Mann noch mit Tipps über Geschäfte in Bern, wo er sich günstig Zeitungen und Zigarren kaufen könne. Beziehungspflege mit ihrer grossen Herkunftsfamilie und derjenigen des Manns, mit Bekannten und Freunden, Informationsvermittlung hin und

her – das alles gehörte zu den traditionellen Pflichten von Frauen. Entsprechend sah Lina A.-B. ihre spezifische Aufgabe in der Pflege persönlicher Beziehungen zu den wirtschaftlichen und politischen Eliten in Wald. Die Angestellten im Kader der Fabrik, deren familiäre und berufliche Ambitionen sie kennen und ihrem Mann zur Kenntnis bringen musste, gehörten zur dörflichen Elite; die weitverzweigte Walder Verwandtschaft zur Oberschicht, die mit den entsprechenden Kreisen ihres Herkunftsorts Bern in engem Austausch stand. Sowohl als Angehörige der Oberschicht wie auch in Identifikation mit ihrer Frauenrolle erkundigte sich Bertha Spoeriy beispielsweise bei ihrem Mann, ob sich sein Vorgesetzter Theophil Sprecher von Bernegg gesundheitlich wieder besser fühle, und schickte ihm Grüsse.¹⁷

Lina A.-B. äusserte sich nur einmal, und nur auf Anregung ihres Manns hin, explizit zur politischen Lage. Sie schrieb 1915: «Dein gestriger Brief machte mir grosse Freude, selbstverständlich gehen die Gedanken neben der Arbeit her und beschäftigen sich mit Gegenwart und Zukunft, die für die ganze Menschheit nicht voraussehen ist. Einesteils wäre es ja gut, wenn die entscheidenden Schläge bald fielen, es muss ja doch dazu kommen, auch wenn es noch Jahre dauern würde. Ich habe diese Woche wieder gespannt auf jede Zeitung gegriffen, das arme Serbien, wie lange mag es sich noch wehren; sein Untergang ist rühmlicher, wenn es gegen die Feinde ausgeschlagen wird, als wenn es von Verbündeten zu Compensations-Zwecken aufgeteilt wird; das Sichergeben eines ganzen Staates hat etwas Furchtbares für mein Empfinden; wie wenig ich sonst sympathisiere mit den Serben, sie dauern mich doch und doch wünschte ich sehr, die Deutschen könnten die Türken unterstützen, weil dort die Dardanellen-Frage eine ausschlaggebende werden könnte. Doch genug Krieg, du weisst ja doch alles viel besser.»¹⁸

Lina A.-B. eignete sich die generellen Ansichten der Deutschschweizer Oberschicht an. Sie identifizierte sich mit der Armee als Ausdruck nationaler Identität, mit männlich-militärischen Kategorien wie Sieg, Ehre, Stolz und ruhmreicher Niederlage. Ebenso selbstverständlich teilte sie die in ihren Kreisen grosse Sympathie für Deutschland. Bei all dieser ideologischen Gemeinsamkeit identifizierte sie sich auch mit ihrer Frauenrolle. So erlebte sie den Krieg indirekt am Schicksal ihrer deut-

Appell der Zürcher Frauenzentrale
an die «Schweizerfrauen» im
Nachgang zum Generalstreik 1918.
(Staatsarchiv des Kantons Zürich
M 1f.2)



schen Verwandten und Freunde; ihnen galt ihr frauliches Mitgefühl. Ihre Identifikation mit dem männlichen und die Abwertung des weiblichen Geschlechtscharakters liess in der Tonalität auch unterschwellige Aggression erahnen, wenn sie sich ihrem Ehemann mit der Bemerkung unterwarf, er wisse ja sowieso alles besser.

Hansjakob A.-B. seinerseits war überzeugter Offizier und später Kommandant eines Landsturmregiments. Gleichzeitig hatte er in Wald als Fabrikbesitzer zu fungieren und trug die Verantwortung für die Angestellten und Arbeiterinnen seiner Webereien und Spinnereien. Seit dem Kriegsbeginn zeigte er sich als relativ grosszügiger Patriarch. Die Firma verkaufte seit 1915 der Arbeiterschaft Kartoffeln und Brennmaterial zu günstigen Preisen und stellte die Dampfföfen zum Dörren von Früchten und Gemüse zur Verfügung. Mit zunehmender Not zahlte Hansjakob A.-B. seit 1917 den langjährigen Arbeiterinnen und Arbeitern hohe Sonderprä-

mien aus; diese revanchierten sich 1918 zum Firmenjubiläum mit einer goldenen Uhr für ihren Patron. In der Nachkriegszeit, als sich das Bürgertum neu formierte, engagierte er sich an vorderster Front für die Interessen der Textilindustrie. Auf Bundesebene wie auf Verbandsebene kämpfte er um arbeitgeberfreundliche Bedingungen.

1922 fasste Hansjakob A.-B. seine Schriften und Eingaben zu einem Konvolut zusammen und schenkte dieses seiner Frau. «Diese Blätter, in welchen ich in den Jahren 1914-1919 politische, wirtschaftliche und soziale Fragen erörterte, die mich tief beschäftigten und bewegten, [sic] Darin werden nicht nur Erinnerungen zurückgerufen, die sonst verblassen würden, sondern sie spiegeln vor allem mein Fühlen und Denken und meine Stellungnahme zu Fragen jener Zeit, die mein Innerstes aufwühlten. Es ist somit ein Stück eigenen Lebens und Erlebens in diesen Blättern. Darum möchte ich sie Dir, meinem lieben Fraueli geben, als Weihnachtsgabe.»¹⁹

Hansjakob A.-B. identifizierte sich mit den Anliegen der Textilindustriellen, sein Engagement als Lobbyist war hoch emotional. Diese Gefühlslage brachte er mit seinem Weihnachtsgeschenk in den geschlechtsspezifisch geprägten familiären Raum ein. Er adressierte seine Frau einerseits als Angehörige einer Fabrikantenfamilie, mit der er die Werte und Diskurse der Oberschicht teilte, andererseits sprach er sie als intime Vertraute an, welcher er als Einziger sein «Innerstes» zeigte – wobei sein «Fraueli» sachlich nicht alles verstehe und verstehen müsse.

Die jungen Frauen des «Ragazia»-Zirkels korrespondierten lediglich bis zum Mai 1916. Alma Bacci-Stehli in Italien schickten sie das Buch nicht mehr. Anni Elmer, die Tochter des Fabrikanten Friedrich Elmer-Honegger aus Wald, heiratete 1914 Jacob Schaufelberger, den Geschäftspartner von Hansjakob A.-B. Anny Schaufelberger und Lina A.-B. verkehrten in Wald gesellschaftlich miteinander.²⁰ Der junge Ehemann musste als Kriegsuntauglicher nicht einrücken. Anny Schaufelberger-Elmer schrieb im Juni 1915, sie hätten aufgrund der Kriegszeiten «nicht die vielerlei Abwechslungen von den letzten Jahren» genossen, aber das «alte, schöne Familienleben mit Eltern und Brüdern» habe durch ihre Heirat nichts eingebüsst. Das Kochen sei nicht so schwierig, sie habe ein gutes Dienstmädchen. «Das schönste ist und bleiben die Stunden, wo ich meinen Jacob vom Bureau erwarten darf.» Gemeinsam sässen sie auf dem Balkon, beim Lesen oder Politisieren, pflegten die Setzlinge im neu angelegten Garten. Das Büro ist «fast unser liebstes Zimmer [...]. Jacob muss abends noch öfters zu Haus arbeiten und da fühle ich mich ganz glücklich neben seinem Schreibtisch an meinem Nähtischchen sitzen zu dürfen und ihn in meiner unmittelbaren Nähe zu wissen. Er wird mir natürlich nicht böse, wenn ich ihn schon hie und da mit einer Frage oder kleinen Plauderei an seiner Arbeit unterbreche.»

In einem weiteren Eintrag vom Mai 1916 berichtete sie von der Geburt ihrer Tochter vor zwei Monaten, dieses «Hauptereignis» dominiere nun das Familienleben. Nun müsse jedoch auch Jacob einrücken, «den ich während des schrecklichen Kriegs für sicher zu Haus zu haben glaubte. Nun soll es mir auch nicht besser gehen, als all den andern Ehefrauen! Wie wird's überhaupt noch mit uns Schweizern kommen; die Aussichten in Bern

oben sind wohl nicht die günstigsten, sonst würden sie gewiss nicht noch mehr Männer einberufen? Es geht langsam, aber immer mehr bergab.»²¹

Anny Schaufelberger-Elmer lebte seit der Heirat im Sommer 1914 gemeinsam mit ihrem jungen Ehemann in Wald, umgeben von ihrer zahlreichen Herkunftsfamilie und der neuen Verwandtschaft, in einer grossen Villa. Ihr Alltag blieb, wie in der Oberschicht üblich, ohne grössere materielle oder Versorgungsprobleme der Verwandtschafts- und Bekanntschaftspflege gewidmet. Sie identifizierte sich voll mit der neuen Rolle als Ehefrau eines begüterten Manns und später als Mutter eines Kleinkinds. Ihre traditionelle Inszenierung der Geschlechterverhältnisse zeigte interessante Facetten: die Ehefrau, die ihrem Mann durch die Inszenierung von Fraulichkeit am Nähtischchen emotional eine komplementäre Stütze bot, entsprach der Norm in ihren Kreisen. Als eher unkonventionell erwies sich ihr Anspruch, ihrem Mann zu Hause Sicherheit zu bieten. Anny Schaufelberger-Elmer schuf einen Frauenraum, der ihren Mann vor den Gefahren der Aussenwelt schützen sollte. Die nachträgliche Mobilmachung interpretierte sie als Bedrohung ihrer Stellung als Beschützerin. Dieser Verlust setzte sie in ihren Augen bezüglich Machtlosigkeit «allen anderen Ehefrauen» gleich. In diesem Sinn identifizierte sie sich, im Gegensatz zu den meisten Frauen ihrer Kreise, nicht mit männlichen Attributen wie Kampfgeist, Wehrhaftigkeit und Heldentum. Im Gegenteil, sie interpretierte den Verlust ihrer ehefraulichen Macht als Symptom des Niedergangs der Schweiz in den Kriegswirren.

Elsa Buol aus Davos schrieb im August 1915, sie sei sehr krank gewesen, dem Tod nahe. «Jedesmal wenn mir eine Schwester eine Erfrischung gab in der Nacht, musste ich an Tausende denken, die im Schützengraben danach vergebens schmachteten.» Sie wolle ihren Freundinnen keine Predigt halten, aber in ernsten Zeiten gebe es eben ernste Gedanken. Sie, die Frauen des «Ragazia»-Zirkels, gehörten sowieso «zu den weitaus glücklichsten Menschen unter vielen Millionen». Nun sei sie wieder gesund, ihre Arbeit als Kindergärtnerin habe sie auf Wunsch der Mutter aufgegeben, was ihr nicht leichtgefallen sei. Aber nun habe sie im Haushalt und als Tante genug zu tun. Zudem gebe es gerade jetzt genug andere Pflichten, «genug Arbeit für Herz und Hand».²²

Auch Elsa Buols Alltag war derjenige einer höheren Tochter ohne materielle Sorgen. Ihren Beruf als Kindergärtnerin hatte sie aufgegeben, sie war mit Haushalt und familiären Aufgaben beschäftigt bis zur erhofften Heirat. Aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen während der schweren Krankheit identifizierte sie sich mit den Leiden verletzter Soldaten aller Fronten. Als Einzige unter den «Ragazia-Frauen» sprach sie die Verschonung der Schweizer Bevölkerung von Schmerz, Leiden und Sterben an. Von diesen «ernsten Gedanken» fühlte sie sich tief bewegt und voller Dankbarkeit. Sie verortete sich als Frau, als Schweizerin und als Angehörige materiell gut gestellter Kreise und drückte im gemeinnützigen Engagement ihrer Dankbarkeit für die Verschonung von Kriegsleid Ausdruck aus.

Alma Sallmann berichtete im April 1916 aus Altnau am Bodensee, sie habe vergangenes Jahr noch fleissig studiert, nun aber ihr Studium wegen «Katarrh und Überarbeitung» unterbrochen. Sie sei mit ihrer Familie und einer Freundin drei Wochen im Tessin gewesen. «Bekanntlich ist der Südfuss unserer Alpen mit Soldaten übersät. Sie drücken der ganzen Gegend den Stempel auf, nicht am wenigsten in und um Locarno. Die haben uns beschützt und unterhalten und dürfen zu ihren andern Verdiensten getrost auch das hinzufügen, dass sie uns lustige Stunden verschafft haben. Wir sind ganz ins Feuer geraten, haben ihre Manöver mit Kennerblick verfolgt und sie wie Marketenderinnen mit Fruchtbombons und Apfelsinen versorgt [...]. Am schneidigsten ging es noch zu beim Rückmarsch zur Entlassung. Da fand in Locarno selbst ein mächtiges Gefecht statt. [...] die Piazza Grande im Maschinengewehr- und Kanonenfeuer. Es war ein Krachen und Knattern, dass das ganze Städtchen zusammengeschoßen sein könnte und Gefangene gab es en gros.»²³

1916 war die Überzeugung allgemein, dass die Schweizer Neutralität gewahrt werden könne. Alma Sallmann, höhere Tochter und pausierende Universitätsstudentin, betrachtete die Armeemanöver als Bühne, auf welcher junge Damen und Offiziere flirteten und wo sich passende Heiraten anbahnen liessen. Die jungen Offiziere inszenierten ihre Männlichkeit mit Kanonendonner und schneidiger Haltung, die jungen Damen ihre Weiblichkeit mit amüsiertem Gelächter und süssen Geschenken für die Helden.

Alltagsleben wie Alltagserleben der kleinbürgerlichen Beamtenfamilie aus Dürnten unterschieden sich grundlegend von demjenigen der Oberschicht in Wald. Zentral war für die Familie Y. in Dürnten die Zusammenarbeit, der Austausch von Arbeitsleistungen, Lebensmitteln und Heizvorräten in verschiedenen Konstellationen. Rose Y. und ihre Tochter Elsa verdienten nun Geld und fungierten als Familienernährerinnen. Einbezogen wurden auch das Familienoberhaupt im Militärdienst und die Tochter im Welschlandjahr samt ihrem Umfeld. Trotz Teuerung und Rationierung litten sie keinen Hunger. Emotional wurde der Familienzusammenhalt in den wechselnden Rollenteilungen positiv erlebt; die Kriegsjahre stärkten das gegenseitige Vertrauen in die Verlässlichkeit und Tragfähigkeit der familialen und verwandtschaftlichen Netze. Identität stiftete zudem der Wille zur Verteidigung der schweizerischen Neutralität, der in den Augen der Familie Frauen und Männer verschiedener Schichten und aus allen Landesteilen einte.

In der Oberschicht der Walder Industriellen waren hingegen gemeinsame Aktivitäten für den materiellen Lebensunterhalt und diesbezügliche Rollenflexibilität kein Thema. Aufgrund ihres Selbstverständnisses als Patron unterstützten einige Fabrikbesitzerfamilien die eigene Arbeiterschaft und ihre Angehörigen relativ grosszügig. Das Verhältnis zur Armee und zu Deutschland war Schicht- und geschlechtsspezifisch differenziert. Auf der Männerseite wurde die Armee aus der Sicht von Deutschschweizer Offizieren wahrgenommen, die einflussreiche und verantwortungsvolle Positionen bekleideten. Die Frauenseite nahm die Optik von Damen ein, die auf die Offiziere ihres Verwandtschafts- und Bekanntnetzes in der Schweiz wie in Deutschland und Italien stolz waren und sich auch um sie sorgten. Darüber hinaus galten Offiziere für unverheiratete junge Frauen dieser Kreise als Heiratskandidaten, die Armee als diesbezügliche Attraktion.

Anmerkungen

- 1 Spoeny, Heinrich: Die Baumwollindustrie von Wald, Wald 1935.
- 2 Meine Ausführungen beruhen auf der Auswertung unedierter Briefwechsel und Tagebücher. Vgl. Joris, Elisabeth / Witzig, Heidi: Brave Frauen – aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte, 1820-1940, Zürich 1992.
- 3 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Dürnten, 3. und 4.8.1914.
- 4 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Chur, 2., 3. und 6.8.1914.
- 5 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Dürnten, 12. und 15.8.1914.
- 6 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Chur, 14. und 15.8.1914.
- 7 Zum bürgerlichen Milieu vgl. Tanner, Albert: Arbeitsame Patrioten – wohlständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830-1914, Zürich 1995.
- 8 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Bern, 2.8.1914.
- 9 Schwarzenbach, Alexis: Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Familie, Zürich 2004, S. 23,29; Blosser, Ursula / Gerster, Franziska: Töchter der Guten Gesellschaft. Frauenrolle und Mädchenerziehung im schweizerischen Grossbürgertum um 1900, Zürich 1985.
- 10 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Simach, 6.9.1914.
- 11 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Fiesioie, September 1914.
- 12 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Dürnten, 21.2.1917 und 16.10.1918.
- 13 Vgl. Gyr, Ueli: Lektion fürs Leben. Welschlandaufenthalte als traditionelle Bildungs-, Erziehungs- und Übergangsmuster, Zürich 1989.
- 14 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Lausanne, 5. und 11.4.1917, Dürnten, 13.8. und 16.10.1918.
- 15 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wald, 23.6.1915.
- 16 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wandsbek, 13.4.1915.
- 17 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wald, 28.8.1915.
- 18 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wald, 25.9.1915.
- 19 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wald, Weihnachten 1922.
- 20 Ausführlich zu den Netzwerken vgl. Joris/
Witzig, Brave Frauen (wie Anm. 2), S. 177.
- 21 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Wald, 19.6.1915 und 29.5.1916.
- 22 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Davos, 30.8.1915.
- 23 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Altnau, 19.4.1916.

Thomas Neukom

Ruhe im Krieg – Unsicherheit danach: Die Situation an der Landesgrenze in Rafz

«**A**uf verdächtige Personen, die auf ersten Anruf nicht anhalten, und solche, die sich widersetzen oder ausreissen, ist zu schiessen.» So endet ein Grenzbewachungsbe-
 fehl für das Rafzer Gemeindegebiet vom 11. August 1914. Insgesamt waren drei Schildwachen zu drei oder sechs Mann vorgesehen, die wichtige Verkehrsknotenpunkte zu bewachen oder die Landesgrenze abzuschreiten hatten. Frei passieren durften nur Autos, Motorräder und Fahrräder, «sofern sie mit schweizerischem Militär besetzt» waren, «sowie die unzweifelhaft ansässige Landbevölkerung». Andere Fahrer mussten zurückgewiesen oder im Weigerungsfall festgenommen werden. Auch waren «verdächtige Fussgänger, namentlich Ausländer, zurückzuweisen, eventuell festzunehmen». Ausländer wurden an die Grenze zurückgeführt mit der Drohung, falls sie sich noch einmal auf Schweizer Boden blicken liessen, würden sie an ein Kriegsgericht überstellt.¹

Die deutliche Sprache des Papiers sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass schon zu Beginn des Ersten Weltkriegs nur ein geringes militärisches Aufgebot für die Bewachung der Landesgrenze auf dem Rafzerfeld vorgesehen war. In den mittleren Kriegsjahren wurde die Sicherung gar nur noch durch Grenzwächter wahrgenommen. Diese erhielten auf ihren Patrouillen erst 1917 durch ein Dut-



Russische Offiziere vor dem Restaurant «Bahnhof» in Rafz, 1915.
(Chronikstube Rafz)

Bewachung der Eisenbahnbrücke bei Eglisau. (Schweizerisches Bundesarchiv, E27#1000721#14096#338)

1917 durch ein Dutzend «Guiden» genannte Soldaten wieder militärische Unterstützung. Während des ganzen Kriegs blieb es – militärisch gesehen – weitgehend ruhig auf dem Rafzerfeld.

«Sehr viele Hausväter und erwachsene Söhne auf Grenzwatch abwesend»

Etwas turbulenter waren die wirtschaftlichen Verhältnisse. Niemand hatte gedacht, dass die wehrpflichtigen Männer so viele Aktivdiensttage zu leisten hätten. Dies führte dazu, dass viele Familien in prekäre Verhältnisse gerieten, weil wichtige Arbeits- und Einsatzkräfte fehlten. In Rafz beschäftigte sich bereits die Gemeindeversammlung vom 2. August 1914 mit den Auswirkungen der allgemeinen Mobilmachung, die mitten in die sommerliche Erntezeit gefallen war: «Alle diejenigen, deren Angehörige im Militärdienste abwesend sind, und denen es an Arbeitskräften mangelt, können sich bei Herrn Lehrer Baur melden, und alle, die willens und arbeitsfreudig sind, wollen sich eben dortselbst melden, und wird also Herr Lehrer Baur, falls er einwilligt, den Arbeitsnachweis leiten.» Gleichzeitig versuchte man die Lücken im Hydrantenkorps der Feuerwehr mit nicht aufgebotenen Männern zu stopfen.²

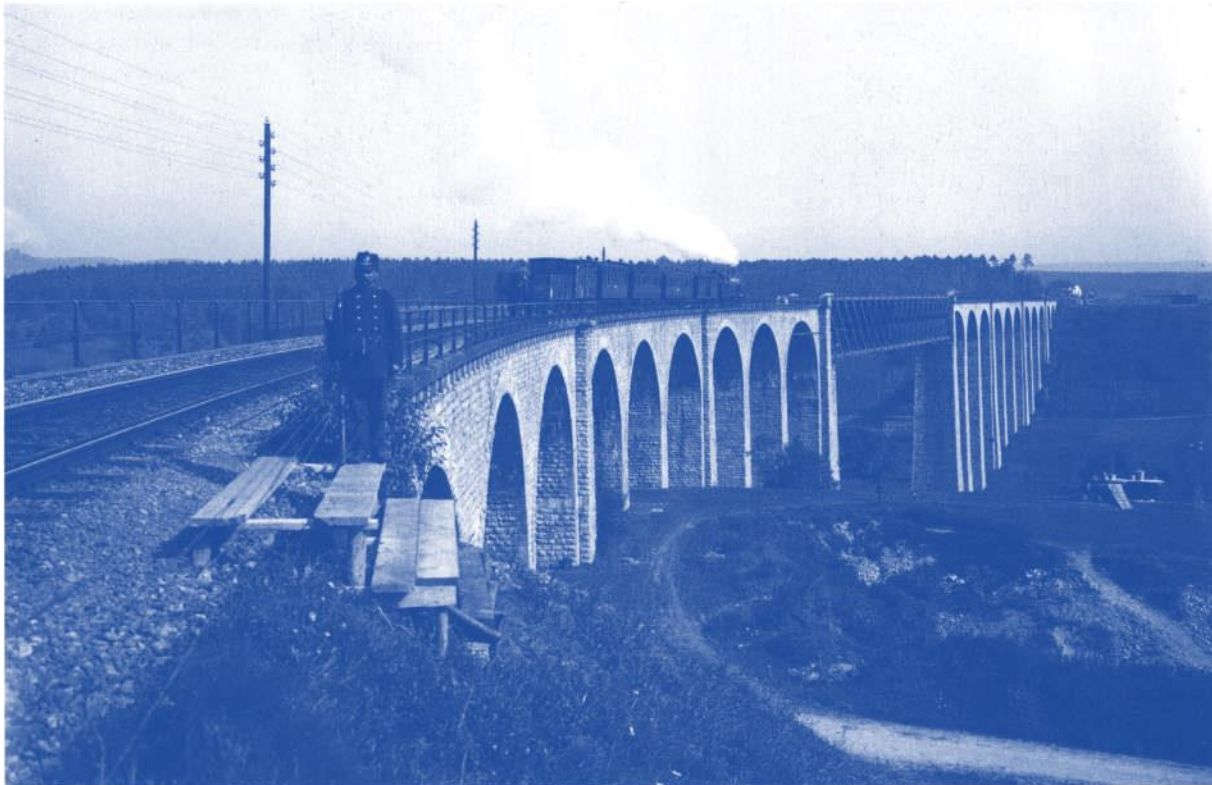
Sehr bald wurde zudem das Fehlen jeglichen Verdienstersatzes spürbar. So behandelte die Gemeindeversammlung vom 31. Januar 1915 ein Gesuch von 13 im

Feld stehenden Rafzern um den Erlass der Gemeindesteuern. Das Ansuchen erhielt jedoch keine Mehrheit, genau so wenig wie spätere Ideen zur finanziellen Unterstützung der Rafzer Wehrmänner. Die Unterstützung der Rafzer Soldaten blieb damit Privatsache. So beschloss etwa die Lesegesellschaft im Dezember 1915, für die «an der Grenze stehenden Truppen auf Weihnachten ein Geschenk in Form von Obst» zu organisieren.³

Weil die Schweiz bei der Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen stark auf Importe angewiesen war, gleichzeitig aber niemand mit einem langen Krieg gerechnet hatte, kam es bald zu Engpässen. Auf dem Land und vor allem auf dem Rafzerfeld mit seinem nach wie vor recht verbreiteten Ackerbau, konnten sich allerdings relativ viele Leute selbst versorgen. In den ersten Jahren des Kriegs war neben dem Ausfall der wichtigsten Arbeitskräfte vor allem die Requirierung von Heu und Stroh für die Armee eine gewisse Belastung.

Zwangsabgaben und Rationierungen

Die Situation verschärfte sich gegen Ende des Jahres 1916, als der Staat zunehmend in den Markt eingriff und von den Bauern die Ablieferung bestimmter Produkte verlangte. Ein Bundesratsbeschluss vom 4. Dezember 1916 verpflichtete die Bauern zur Angabe ihrer Kartoffelbestände, damit die Versorgungslage, die Menge der



vorhandenen Saatkartoffeln und die Anbaufläche für das nächste Jahr geplant werden konnten. In der Lesegesellschaft Rafz war man sich weitgehend einig, dass die vorhandenen Kartoffeln nach Möglichkeit in der Gemeinde bleiben sollten, «denn der hohe Preis der Kartoffeln im Herbst» habe manchen verleitet, «mehr davon zu verkaufen als er hätte sollen, und zur Zeit des Kartoffelpflanzens werde voraussichtlich das Saatgut sehr begehrt werden». Daher verbot der Gemeinderat im März den Verkauf von Saatkartoffeln ausserhalb der Gemeinde, bis der Bedarf am Ort gedeckt war. Dennoch konnten schliesslich 120 Zentner an die «Zentralstelle zur Hebung der Landwirtschaft» im Zürcher Strickhof abgegeben werden.⁴

Im März 1917 begann die Regierung mit der Rationierung von Lebensmitteln. Die Sparvorschriften wirkten sich sogar auf die Schalexamen vom 31. März und 4. April aus. Auch «Herren, die sich auf ein reichliches Examenessen gefreut» hatten, mussten sich «wie gewöhnliche Leute den obrigkeitlichen Verordnungen betreffend das Sparen von Fleisch unterziehen».⁵

Im Oktober 1917 erhielt die Gemeinde die Regierungsrätliche Anordnung, allen, die kein eigenes Land

besaßen, auf Verlangen solches anzuweisen, damit jeder selbst Gemüse und Kartoffeln anpflanzen könne. Zudem wurde für 1918 ein Mehranbau von Brotgetreide von 20 Hektaren verordnet. Unglücklicherweise war man in Rafz genau in dieser an sich schon schwierigen Situation mit einer ersten Güterzusammenlegung beschäftigt, was weitere Schwierigkeiten mit sich brachte.

Ständig trafen neue Anordnungen zur Abgabe von Rohstoffen, Futter- und Nahrungsmitteln ein. Obwohl die Rafzer diesen Pflichten meistens ohne grössere Probleme nachkommen konnten, empfanden sie diese als grosse Belastung. So seufzte der Rafzer Chronist, als das kantonale Brennstoffamt im Spätherbst 1917 die Abgabe von 3'000 Ster Brennholz verlangte: «Was kommt alles noch?»⁶ Es kam noch mehr. Die Gemeinde musste 45 Personen für einen Hilfsdienst bei Entwässerungsarbeiten aufbieten. Der Gemeinderat verlangte allerdings vom kulturtechnischen Büro des Kantons, dass diese Leute «daheimbehalten» werden konnten, um am projektierten Wegnetz der Güterzusammenlegung mitzuwirken.⁷ Dies gelang jedoch nur bedingt. Von drei Abteilungen musste sich eine an Entwässerungen im Wehntal beteiligen. Die beiden anderen konnten die Ge-



Schweizerische und deutsche
Grenzwächter an der Grenze
Rafz-Lottstetten im Jahr 1915.
(Chronikstube Rafz)

meindebehörden dagegen als «Holzhacker zum Aufrüsten des ablieferungspflichtigen Holzes» einsetzen.⁸

«Hat der Bauer Geld, so hat die ganze Welt»

Die seit Ende 1916 immer schlechtere Versorgungslage im Land führte zu einem enormen Anstieg der Preise bei gleichzeitig sinkenden Löhnen. Diese Preisentwicklung hatte sehr unterschiedliche Auswirkungen auf die Rafzer Bevölkerung. Am schlimmsten traf es Angestellte und Arbeiter, da deren Löhne der Teuerung bei Weitem nicht angepasst wurden. Weniger stark betroffen war die grosse Schicht der Landwirte, die sich weitgehend selbst versorgen konnte. Allerdings bekamen auch sie die höheren Preise zu spüren, sobald es nicht um Lebensmittel ging, zum Beispiel bei Schuhen oder Kleidern. Gut, in manchen Fällen sogar sehr gut erging es jenen mittleren und grösseren Bauern, die sich nicht nur selbst versorgen, sondern grosse Teile ihrer Produktion auf den Markt bringen konnten. Wenn auch sie aufgrund steigender Detailhandelspreise höhere Ausgaben verbuchen mussten, so profitierten sie dennoch von den gewaltigen Preissteigerungen und machten zum Teil fette Gewinne. Bereits 1917 schreibt der Rafzer Chronist: «Es wird viel

Geld eingenommen, es muss auch viel ausgegeben werden.»

Diese Entwicklung verstärkte sich im Jahr 1918, das als ein äusserst fruchtbares in die Geschichte eingehen sollte. «Alle Bodenerzeugnisse wuchsen in reicher Fülle und konnten zu guten Preisen verkauft werden, dem Bauern ging viel Geld ein, wovon auch Geschäftsleute und Handwerker profitierten, denn ‚hat der Bauer Geld, so hat die ganze Welt‘», berichtete der Chronist. Die Kartoffel, dieses «früher so verachtete, jetzt so wertvolle Lebensmittel», gedieh prächtig, weshalb sich bei der Ablieferung an die landwirtschaftliche Genossenschaft «ein ununterbrochener Zug von Wagen aller Art» bis zur Brückenwaage und von da bis zum Bahnhof bildete, «ein Anblick, der allen Augenzeugen unvergesslich bleiben wird».⁹

Beim Wein liessen sich 1918 ebenfalls fantastische Preise erzielen, weil die Einfuhr aus dem Ausland unterbrochen war. Hatte man für den Hektoliter Rotwein im Jahr zuvor noch 120-124 Franken erhalten und für den weissen 80-83 Franken, so war der Hektolitererlös von Rotwein jetzt auf 200 Franken und von Weisswein auf 135 Franken gestiegen. Gute Geschäfte machten auch die Wirte, die auf diese Preise noch einmal saftige Beträge schlugen. Da die Regierung für verschiedene Produkte Höchstpreise festgelegt hatte, um die Preisent-

Auf dem Hof «Schluchenberg» oberhalb von Rafz stationierte, gegen Schmuggler eingesetzte Unteroffiziere, 1918. Der speziell mit Tannen präparierte und mit einer Beschriftungstafel versehene Wagen dürfte so kaum zum Einsatz gekommen, sondern für einen Anlass «geschmückt» worden sein. (Chronikstube Rafz)



wicklung etwas zu korrigieren, entstand ein reger «Schleichhandel». Auf dem Grau- oder Schwarzmarkt wurden die festgesetzten Maximalpreise nämlich weit übertroffen.

Insgesamt lebte die Landbevölkerung trotz vieler Schwierigkeiten und Entbehrungen gegen Ende des Kriegs mehrheitlich nicht schlecht, im Gegensatz zu grossen Teilen der städtischen Bevölkerung oder den Massen der Arbeiter, die von ihrem Lohn leben mussten. Dies bestätigt eine Äusserung des Rafzer Chronisten aus dem Jahr 1921, als durch einen enormen Preiszerfall die Landschaft in eine tiefe Krise geriet. Wenn nun allenthalben geklagt werde, so müsse auch gesagt werden, «dass in den letzten Jahren mit den hohen Einkommen viele sich an eine bessere Lebenshaltung gewöhnt haben. Die Anpassung an schlechtere Verhältnisse ist jetzt schmerzhaft und unangenehm.»¹⁰

Ein Schmugglerparadies

Gegen Ende des Ersten Weltkriegs entwickelte sich das Rafzerfeld durch die unterschiedlichen Versorgungslagen und Preisniveaus auf beiden Seiten der Grenze zu

einem regelrechten Schmugglerparadies, wobei sich mit der Ausfuhr von Pfeffer, Kakao, Kaffee, Seife und Gummwaren am meisten verdienen liess. Die badischen Nachbarn lieferten im Gegenzug Kartoffeln, Eier und Butter. Weil sich die bestehenden Verbote nur schlecht durchsetzen liessen, wurde die Grenzschutz 1917 durch Soldaten verstärkt. Bei verdächtigen Personen kam es sogar zu Hausdurchsuchungen.¹¹ Im April 1917 wurde der Grenzverkehr wegen des Schmuggels noch einmal stark eingeschränkt. Die Grenze durfte nur noch mit einem Reisepass auf den beiden Staatsstrassen passiert werden. Bewohner der Grenzgemeinden brauchten zumindest einen Personalausweis von den Gemeindebehörden. Wer in Deutschland Grundbesitzer war, durfte auch die Nebenwege benutzen, wurde jetzt aber häufiger und gründlicher kontrolliert, weil selbst unter Mistfuhren und in Jauchefässern Schmuggelware entdeckt worden war.

Trotz der verschärften Kontrollen blieb der Schmuggel weit verbreitet. Am 14. Oktober 1917 erwischte man an der Grenze sogar den Rafzer Kantonspolizisten samt seinem Kollegen von Eglisau, «als sie mit einer Summe deutschen Geldes aus dem Badischen kamen. Beide wurden ihres Postens enthoben.»¹²

Handel mit Raucherwaren (vor allem Stumpen) an der Grenze Rafz-Lottstetten, 1919. (Chronikstube Rafz)



Mit dem Ende des Kriegs hörte der Warenschmuggel auf, weil sich die deutschen Nachbarn durch den stetigen Währungszerfall die schweizerischen Waren nicht mehr leisten konnten. Dafür regte diese Währungsentwicklung einige Leute zu sogenannten Valutageschäften an, wie der Chronist zu berichten wusste: «Schon im Frühjahr [1919], da die Mark noch 65-60 Rp. galt, kauften sich Leute, die glaubten, mit der Hände Arbeit nicht genug verdienen zu können, deutsches Geld. Sie hofften, bei einer Steigung des Kurses ein Geschäft machen zu können, doch der Schuss ging ihnen hinten hinaus. Die Mark sank stetig; bald konnten unsere Grenznachbarn in unsern Läden nichts mehr kaufen, weil ihnen durch die Differenz die Waren zu teuer wurden. Die Ladeninhaber erlitten eine empfindliche Einbusse durch den Verlust dieser früheren Kunden.»¹³

Hatte der Schmuggel aufgehört, so florierte nun eine gross angelegte, von Fabriken und Grosshändlern betriebene Ausfuhr von Raucherwaren.

Ganze Bahnwagenladungen wurden entweder direkt nach Lottstetten oder Jestetten transportiert oder in Rafz ausgeladen und per Fuhrwerk in die beiden badischen Gemeinden verfrachtet. Diese bildeten nämlich ein vom übrigen Reichsgebiet separiertes Zollausschlussgebiet. Der Chronist schrieb dazu: «Dort hatten sich aus kriegs-entlassenen und andern arbeitsscheuen und verwegenen Elementen richtige Banden organisiert, die wohlbewaffnet und diszipliniert diese Stumpen vom Zollausschlussgebiet ins Reichsgebiet einschmuggelten. Es kam dabei zwischen den an der Reichsgrenze aufgestellten deutschen Zollorganen und den Banden zu regelrechten Schiessereien. Alle, die bei diesem Stumpenschmuggel beteiligt waren, machten riesige Gewinne, vom Schweizerfabrikanten bis zum Verkäufer im Reiche draussen. Für das Päckli Stumpen wurden im Zollausschlussgebiet Fr. 1.70, im Reich draussen Fr. 2.70 bezahlt. Die ganze Grenzbevölkerung drohte moralisch zu verderben, alles ging darauf aus, möglichst viel auf diese leichte Art zu

«Unheimliches Gefühl» während des Landesstreiks

Das Rafzerfeld hatte den Ersten Weltkrieg weitgehend unbeschadet überstanden. Nun aber kam es in der zweiten Hälfte des Jahres 1918 zu Ereignissen, die zutiefst verunsicherten. Dies zeigt sich im Bericht des Chronisten Salomon Hänseler über den Landesstreik (Chronik, wie Anm. 5, 1918, S. 15):

«In unserm kleinen Lande, das sich wie eine Friedensinsel inmitten des brausenden Ozeans des Weltkrieges ausnahm, wurde die politische Lage nach und nach verworrener. Durch die sich stets steigernde Teuerung der Lebenshaltung und teilweise infolge Verhetzung durch gewissenlose Elemente machte sich eine Spannung bemerkbar, die sich im November in einem Generalstreik der Arbeiter auflöste. Diesmal machten auch die Eisenbahner mit. Man bekam den Eindruck, der Streik sei von den Führern als Übergang zu einem Umsturz, einer Revolution, inszeniert worden. Zum Glück hatte die Landesregierung im Bundeshaus den Ernst der Lage erkannt und konnte die Bewegung durch ein starkes Truppenaufgebot eingedämmt werden. Auch musste der Generalstreik in wenigen Tagen von den Führern selbst aufgegeben werden; die Lebensmittelzufuhren nach den Städten hörten auf.

Selbst in unserm stillen Dorfe konnte man sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, als die Mitglieder des National- und des Kantonsrates urplötzlich telegrafisch einberufen wurden, keine Bahn mehr fuhr, keine Briefe und Zeitungen mehr kamen und nur dunkle Gerüchte über Vorkommnisse in der Kantonshauptstadt herumgeboten wurden. Aber über eines war man einig, dass man sich gegen Gesetzlosigkeit wehren müsse; und zwar mit allen Mitteln. Wer keinen Schiesssprügel sein eigen nannte, hatte sich in jenen Tagen zum mindesten einen handlichen Holzprügel zurecht gelegt. Eine Bürgerwehr wurde in Eile errichtet. Zweimal wurde bewaffneter Landsturm aufgeboden. Man musste sich sagen, dass unter den Arbeitern auf dem Bauplatz der Schweizerischen Industriegesellschaft Neuhausen beim Bahnhof draussen eine grosse Anzahl sehr zweifelhafte Elemente sich befand, die zu allem fähig gewesen wäre. [Die SIG baute zu dieser Zeit gerade ihr Rafzer Holzwerk beim Bahnhof.] Einmal wurde herumgesagt, es seien von Neuhausen her eine Anzahl «Bolschewiki» im Anzug, um den Bauern einmal endlich zu zeigen, «wer Meister sei». Diejenigen unter uns, die sich schon darauf freuten, diesen «Roten» eine regelrechte Abfuhr geben zu können, kamen nicht auf ihre Rechnung, denn es kam niemand».

verdienen. Ganz in Geldgier aufgehend, setzten einige hiesige Geschäftsleute alles daran und mit Erfolg, Bewilligung zu bekommen, täglich ein paar Stunden an der Grenze Stumpfen verkaufen zu dürfen.¹⁴ Dass sie dadurch getreulich mithalfen, zweifelhafte und gemeingefährliche Elemente an die Grenze heranzuziehen, scheint diesen Herren nicht wider das Gewissen gegangen zu sein. Trotzdem sich unsere Leute für die Einstellung der Stumpenausfuhr energisch verwendet haben und dabei von den Vertretern im Nationalrat lebhaft unterstützt wurden, scheint man an zuständiger Stelle das Interesse einiger Fabrikanten und Schieber über dasjenige einer ganzen Grenzbevölkerung gestellt zu haben.»¹⁵

«Massenhafter Einkauf und Valuta-Fresse-reien» im Ausland

Als der Markkurs im Lauf des Sommers 1919 auf 30 Rappen und gegen den Herbst auf nur noch 20 Rappen sank, begannen verschiedene Leute, sich in Deutschland mit wertvollen Waren aller Art einzudecken, insbesondere mit Fahrrädern, landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten, Holz- und Blechwaren. Auch die schweizerische Industrie und der Grosshandel wussten die Gunst der Stunde zu nutzen, führten waggonweise landwirtschaftliche Maschinen ein und verkauften sie den Bauern zum vollen Preis. Gewinne bis zu 100 Prozent waren möglich. Bald waren diese begehrten Produkte in den badischen Läden ausverkauft, sodass die deutschen Behörden vorübergehend ein Ausfuhrverbot erliessen.¹⁶

Der enorme Wertzerfall der Nachbarwährung brachte in der Schweiz viele Leute auf die Idee, sich durch gekonnte Transaktionen rasch zu bereichern. Dem einen gelang dies, dem anderen nicht. Aber selbst, wenn man sich nicht direkt an solchen Geschäften beteiligte, konnte man zu Spottpreisen einkaufen oder essen. Nach einer vorübergehenden Lockerung der Grenzbestimmungen im Juni 1921 erschwerte Deutschland im September 1921 den Grenzverkehr erneut wegen «massenhaftem Einkauf und Valuta-Fressereien» durch Schweizer. Der Rafzer Chronist berichtete dazu: «In taktloser Weise werden die Läden rein ausgeplündert, von weiter kommen ganze Rudel Velofahrer, um mit vollgestopften Rucksäcken und Bäuchen heimzufahren.»¹⁷

Die Angst vor einem linken Umsturz

Hatten die wirtschaftlich turbulenten Zeiten bereits während des Kriegs angefangen, so war es bezüglich der allgemeinen Sicherheitslage an der Grenze auf dem Rafzerfeld mehrheitlich ruhig geblieben. Deshalb hatte man die Grenze im Krieg auch nicht bedeutend verstärkt. Interessanterweise änderte sich dies jedoch nachher. Die bereits vor dem Krieg vorhandenen sozialpolitischen Forderungen der Arbeiterschaft bekamen durch die kriegsbedingt verschärften wirtschaftlichen Verhältnisse neue Nahrung. Auf dem agrarisch geprägten Rafzerfeld hatte man jedoch andere Erfahrungen gemacht und zeigte wenig Verständnis für die Anliegen von Arbeitern und Angestellten. Die Mehrheit befürwortete die Politik der 1917 gegründeten Bauernpartei. Während die Arbeiter soziale Reformen forderten, kämpften die Bauernvertreter gegen «Überindustrialisierung», Überfremdung, gegen die sittenlose Lebensweise in der Grossstadt und besonders gegen den Bolschewismus. Als der Regierungsrat – noch immer unter dem Schock des Landesstreiks vom November des Vorjahres – am 7. Januar 1919 die Vorschrift erliess, auch in jenen Gemeinden, in denen es noch keine gab, Bürgerwehren zu organisieren, trat der Rafzer Gemeinderat bereitwillig darauf ein. Die Bürgerwehr werde gebildet «zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Gemeinde und richte sich gegen Eingriffe in unsere Rechte» durch eine politische Gruppe von auswärts.¹⁸ Die Rafzer Bürgerwehr zählte schliess-

lich 225 Mann und umfasste verschiedene Abteilungen: Bürgerwehrkommission, Wachtgruppe Telegraph, Wachtgruppe Bahnhof, Radfahrerabteilung, Sanität, bewaffnete und unbewaffnete Mannschaft, berittene Mannschaft, eine spezielle Mannschaft für den Weiler Solgen und die Feuerwehr:¹⁹ eine eigentliche «Dorfarmee» also. Es herrschte eine diffuse Angst vor einem revolutionären, kommunistischen Umsturz. So berichtete der Gemeindepräsident in einer Versammlung der Lesegesellschaft, die zuständigen Behörden hätten «sichere Anhaltspunkte und Beweise», dass «zwischen den Spartakisten in Deutschland und gewissen Elementen in der Schweiz ein geheimer Verkehr bestehe».²⁰

Freiwillige oder Böswillige?

Der Grenzschutz blieb nach dem Ende des Ersten Weltkriegs durch Armeetruppen verstärkt. Auf Anfang 1919 ersetzte man jedoch die regulären Einheiten durch freiwillig angeworbene. Diese Freiwilligen machten sich bei der einheimischen Zivilbevölkerung sehr rasch durch mangelnde Disziplin und willkürliches Vorgehen unbeliebt. So berichtete Chronist Hänsele: «Während die einen ihren reichlichen Sold sparten, verwandelten ihn andere in Alkohol und es kam zu Exzessen, die zu einer Antipathie gegen das Militär führten. Leute, die ausserhalb der Sperrzone arbeiteten, wurden abgeführt und verhört, der Nachtwächter, als er gegen Mitternacht in einer Wirtschaft äusser Andern auch Freiwillige antraf und zu wiederholten Malen Feierabend zu machen gebot, eben von diesen Freiwilligen zu Boden geworfen und ein Landwirt, der dem Fahrer des Militär-Motorrades sein verrücktes Fahren verwies, wurde mit vorgehaltenem Revolver bedroht. Die Beschwerden der Gemeindebehörden hatten keinen Erfolg, die Zivilgewalt muss sich immer noch vor der Militärgewalt ducken.» Aufgrund dieser Vorkommnisse wurden die freiwilligen Truppen kurzerhand in «böswillige» umgetauft.²¹

Den Freiwilligen wurde aufgrund ihrer allgemeinen Unbeliebtheit überall die Unterkunft gekündigt, sodass das Kommando bei den übergeordneten Stellen um den Bau einer Wohn- und Küchenbaracke nachsuchen musste. Im August konnte der grössere Teil der Soldaten eine solche beziehen, auf einer weitab vom Dorf gelegenen Waldwiese.

Zur Verstärkung der Grenztruppe eingesetzte Freiwillige vor dem Gaststall des Wirtshauses zum «Kreuz» in Rafz, 1919 oder 1920. Nicht zuletzt durch die auf dem Bild zum Ausdruck kommende Festfreude machten sich die freiwilligen Truppen bei der lokalen Bevölkerung unbeliebt. (Chronikstube Rafz)



Trotz dieser Massnahme beruhigte sich die Lage nicht, im Gegenteil. Sie verschärfte sich noch einmal dramatisch, als die Freiwilligen an der Grenze einen Mann erschossen. Am letzten Tag des Jahres 1919 suchte ein Lottstetter namens Laug in der Nähe der Landesgrenze Weiden, als er von einem freiwilligen Grenzsoldaten angerufen wurde. Scheinbar reagierte er nicht sofort, worauf der Soldat sofort schoss und den Familienvater, der erst kürzlich aus Kriegsgefangenschaft nach Hause zurückgekehrt war, tödlich traf. «Die Erbitterung gegen das Militär war grenzenlos, gross das Bedauern mit den Hinterlassenen Laugs. [...] Die Gemeindebehörden verlangten telegraphisch die sofortige Zurückziehung des Militärs, der Stimmung der Grenzbevölkerung wegen.» Der Rafzer Chronist bezeichnete die Freiwilligen als «moderne Schweizersöldner».²²

Am Begräbnis Laugs in Lottstetten am 4. Januar 1920 nahmen zwischen 100 und 150 Personen aus Rafz teil, unter anderem der vollzählige Männerchor. Das zahlreiche Erscheinen der Rafzer war einerseits Ausdruck des Beileids mit den Hinterbliebenen, andererseits vor allem eine Demonstration gegen das Vorgehen der Grenztruppen. Man war sich bewusst, dass leicht auch jemand aus der eigenen Gemeinde hätte getroffen werden können. Das bereits vorher angespannte Verhältnis zwischen der Zivilbevölkerung und den Freiwilligen hatte jetzt in eigentlichen Hass umgeschlagen.

«Unerhört, wie unser Militär von den Rafzer Bauern gebrandmarkt wird»

In den Zeitungen begann eine heftige Polemik. Am 9. Januar 1920 erschien in der «Bülach-Dielsdorfer Wochenzeitung» ein Artikel, der in verschiedenen Punkten erhebliche Zweifel an den Darstellungen der zuständigen Untersuchungsbehörden anmeldete und das Verhalten der Grenztruppen als völlig übertrieben darstellte. Insbesondere äusserte man den Verdacht, Laug sei auf deutschem Boden erschossen und nachher über die Grenze geschleppt worden. Zudem wurde auf verschiedene Vorfälle an anderen Grenzorten und die bisherigen, erfolglosen Verhandlungen mit Vertretern der eidgenössischen Militärbehörden hingewiesen.²³

Wohl als Entgegnung auf diese Darstellung ergriff am 14. Januar 1920 im «Schaffhauser Intelligenzblatt» ein Einsender für die Grenztruppen Partei: «Es ist unerhört, wie unser Militär in der letzten Zeit von den Rafzer Bauern gebrandmarkt wird. Aber wenn man nicht zum Vornherein wüsste, wie die Rafzer Bauern unserer republikanischen Verfassung eine Antigesinnung hegen, würde man mehr Respekt vor ihnen haben. Aber gegen die fortwährende Stichelei, die nicht ohne Anflug von Antimilitarismus ist, muss man endlich abbinden.» Es falle auf, dass an der ganzen Grenze von Buchs bis Basel, wo freiwillige Grenztruppen im Einsatz seien, nir-



Von der Heerespolizei am 28. April 1920 ausgestellte Sperrzonen-Karte, die dem Wirt Ulrich Langhard im Hüslihof zwischen Rafz und Wil erlaubte, tagüber entlang der Grenze Waldar-

beiten durchzuführen. Aus Angst vorm Einsickern linksrevolutionärer Kräfte wurde die Schweizer Grenze noch lange nach dem Ersten Weltkrieg stark bewacht. (Chronikstube Rafz)

gends derartige Probleme auftraten wie auf dem Rafzerfeld. Dennoch könne man mit Recht sagen, in der entsprechenden Grenzschutzkompanie herrsche «Takt und Ordnung». Solche Vorfälle wie in Rafz kämen eben nur da vor, «wo die Bevölkerung die eidg. Bestimmungen keinen Teufel» respektiere.²⁴

Auf diese Anschuldigungen reagierten die Rafzer besonders heftig. Drei Tage später erschien in der gleichen Zeitung eine erste Entgegnung.²⁵ In der «Wochenzeitung» vom 23. Januar 1920 folgte ein flammendes Plädoyer für die Haltung der Zivilbevölkerung, indem ein Rafzer Einsender dem Leserbriefschreiber im «Intelligenzblatt» das ungehörige Verhalten der Freiwilligen vor Augen führte. So fragte er etwa: «Ist es Takt und Ordnung, wenn ein Wirt von den Soldaten mit dem blanken Bajonett bedroht wird, wenn er in seinem eigenen Hause Ordnung schaffen will?» Schliesslich betonten die Rafzer, ihnen würde die Anwesenheit von Grenztruppen nichts ausmachen, solange sie ungehindert ihrer Arbeit nachgehen könnten. «Allerdings können wir nicht begreifen, was diese Leute jetzt noch bei uns nützen, da bei dem tiefen Stande der Valuta der Schmuggel vollständig ausgeschlossen ist und Deutschland alle Ausfuhr verboten hat und selbst überwacht. Auch haben wir von unsern friedliebenden Bauern ennet der Grenze einen spartakistischen Ueberfall sicher nicht zu befürchten. Wegen Masseneinreise von Unerwünschten stellen wir im eigenen Interesse unsere gut organisierte Bürgerwehr jederzeit zur Verfügung.»²⁶

Diese Entgegnung kam wegen der darin enthaltenen Vorwürfe bei den Grenzschutztruppen sehr schlecht an. Man versuchte herauszufinden, wer der Autor des Leser-

briefes sei, um gegen ihn vorgehen zu können. Als der Untersuchungsrichter des Militärgerichts bei der «Wochenzeitung» erfuhr, dass Kantonsrat und Gemeindepräsident Albert Neukom der Einsender sei, lud er diesen vor. Daraufhin meldete sich jedoch eine ganze Gruppe, sie hätte den Brief gemeinsam verfasst, und lieferte verschiedenes Beweismaterial und Zeugen zu den einzelnen Vorwürfen an die Truppen. Die Angelegenheit entwickelte sich mehr und mehr zu einem Kleinkrieg zwischen den Rafzern und der Militärjustiz.

Da sie auf diese Weise ihrem Ziel nicht näherkamen, setzten sich die Rafzer mit verschiedenen hohen Politikern in Verbindung, denen sie ihre Schwierigkeiten und Probleme schilderten. Sie fanden bei Regierungsräten in Schaffhausen und Zürich, bei Nationalräten und anderen Politikern Gehör, nicht zuletzt, weil es in einigen anderen Grenzregionen ebenfalls zu Zwischenfällen gekommen war. Als die Regierungen der Grenzkantone beim Bundesrat vorstellig wurden, entschloss sich der Chef des Militärdepartements im Juli 1920, eine Inspektionsreise der Grenze entlang zu machen. Allerdings hörte er nur die militärischen Stellen an. Die Bevölkerung konnte sich nicht direkt äussern. So gelang es verschiedenen Interessengruppen, den Bundesrat davon zu überzeugen, dass die Grenzschutztruppen nach wie vor nötig seien. Die freiwilligen Soldaten fürchteten bei einer Entlassung um ihre Existenz, und gewisse Industrielle und Bankiers, denen immer noch der Schreck des Landesstreiks in den Knochen sass, empfanden die Anwesenheit der Truppen an der Grenze als beruhigend. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, der Grenze entlang harre «eine Menge Leute zweifelhafter Existenz (sogenannte

Spartakisten) nur auf eine Schwächung der Grenzwehr, um die Einreise zu bewerkstelligen».²⁷

Die Lage normalisiert sich

Als die Grenzbevölkerung bereits die Hoffnung auf einen baldigen Abzug der verhassten Freiwilligen aufgegeben hatte, wurden diese Ende August 1920 «unverhofft und unvorhergesehen» zurückgezogen. Dazu meinte der Rafzer Chronist Salomon Hänssler: «Unbeweint und unbetrüert müssen sie von hinnen ziehen, gehasst von jedem recht denkenden Bürger [...]. Bedauerlich für's Ganze ist, dass durch zu langes Beibehalten und falsche Instruktion der ‚Freiwilligen‘ die Grenzbevölkerung militärfeindlich gemacht worden ist.»²⁸ Die letzten Zeugen dieser «Militärherrschaft unseligen Andenkens» verschwanden im März 1921, als die Baracken

im Langenriet abgebrochen und abtransportiert wurden.²⁹

Damit normalisierte sich die sicherheitspolitische Lage auf dem Rafzerfeld. Paradoxiertweise war es ja nicht der Krieg gewesen, der auf dem Rafzerfeld für Verunsicherung gesorgt hatte. Dafür waren die Fronten zu weit entfernt gewesen. Vielmehr hatte die Angst vor einem linken Umsturz im Umfeld des Landesstreiks gegen Ende 1918 die Bevölkerung in Alarmstimmung versetzt. Den nach wie vor mehrheitlich bäuerlich geprägten Rafzerinnen und Rafzern waren die Anliegen der Arbeiterschaft weitgehend fremd. Trotz dieser Ängste blieben sie jedoch so weit rational, um festzustellen, dass an der Grenze nicht massenweise «Spartakisten» standen, die nur darauf warteten, in die Schweiz einzufallen. Entsprechend empört reagierten sie auf das forsche Auftreten der Grenztruppen nach dem Krieg.

Anmerkungen

- 1 Chronikstube Rafz, «Grenz-Bewachungs-Befehl No. 2 für Grenzbeobachtungs-Abschnitt 4, 11. August 1914». Dieser Artikel basiert auf: Neukom, Thomas: Rafz. Geschichte eines Zürcher Dorfes «ennet dem Rhein», Zürich 2005, S. 317-331.
- 2 Archiv der politischen Gemeinde Rafz, IV B.1.4, S. 307.
- 3 Protokoll der Lesegesellschaft Rafz (in der Chronikstube Rafz), 12.12.1915.
- 4 Lesegesellschaft (wie Anm. 3), 17.12.1916, 1.4. und 13.5.1917.
- 5 Chronik der Gemeinde Rafz (in der Chronikstube Rafz), 1917, S. 4.
- 6 Chronik (wie Anm. 5), 1917, S. 9.
- 7 Lesegesellschaft (wie Anm. 3), 30.12.1917.
- 8 Chronik (wie Anm. 5), 1917, S. 9.

- 9 Chronik (wie Anm. 5), 1918, S. 11.
- 10 Chronik (wie Anm. 5), 1921, S. 65.
- 11 Chronik (wie Anm. 5), 1917, S. 3.
- 12 Ebd., S. 10.
- 13 Chronik (wie Anm. 5), 1919, S. 21.
- 14 Vgl. dazu auch die Diskussionen in der Rafzer Lesegesellschaft: Lesegesellschaft (wie Anm. 3), 2.3.1919.
- 15 Chronik (wie Anm. 5), 1919, S. 21.
- 16 Auch die Rafzer Lesegesellschaft beschaffte ihre Bücher damals in Deutschland. Vgl. Lesegesellschaft (wie Anm. 3), 18.5. 4.6., 26.10.1919.
- 17 Chronik (wie Anm. 5), 1921, S. 63.
- 18 Gemeindearchiv Rafz, IV B.1.4, S. 414 f.
- 19 Chronikstube Rafz, «Protokoll» der Bürgerwehr Rafz, 1919.
- 20 Lesegesellschaft (wie Anm. 3), 2.3.1919.

- 21 Im Folgenden vgl.: Chronik (wie Anm. 5), 1919-1921; Lesegesellschaft (wie Anm. 3), 2.3.1919, 18.5.1919; Chronikstube Rafz, Mäppchen mit gesammelten Briefkopien und Zeitungsartikeln – wahrscheinlich zusammengestellt von alt Land- und «Sternen»-Wirt August Neukom.
- 22 Chronik (wie Anm. 5), 1919, S. 25.
- 23 Bülach-Dielsdorfer Wochenzeitung, 9.1.1920.
- 24 Schaffhauser Intelligenzblatt, 14.1.1920.
- 25 Ebd.
- 26 Bülach-Dielsdorfer Wochenzeitung, 23.1.1920.
- 27 Chronik (wie Anm. 5), 1920, S. 43.
- 28 Ebd., S. 44.
- 29 Chronik (wie Anm. 5), 1921, S. 63.

Die Ermittlungsstelle Winterthur
1916. Von links: Julie Bikle, Nelly
Bühler, unbekannt, Gertrud Ninck.
(Aus: Bikle, Bilder, S. 35)



Renato Esseiva

Eine Winterthurer Philanthropin

Julie Bikle (1871-1962) und ihre Ermittlungsstelle für Vermisste (1914-1919)

Auslöser für Julie Bikles humanitäres Handeln war die vermessene Vorstellung, bei einer Apokalypse würde aus einer Art Götterdämmerung eine erneuerte Menschheit auferstehen. Der blutige Krieg, der sich zum Ersten Weltkrieg ausweiten sollte und dem viele vor 1914 entgegenfieberten, schien eine solche Zäsur. Davon zeugen die naiven, infantilen Beschriftungen an deutschen Bahnwagen, die Richtung Westen rollten, etwa «Auf zum Freischiessen nach Paris» oder «Zum Frühstück auf die Place [...] in Paris». In diesem gesinnungsmässigen Umfeld spaltete sich auch die Winterthurer Elite in zwei Gruppen, Parteigänger der Entente und solche der Mittelmächte, die gemäss Veronika von Stokar-Bühler ihre Fehden privat und halböffentlich austrugen. Diesem Sog entzog sich die deutschstämmige, aus (Stuttgart-)Untertürkheim stammende Julie Bikle, die 1888 in Winterthur mit Eltern und Geschwistern eingebürgert worden war. Im privaten Rahmen machte sie keinen Hehl aus ihrer Sympathie für Kaiser und Reich, wie etwa einem an sie gerichteten, holprigen Gedicht eines Winterthurer Neffen zum Geburtstag des Kaisers zu entnehmen ist. Massgebender und prägender war aber das liberal-differenzierte Milieu des Elternhauses. Der Vater Wilhelm Julius war als Unternehmer in die Schweiz emigriert, damit sich seine Söhne nicht der dreijährigen, durch den preussischen Drill bestimmten Re-

krutenschule unterziehen mussten. Dies geht aus einem Eintrag in der alten, konsequent geführten Bikle-Familienchronik im Besitz des Neffen Arnold in Ostermündigen hervor.

Julie Bikle wurde 1871 in Winterthur geboren und erhielt nach den schriftlichen Anmerkungen des Neffen die passende Ausbildung für eine Tochter aus gehobener Milieu: Sekundarschule, Welschlandjahr, kaufmännische Ausbildung, Kunstunterricht und allgemeinbildende Kurse am Technikum Winterthur. Vor seinem frühen Tod soll sie ihr Vater Wilhelm Julius 1899 – nach Walter Bikle angeblich auf dem Sterbebett – als Älteste und Begabteste aller Geschwister verpflichtet haben, auf Studium und Ehe zu verzichten und für Mutter, Schwester und die beiden hochintelligenten, aber depressiven Brüder den bis 1914 sehr erfolgreichen, international tätigen Betrieb für Furniere zu leiten und den umfangreichen Familienbesitz zu verwalten.

Der Suchdienst

Anfänglich auf Nebengeleisen, vielfach über die Geschäftskorrespondenz mit beigelegten Bittgesuchen, geriet Julie Bikle bereits in den ersten paar Wochen nach dem Kriegsausbruch ungewollt – «je n'ai pas cherché cette tâche» (Referat in Bern 1916) – in Hilfsaktionen hinein, die bis 1919 unvorstellbare Dimensionen annahmen und Aktivitäten der extremen Art auslösten. Ihre «Ermittlungsstelle für Vermisste (Militär- und Zivilpersonen) in Winterthur» gehörte zu der grösseren Zahl von anerkannten Schweizer Organisationen, die bis 1916 unkoordiniert Hilfe leisteten. Neben dem IKRK waren es zehn Institutionen, die sich häufig mit ähnlichen Themen befassten und sich oft gegenseitig behinderten, bis das IKRK unter anderem auf Druck von Politikerkreisen in Bern 1915/16 eine Koordinationssitzung einberief. Es gab darunter spezielle Gruppierungen wie das «Internationale feministische Auskunftsbureau für Zivilpersonen» in Lausanne oder die «Versandstelle für Weissbrot» in Basel, welche jene kriegsgefangenen Belgier und Franzosen in Deutschland mit besonderem Brot belieferte, die das mit Kartoffeln versetzte deutsche Kriegsbrot als Schikane empfanden.

In dieser wenig übersichtlichen Situation gründete Julie Bikle an ihrem Firmensitz an der Wartstrasse 14 in

Der Suchdienst: Vorgedruckte Briefumschläge für deutsche Kriegsgefangene in Brasilien. Zweisprachige Kriegsgefangenen-Postkarten für Russland: Vorder- und Rückseite

mit Anschrift des Zugführers Alois Pernold, gefangen in Omsk. (Alle Abbildungen stammen aus dem Nachlass Bikle, vorläufig aufbewahrt bei Renato Esseiva)

Winterthur einen Suchdienst. Parallel dazu befasste sie sich mit allen Fragen der Notleidenden im Krieg, die sie mit der Suche verknüpfte und im Sinn des Schneeballsystems erfolgreich ausbaute: Liebespakete und Geldspenden für Gefangene auf allen Kontinenten äusser Australien, Ausstellungen von Arbeiten von Internierten (so in Köln 1916), Vermittlung von Fach- und Unterhaltungsliteratur für Akademiker und Studenten, Internierungsgesuche bei Schweizer Behörden für Gefangene, Arbeitsvermittlung für deutsche Kriegsinvalide und kriegsgefangene Seeleute in Südamerika, beispielsweise in Brasilien, wo sie seit 1917 nach brasilianischem Regierungsbeschluss die offizielle Adressatin für deutsche Gesuche aus und Korrespondenz nach Brasilien für über 30 Mannschaften von Kriegs- und Handelsschiffen war. Sodann ging es um Interventionen bei den jeweiligen Ministerien im Fall von belegten Grausamkeiten in Lagern (so erreichte sie im bretonischen Dinan die Absetzung des Lagerkommandanten), um die Versorgung von Zivilisten in Besatzungszonen und die Suche nach versprengten Familienmitgliedern sowie um den Aufbau eines Netzes von Vertrauensleuten und Informanten in allen Gefangenenlagern, das unter anderem dem Abbau chauvinistischer Ressentiments diente. Sie organisierte den Einsatz in Lazarettzügen und Gefangenentransporten, die durch die Schweiz führten. Man hat sich Julie Bikle im Zentrum eines sehr engmaschigen Spinnennetzes vorzustellen; alle Fäden gingen von ihr aus und führten zu ihr zurück.

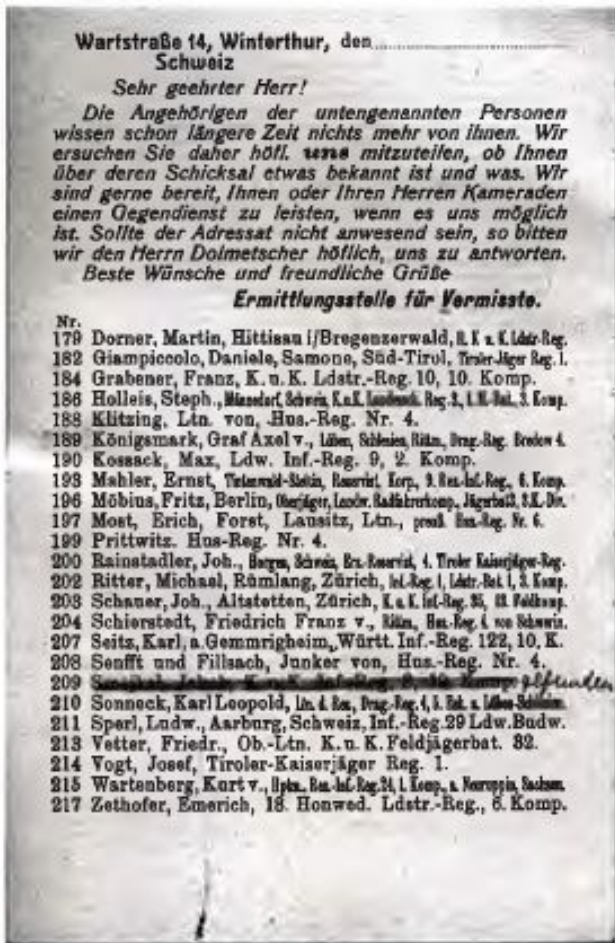
Mit ihrem «halbamtlichen Ansehen» und ihren Erfolgen, die sich sehr rasch herumsprachen, gelang es Bikle, bei 3406 Gesuchen immerhin 850 oft scheinbar hoffnungslose Fälle, die sich auf alle Kontinente erstreckten, mit der Hilfe von vier bis sechs relativ häufig wechselnden Freiwilligen, meist Töchtern der Winterthurer Oberschicht, zu lösen. Man vergleiche dabei das IKRK in Genf mit seinen 1'200 Helferinnen und Hel-



fern. Bei der aussergewöhnlich hohen Erfolgsquote muss man sich die damaligen Probleme vergegenwärtigen: die begrenzten Kommunikationsmittel, der arg behinderte zivile Postverkehr, die umständliche Militärpost, die ständig ändernden Frontverläufe, die Kaperung von neutralen Schiffen durch die Krieg führenden Mächte (so waren die Postsäcke mit Blick auf Spionage von Interesse), Zensur, Blockadestimmungen, Teuerung (seit 1915) und Rationierung (seit 1917) und die unendliche Zahl von Gefangenenlagern und Lazaretten. Als besonders problematisch erwiesen sich Frankreich mit seinen vielen kleinen Lagern und Lazaretten auf dem europäischen Kontinent, in Korsika und in Nordafrika sowie Russland mit vielen unübersichtlichen Haupt- und Aussenlagern im europäischen und asiatischen Teil, die chaotisch verwaltet wurden. Die Deutschen hingegen bevorzugten grosse Gefangenenlager mit unveränderten Standorten.

Julie Bikles Vorgehen

Die Vorgehensweise Bikles blieb immer gleich. Mehrheitlich auf eigene Rechnung liess sie je nach Bestimmungsnation einerseits zweisprachige Doppelsuchkarten drucken, was für Russland besonders wichtig war, andererseits Suchlisten mit den Namen der Vermissten, ihrem militärischen Rang, ihrer Einheit und dem Ort und Zeitpunkt ihres letzten bekannten Auftretens sowie allfälligen Kontaktpersonen. Die laufend angepassten Drucksachen mit den Vermerken «gef», gefunden oder gefallen, wurden in den durch die Schweiz verkehrenden Lazarettzügen verteilt, die ab 1915 zwischen Lyon und Konstanz Deutsche beziehungsweise Franzosen transportierten. Die Drucksachen wurden auch an Sanitätsmannschaften verteilt sowie in Gefangenenlagern und Lazaretten, an den Standorten der in der Schweiz Internierten wie unter entlassenen Gefangenen gestreut und an die jeweiligen Ministerien und Botschaften gesandt. Natürlich waren auch das IKRK und die verschiedenen in- und ausländischen Hilfsorganisationen wie die Heilsarmee in London und Paris sowie die amerikani-



schen Quäker, die sich besonders in Russland engagierten, Adressaten.

Zudem wurden, abgesehen von dauernden Spendenaufrufen an die Winterthurer Bevölkerung, sämtliche nur denkbaren lokalen, kantonalen und eidgenössischen Persönlichkeiten mit Rang und Namen aus Politik, Kultur, Wirtschaft und Kirche mobilisiert. So konnte Bikle beispielsweise den Winterthurer Dekan Otto Herold, der auch die Lokalsektion des Roten Kreuzes und die Hilfsgesellschaft präsidierte – er war auch im Zürcher Kirchenrat und im Weltkirchenrat tätig –, die Frau des Theologen Leonhard Ragaz und die Appenzeller Brüder und Nationalräte Arthur und Howard Eugster (Howard war als «Weberpfarrer» Mitbegründer der Ausserrhoder SP, Arthur Mitglied der Ausserrhoder FDP) für ihre Sache gewinnen. Arthur Eugster war mit der Winterthurer Theologentochter und Helferin von Bikle, Gertrud Ninck, verheiratet. Seine Bedeutung liegt besonders darin, dass er in offizieller Funktion als Neutraler die Gefangenenlager inspizierte. Wichtig waren auch die diversen Botengänge und Kontakte von Bikles süddeut-

scher Verwandtschaft zu wichtigen Institutionen wie dem Roten Kreuz in Stuttgart. Sie selbst unternahm als schweizerisch-deutsche Doppelbürgerin mehrere Reisen nach Deutschland, bis ihr der Leiter der Zürcher Fremdenpolizei, Dr. Max Geilinger, 1916 den deutschen Pass absprach.

Besonders wertvoll waren die lokalen und ausländischen Beziehungen ihrer jugendlichen Mitarbeiterinnen aus der Winterthurer Oberschicht. So war die Tante von Gertrud Sulzer mit dem Maschinenindustriellen Philipp Wieland in Ulm verheiratet. Abgesehen davon, dass dieser Mitglied des gleichen Stuttgarter Segelklubs wie Graf Zeppelin war – auch dieser war für Julie Bikle wiederholt nützlich –, hatte Wieland Zugang zum deutschen Kriegsministerium. Dort erfuhr er jeweils die Verfügungen bezüglich der Kleider- und Nahrungsmittelvorschriften und andere wesentliche Entscheide für französische und deutsche Gefangenenlager. Diese leitete er an Julie Bikle weiter, die unter anderem den Versand von Liebespaketen entsprechend ausrichten konnte. Pikanterweise hatte Wielands Sohn als Fliegerleutnant 1916 den britischen Piloten Thomas über Frankreich abgeschossen. Er sorgte dann in ritterlicher Manier für ein Ehrengrab für Thomas, benachrichtigte das britische Kriegsministerium und die Eltern des Gefallenen und behändigte aus den Flugzeugtrümmern dessen Zigarettentui und das kleine Modell eines britischen Grabes (ein Amulett?). Beides liegt heute im Nachlass Bikle in der Winterthurer Studienbibliothek.

Informationsquellen und Korrespondenzformen

Bald nach dem Kriegsausbruch tauschten die verfeindeten Nationen Listen von Verwundeten, Vermissten und Gefallenen aus. Eine gewisse Klarheit schufen für Julie Bikle Einzelanfragen bei den jeweiligen Ministerien, Botschaften und Rotkreuzzentralen. Ergänzend dazu konsultierte sie die nationale und internationale Presse mit ihren Kriegsberichten, mit präzisen Listen von Gefangenen, Vermissten und Verletzten und Karten von Lagerstandorten. Besonders informativ war die «Pfälzische Presse» für Süd- und Westdeutschland (Kaiserslautern). Hier erschien etwa am 27. September 1914 in einer langen Liste die folgende Notiz: «Generalmajor He-

Suchliste aus dem Jahr 1915, die jeweils in grosser Zahl verschickt wurde. Unter den Vermissten finden sich verschiedene in der Schweiz wohnhafte Deutsche und Österreicher.

Suchaufruf an deutsche Soldaten vom September 1915 mit detaillierten Informationen zu Vermissten.

Bitte mitnehmen, lesen und weitergeben!

Wartstrasse 14, Winterthur, Schweiz, im September 1915.

An die aus Frankreich zurückgekehrten schwerverwundeten deutschen Krieger und Sanitätsmannschaften!

Selt den ersten Kriegsmonaten befasste ich mich mit Nachforschungen nach Vermissten, zum Teil mit Erfolg, und bitte Sie nun höflich, mir unter Angabe Ihrer eigenen Adresse, so bald wie möglich, genau mitzuteilen, was Sie über das Schicksal der nachstehend Genannten Bestimmten wissen. ~~Vielleicht können Sie auch etwas Näheres in Ihre Heimat nachforschen; die betreffenden Namen sind in der beigefügten Liste angegeben.~~

Für Ihre gütige Mithilfe danke ich Ihnen zum Voraus herzlich und beglückwünsche ~~Sie herzlich für Ihre Tätigkeit in der Schweiz. Winterthur.~~

J. Bikle.

d'Alquer Karl, Lehrer, Unt.-Off. 18. Armeekorps Inf.-Reg. 128, 9. Komp., verwundet und vermisst bei Ampincourt, südlich Verdun, am 10. Sept. 1914.

Bardis Karl, Unt.-Off. 27. Res.-Armeekorps 54. Res.-Dir. Res.-Inf.-Reg. 247, 6. Feldkomp. besass folgende eigene Erkennungsmarke aus Aluminium: „Karl Bardis, Kirchheim-T., Württemberg“ und vielleicht noch die Erkennungsmarke seiner früheren Einsetzung: „Landw.-Inf.-Reg. 124, III. Bat. 12. Komp. I.“ vermisst seit einem Sturzangriff auf Zenoebé vom 12. Nov. 1914, 8 km östlich Ypern. Von einem Verwundeten, der aber seither wahrscheinlich nicht mehr ermittelt werden konnte, wurde ausgesagt, daß B. in jenem Gefecht gefallen. Weis jemand Näheres?

Bayer Emil, von Kirchheim-P. oder Zeffenhäusern, Württemberg, Unt.-Off. 27. Res.-Armeekorps 54. Div. Res.-Inf.-Reg. 246, 3. Komp., vermisst seit einem Sturmangriff vom 24. Okt. 1914 in Belgien (ältere Ortsangaben waren nicht erhältlich); er habe sich nicht unter den Toten befunden und sei vermutlich mit vielen Anders in Gefangenschaft geraten.

Becker Walter, Kriegsfreiwilliger, Musikant, 3. Div. 231. Belg. W. B. V. 76 akt. Inf.-Reg., 4. Komp., vermisst seit 20. April 1915 nach den Gefechten bei den Combres-Höhen.

Böger Georg, aus Gumpenau (Kreis Lauterbach), geb. 11. März 1882 in Billingsbach, Oberjäger im aktiven Garde-Schützenbataillon 3. Zug 3. Komp. 8. Armeekorps, Division von Wisoker, siehe Nr. 41 E. Klok Walter.

Böger Friedrich, von Gumpenau, Württemberg, Unt.-Off. Res.-Armeekorps 54. Res.-Dir. Res.-Inf.-Reg. 246, 3. Komp., vermisst seit 24. Sept. 1914 in einem Gefecht bei Servon (wahrscheinlich Dép. Marne) vom 22.–23. Sept. 1914 mit 70 Anders. Müssen Anfragen bei Gefangenen, die dem Namen nach identisch sein könnten mit einigen dieser gleichzeitigen Vermissten, waren bisher ohne Erfolg.

Berlinger Otto, Erkennungsmarke 159, Unt.-Off. 18. Armeekorps 21. Div. 42. Brig. akt. Inf.-Reg. No. 81, II. Bat., 5. Komp., vermisst bei einem Gefecht bei La Chesney bei Arras (Nord) am 30. Okt. 1914.

Bubendy Werner, 18 Jahre alt, Kriegsfreiwilliger, 117. Inf.-Div. 223. Inf.-Brig. 167. Inf.-Reg. 8. Bat. 3. Komp. Am 18. Juni 1915 war er in einem Gefecht in der Schlammrinne des Loretto. Am 19. Juni wurde er nach auf seinem Beobachtungsposten gesehen, verwundet. Am 17. Juni mußte die Stellung verlassen werden und seitdem ist von ihm nichts mehr gehört worden. Wahrscheinlich trägt Bubendy noch die Erkennungsmarke des Landw.-Inf.-Reg. 58, dem er zu Anfang des Krieges im Osten angetreten.

Beckinger Hermann, Dr. phil., geb. am 21. März 1887 in Ellringen u. d. Jagst, Oberlehrer am Eberhard-Ludwig-Gymnasium in Stuttgart, Kriegsfreiwilliger, 27. Res.-Armeekorps 54. Res.-Dir. 64. Württ. Res.-Feldart.-Reg. 5. Bat., vermisst seit 24. Okt. 1914. Von einem Erkundigungsritt in Nordfrankreich an der belg. Grenze, den er mit seinem Hauptmann untermommen, kamen nur die Pferde zurück; der Hauptmann sei tödlich verwundet später bei Courrai, Belgien gefunden worden. Beckinger wird in französischer oder englischer Gefangenschaft vermisst; von London kam jedoch wiederholt Bericht, daß er sich nicht auf der dortigen amtlichen Gefangenenliste finde.

Dilger Fritz, von Tübingen, Württemberg, Vize-Feldw. 4. Res. 13. Armeekorps Inf.-Reg. 127, 3. Bat. 12. Komp., vermisst in der Gegend von Dun sur la Meuse seit dem ersten Tage des Sept. 1914 zusammen mit 130 Anders, wovon seither 13 Mann in Vordun, Neustalban, Lyon, Tarnatex, Toulon, Castree, Clermont-Ferrand ermittelt wurden, so die ich mich um Auskunft über Dilger gewandt. Aus den erhaltenen Antworten ist leider über sein Schicksal nichts zu entnehmen; die andern Berichte stehen noch aus.

nigt aus Zweibrücken, [leicht] verwundet, Gesäss». Von grossem Nutzen waren auch die «Gazette des Ardennes» (deutsche Besatzungszone), die «Mitteilungen des Volksbundes zum Schutze der deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen» und «Der Heimkehrer» (beide Berlin). Hilfreich waren überdies die nationale und lokale Schweizer Presse, so die «Neue Zürcher Zeitung» und der Winterthurer «Landbote» und nicht selten Todesanzeigen mit dem Hinweis «Gefallen für Kaiser und Reich». Hier ist die grosse deutsche und österreichische Kolonie in Winterthur zu beachten, deren männliche Mitglieder zum Kriegsdienst aufgeboten worden waren. Hinweise erhielt Julie Bikle im Weiteren aus der deutschen Botschaft in Bern, wo ein Kontaktmann tätig war,

und von deutschen Hilfsstellen in Zürich, die Verbindungen zur Universität hatten. Hilfe erhielt sie auch über die offiziellen Stellen und ihre Vertrauensleute in Schweizer Internierungslagern, etwa in Weggis.

Am einprägsamsten war wohl Julie Bikles Begleitung der Lazarettzüge von Konstanz (Kreuzlingen) nach Lyon (Genf) und in umgekehrter Richtung. Während der Reise verteilte sie ihre Suchlisten und -karten und nahm Befragungen vor. 1915 verbot ihr jedoch der Rotkreuz-Beauftragte, Chefarzt Oberst Bohny, diese Aktivität aus an sich verständlichen Gründen: beengte Raumverhältnisse und der schlimme Anblick der Verstümmelten. Bikles Protest, welcher der Winterthurer Pfarrer Albert



Gefangenenaustausch mit Schweizer Unterstützung: französische Schwerverwundete im Barackenlager Konstanz vor ihrer Abreise nach Westen (oben) und deutsche Schwerverwundete nach ihrer Durchreise durch die Schweiz.

(Aus: Schweizerische Grenzbesetzung 1914/15, 3. Heft, Basel 1915, S. 7 f.)



Reichen beim Politischen Departement vorbrachte, blieb erfolglos; ihre Bemerkung, sie habe lange vor dem Roten Kreuz beim Bundesrat solche Züge angeregt, stiess auf taube Ohren.

Auch Kontakte mit verletzten Soldaten im Bahnhof Winterthur als Etappenort wurden unmöglich, als die Verantwortlichen aus Sicherheitsgründen Zürich als Zwischenstation festlegten. Mit den ersten Transporten von Verletzten 1914/15, die im offenen Bahnhof Halt machten, war nämlich das Volk in seiner überbordenden, chaotischen Hilfsbereitschaft (und aus Neugierde) aus allen Himmelsrichtungen herbeigeströmt und hatte die hilflosen Soldaten buchstäblich in einem Meer von Blumen, Schokolade und Raucherwaren und Bier – für

die Deutschen – ertränkt. Fortan ging Julie Bikle eben nach Zürich oder schickte ihre deutschen Mittelsmänner aus.

Ihr erworbenes Wissen setzte Julie Bikle – auch mit den standardisierten Vorgaben des IKRK – sowohl für den Versand von Liebespaketen wie in der Korrespondenz immer auf die gleiche Weise und erstaunlich erfolgreich um, sofern sie nicht an Amtsstellen gelangte. Bei der Suche nach einer Person oder nach Gruppen richtete sich das Schreiben an den manchmal bekannten Kommandanten des Gefangenenlagers oder an den leitenden Arzt eines Lazarets. Es folgte der Hinweis, sie hätte von bestimmten Gefangenen oder Entlassenen gehört, dann folgten Name, Wohnort, militärische Einteilung und Dienstgrad. Immer betonte sie die strikte Neu-

Das Gefangenenerlager Hofminden bei Frankfurt: Zeichnung des französischen Karikaturisten Henry Bing, Mitarbeiter des «Simplicissimus», 1914/15.



tralität bei jedem Handeln und das Angebot einer identischen Gegenleistung für die jeweiligen Landsleute. Jedem Schreiben war eine Kopie für den Zensor oder Dolmetscher beigelegt, was sich in komplizierten Fällen als sehr hilfreich erwies und die Situation entschärfte. So grüssten diese Leute in der Antwort nicht selten «den Herrn Direktor mit Frau und Kindern» oder «den Herrn Jakob Bikle» mit einer persönlichen Notiz, sogar aus dem fernen Russland. Julie Bikle setzte nämlich in ihrer Unterschrift bei ihrem Vornamen aus taktischen Gründen und mit Blick auf das konservative, falsche Frauenbild zielgerichtet immer nur das J. Gerade für Russland erwies sich die Transkription der Gesuche in kyrillischer Schrift als äusserst nützlich. Diese verfassten zwei in Winterthur wohnhafte Russinnen und ein bei Sulzer tätiger Ingenieur, «ein russisch-israelitischer und türkischer Untertan aus Jaffa». Eine Rolle spielte auch der Umgangston Julie Bikles und der immer verbindlich-kooperative Ton gegenüber den Zensoren. Diese sahen sich von ihr als Einzige als Menschen wahrgenommen, so die schriftliche Aussage brasilianischer Zensoren. Dieser Aspekt war sehr wichtig dafür, dass die Winterthurer Ermittlungsstelle «als Floh unter den Elefanten» (so Julie Bikle 1919) ab 1914 sukzessive eine amtliche Sonderstellung für die in Brasilien gefangenen deutschen Seeleute erhielt.

1919 stellte Julie Bikle ihren Suchdienst ein, weil mit dem Kriegsende die bisher relativ stabile, übersichtliche Situation endete. In Frankreich wurden die Lager teilweise aufgelöst und die gefangenen Deutschen als «Wirtschaftsfaktor», so Clemenceau, für Aufräumarbeiten eingesetzt. In Russland hingegen, wo es nach 1917 immer noch 200'000 gefangene Österreicher und 400'000 Deutsche gab, war die Lage so unübersichtlich wie hoffnungslos. Die Männer wurden im Bürgerkrieg entweder zum Kriegsdienst in den Armeen der «Weissen» oder der «Roten» gezwungen oder unter schwierigsten Bedingungen im Bergbau eingesetzt, ohne dass je Namenslisten geführt wurden. Auch das Engagement von Fritjof Nansen, der 1919 eine Friedensmission nach Sibirien zur Rückführung Gefangener unternahm, blieb wenig erfolgreich.

Ideologiefreies Handeln

Man darf hinter Julie Bikles Handeln Richtlinien und – nicht abwertend betrachtet – ein Vorgehen nach moralischen Stichwörtern sehen, die an Kalendersprüche erinnern. Immer tauchen die Worte «mein Gewissen», «Ameisenarbeit», «Inter arma caritas», «das Nötige und Nützliche tun» auf. Dazu kamen Hinweise auf die Tra-



Ausstellung mit Arbeiten von Kriegsgefangenen und Internierten, mitorganisiert von Julie Bikle. Präsentation 1916 in Köln mit Querweis auf Arbeiten von Deutschen in der Schweiz, die wohl von Bikle vermittelt worden waren.



dition von Henry Dunant, der in Winterthur auf Initiative von Offizieren die zweite Rotkreuz-Sektion nach Heiden begründete und ihr Ehrenmitglied wurde. Auch Frauen- und die damit verbundenen Solidaritätsfragen sind bei Julie Bikle überdeutlich spürbar. So war sie Mitglied des mittelständischen «Schweizerischen Bunds abstinenter Frauen», der international das Frauenstimmrecht zum Thema hatte, und 1909 Mitbegründerin des Winterthurer Frauenlesezirkels. Beide Gruppen kannten Frauenbildung und Frauenemanzipation als wesentliches Thema, und Julie strich beispielsweise in der «Neuen Zürcher Zeitung» und im «Landboten» Artikel mit Rotstift an, die Frauenfragen an internationalen Frauenkongressen oder die Friedensfrage (so 1919 in Zürich) behandelten. Ihr erklärtes und im Einzelnen

durchaus erfolgreiches Ziel war es, militärische Gegner zu versöhnen, entweder nach deren Entwaffnung als Lagerhäftlinge oder als Kranke und Verletzte in Lazaretten. Hellsichtig erkannte sie diese Notwendigkeit, damit nicht im Krieg bereits ein neuer Krieg geboren würde. Aus dieser Sicht heraus gestaltete sie zudem bis 1924 das Schweizer Hilfskomitee für deutsche Kinder in der Ostschweiz. Ihre Aktivitäten können jedoch weder ausschliesslich als religiös-moralisch noch feministisch-politisch noch individuell-psychologisch charakterisiert werden.

Christliche Zuversicht: Kalender-
spruch aus der Bergpredigt im
Nachlass von Julie Bikle.



Ehrungen

Julie Bikle erfuhr wenig Anerkennung für die Opferung ihres Privatvermögens und für ihren ungeheuren, unermüdlichen Einsatz – ein ungelöster Fall konnte vier bis fünf Briefe nach sich ziehen. 1916 erhielt sie in Würdigung ihrer Bemühungen um die Repatriierung französischer Zivilisten vom Botschafter Beau die grosse Ehrenmedaille der Republik mit Begleiturkunde; beides wird heute im Winterthurer Münzkabinett aufbewahrt. 1935 und 1936/37 wurde sie vom «Bund der Schweizerischen Frauenvereine» auf Antrag der Winterthurer Sektion des «Schweizerischen Bunds abstinenten Frauen» (SBAF) in Oslo für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Interessant dabei ist eine Randbemerkung der Winterthurerin Florence Studer zur Begründung des Gesuchs durch die Präsidentin der Frauenvereine, Clara Nef aus Herisau. So wurde auf die Leistungen im Krieg und in der Kinderhilfe für 20'000-25'000 mehrheitlich deutsche Kinder unter dem Patronat des Bundesrats hingewiesen, aber auch auf den Hintergedanken, dass Julie Bikle mit dem Preisgeld den in den 1920er-Jahren erfolgten Konkurs ihrer Firma etwas mildern könne.

Der Dank der von ihr unterstützten Soldaten war ihr sicher, so jener des jungen, anhänglichen Argentinien-deutschen Jorge Fickert, der mehr als vier Jahre in diversen französischen Lagern sass, jener des Österreicher Josef Mayer, dem in einem Gewaltmarsch von über 5'000 Kilometern die Flucht aus Sibirien nach Bachenbülach glückte, jener des ostfriesischen Seesoldaten Sjut

Tjarks oder des verletzten Berufsoffiziers Major Josef Wölfl aus Landshut, der seine Internierung in der Schweiz Julie Bikle verdankte.

Das wohl berührendste Dokument war an Anny Etter, Julie Bikles Sekretärin, gerichtet und stammt vom 1. Juli 1918:

«Euer Hochwürden!

Wir, unterzeichnete, deutsche, österreichische, französische und italienische Kriegsgefangene, erlauben uns, dem kriegsgetrauten lieben Ehepaar, Herrn Dominik Mettler und Frau Anny Mettler, geb. Etter, in Winterthur, unsere aufrichtigen Glück- und Segenswünsche auf ihrem künftigen Lebensweg zu übermitteln. Sodann gestatten wir uns, der verehrten jungen Hausfrau auf diesem Wege unsern tiefgefühlten Dank zu unterbreiten für die kunstgerecht zusammengenähten Pakete, womit so oft unser trauriges Schicksal erhellt, unser Hunger gestillt wurde. Die Umhüllungen gaben auch immer noch die herrlichsten ‚Naselumpe‘, ‚mouchoirs de poche‘ e ‚fazoletti‘.

Als kleines Zeichen unserer grossen Dankbarkeit haben wir uns deshalb erlaubt, zu sechs Tafeln Chocolat zusammenzulegen, in der Annahme, dass im Hungerjahr, ‚la tessera del pane‘ schon am 20. des Monats alle ist, et si le buffet contient plus ni riz, ni macaroni, ni sucre, ni rien du tout, auch dem hochwohlloblichen Herrn Gemahl ‚e Bettmümpfe‘, un morceau de chocolat, willkommen sei, als das allerschönste Blumenkettchen, ma ehe non si puo mangiare.

Über die Köpfe unserer Regierungen hinweg, die uns immer noch diktieren, uns zu hassen, haben wir uns zu diesem Glückwunsch vereinigt und übermachen ihn durch unsere Vermittlerin

Heinrich, Jakob, Anton, Xaver und Michel in Frankreich, England, Italien, Russland und Indien

Jean-Jacques, Henri, Pierre, Marcel und Victor en Allemagne

Enrico, Pietro, Emilio, Giovanni e Marco in Germania e Austria».

1962 starb Julie Bikle, fast völlig vergessen, mit 91 Jahren in einem Altersheim in Andelfingen. 2008 wurde sie vom Winterthurer Stadtrat für ihre vielfältigen Leistungen mit einem Strassennamen in Winterthur-Dätt-nau geehrt.

Weiterführende Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen

Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek

Archivalien aus den Beständen von Julie Bikle

Protokollhefte des Winterthurer Frauenlesezirkels 1909ff.

Protokollbücher der Hilfsgesellschaft Winterthur 1916-1928 und 1929-1942.

Unterlagen von Heidi Ketterer, der letzten Präsidentin des Schweizerischen Bundes abstinenter Frauen (SBAF), Sektion Winterthur.

Archivalien des Schweizerischen Roten Kreuzes, Sektion Winterthur, 1872-1942.

Akten des Samaritervereins Winterthur 1887-1927.

Archiv zur *Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung*, Marthe Gosteli, *Worblaufen*

Briefe zum Antrag für den Friedensnobelpreis 1935/37.

Unterlagen der Frauenzentrale Winterthur und des Stimmrechtsvereins Winterthur.

Archiv des Verfassers

Unterlagen und mündliche Informationen des Grossneffen Peter Bikle, Bern (Jahrgang 1942), 2003 ff.

Unterlagen und Auskünfte des Neffen Walter Bikle, Wetzikon (Jahrgang 1908), 2003.

Auskünfte von Veronika von Stokar-Bühler, Berg am Irchel, 2009 ff.

Gedruckte Quellen

Barbey, Frédéric: L'agence internationale des prisonniers de guerre à Genève in: Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1915, S. 1-356.

Faure, Edouard: L'internement en Suisse des prisonniers de guerre, malades ou blessés, second rapport 1917, Basel 1918.

Kriegsgefangenenpostamt Bern: Verzeichnis 1 der Kriegsgefangenenlager und Lazarette in Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei, Verzeichnis 2 der Lager und Lazarette in Frankreich, Gross-Britannien, Italien, Russland und Japan, abgeschlossen am 1. Mai 1916 (Druckschriften im Historischen Archiv und in der Bibliothek PTT, Bern).

Oederlin, Friedrich: Tätigkeit der Schweizerischen Gesandtschaft in Washington 1917-1919, Winterthur 1936 (Privatdruck, im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich).

Einzelexemplare von Tages- und Wochenzeitungen

Gazette des Ardennes, 1914 ff. (deutsche Besatzungszone, Charleroi);

Pfälzische Presse (Kaiserslautern) für Süd- und Westdeutschland, 1914 ff.;

Zürcher Post und Handelszeitung, 1915; Neue Zürcher Zeitung, 1916;

verschiedene Ausgaben des Volksbundes zum Schutze der deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen, Berlin 1919.

Literatur

L'agence internationale des prisonniers de guerre; comité internationale de la Croix-Rouge 1914-18, Genf 1919.

Bikle, J(ulie): Der Samariterdienst der Schweiz im Weltkrieg – Wie suchen wir Vermisste?, Zürich 1916.

Bikle, Julie: Bilder aus der Tätigkeit der Ermittlungsstelle für Vermisste, Winterthur 1914-1919 (Neujahrsblatt LXIV der Hilfsgesellschaft von Winterthur), Winterthur 1928.

Dwinger, Edwin Erich: Armee hinter Stacheldraht, Jena 1929.

Ders.: Zwischen Weiss und Rot. Die russische Tragödie (1919-1920), Jena 1930.

Ders.: Sibirisches Tagebuch (1915-1918), Jena 1931.

Esseiva, Renato: Julie Bikle – eine Winterthurer Philanthropin, in: Winterthur. Jahrbuch 2005, S. 150-155.

König, Paul: Die Fahrt der «Deutschland» (Untersee-Frachtschiff), Berlin 1916.

Kowalski, J. Viktor: Vergewaltigte Menschen. Blätter aus dem Felde und der Kriegsgefangenschaft, Wien 1926.

Nagel, Emst: Die Liebestätigkeit der Schweiz im Weltkriege, zwei Hefte, Basel 1916.

Pfenninger, Arthur: Von Kindern und ihrer Not in Hungerlanden, Weinfeldern 1920.

Reichen, Albert: Samariterdienst in der Schweiz, Heft 3: Kriegsgefangenenpost, Zürich 1916.

Die Schweizerische Grenzbesetzung, Heft III: Schweizerische Grenzbesetzung 1914/15, Basel 1915.

Sträuli, Hans: Kriegsfürsorge in Winterthur 1914-20 (Neujahrsblatt LVI der Hilfsgesellschaft von Winterthur), Winterthur 1921.

Roland Gysin

«Und wir möchten helfen»

Die Internierung verletzter Soldaten und Offiziere

Für Carl von Prosch beginnt der Krieg mit einer langen Zugsfahrt. Es ist Sonntag, der 9. August 1914. In der Polsterklasse im Zug von Dresden über Leipzig, Koblenz und Trier bis an die belgische Grenze sind die Offiziere unter sich. «Die Begeisterung und Freigiebigkeit der Bevölkerung unterwegs ist erhebend», erinnert sich Prosch. «Man rechnete mit dem Tode und mit Verwundung, aber nicht mit der Gefangenschaft.»¹

Zehn Jahre militärische Erziehung haben den gottesfürchtigen, jungen Mann auf den «Ernstfall» vorbereitet. Ihm ist «sehr ernst ums Herz» und jeder Übermut liegt ihm fern. Aber er möchte den Soldatenberuf pflichtgetreu erfüllen. In der Königlich Sächsischen Kadettenanstalt in Dresden hat er gelernt, was das heisst: «Dulce et decorum est pro patria mori.» So steht es auf den Ehrentafeln geschrieben der in früheren Kriegen gefallenen Kadetten.²

Prosch ist 23 Jahre alt und Leutnant im Königlich Sächsischen Schützen-Regiment 108. Für viele seiner Kameraden dauert der Krieg nur kurz. Sie sterben in den ersten Wochen auf dem Schlachtfeld. Nicht so Prosch. Er gerät am 17. September 1914 in französische Kriegsgefangenschaft. Bis er das heimische Dresden wiedersieht, vergehen über drei Jahre.

Dazwischen liegen die Haft in verschiedenen Lagern und die Internierung in der Schweiz; zunächst im noblen «Parkhotel» in Vitznau am Vierwaldstät-



Bauernhof in La Ville-aux-Bois, nach dem Angriff durch deutsche Truppen, September 1914; Feldpostkarte. (Zentralbibliothek Zürich, Nachlass von Carl von Prosch, Dossier 6.1, «Kriegsgefangenschaft in Montauban 1914/1915»)

Carl von Prosch (fünfter von links mit Brille) am Bahnhof von Vitznau mit deutschen Internierten und zwei Schweizer Offizieren (rechts von Prosch), Dezember 1916. (Zentralbibliothek Zürich, Nachlass Carl von Prosch, Dossier 6.5, «Internierung in der Schweiz 1916/17»)

tersee und die letzten Monate bis zur Heimreise im Herbst 1917 in einem bescheidenen Privatzimmer in Zürich. Hier studiert er an der Universität ein Semester lang Geschichte, Philosophie und Geografie.

Am 26. Januar 1916 treffen die ersten 100 deutschen und französischen Kriegsversehrten in der Schweiz ein. Sie sollen hier ihre Verletzungen auskurieren. Bis zum Ende des Kriegs werden es 67'726 verwundete Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere sein – vor allem Deutsche und Franzosen, aber auch Engländer, Belgier und Angehörige Österreich-Ungarns.³

Verantwortlich für die Internierten ist Armeearzt Oberst Carl Hauser. Sein Vorgesetzter ist nicht General Ulrich Wille, sondern Bundesrat Arthur Hoffmann, der Vorsteher des Eidgenössischen Politischen Departements.

Prosch und seine Soldaten stürmen in den ersten Kriegswochen die belgische Festung Dinant: In wenigen Minuten haben sie 18 Tote und 120 Verwundete zu beklagen. Der Vormarsch geht trotzdem weiter. In La Ville-aux-Bois, 150 Kilometer nordöstlich von Paris, nimmt Prosch Quartier in einem verlassenem Bauernhaus. Die Bewohner sind geflohen. Am frühen Morgen des 16. Septembers ertönen Hornsignale. Er sieht Soldaten auf der Dorfstrasse. Es sind Franzosen. Er erkennt sie an ihren leuchtend roten Hosen.

Prosch erinnert sich, wie er hastig Feuerbereitschaft befiehlt und auf den Heuboden steigt, um Ausschau zu

halten.⁴ Als er durch eine Luke schaut, trifft ihn ein Schuss. Die Kugel durchschlägt seinen Kopf vom unteren rechten Nasenflügel quer nach oben zum linken Auge. Er sinkt schwer verletzt zusammen. Als er wieder zu sich kommt, hört er die Stimme eines Sanitäters: «Vous avez eu beaucoup de chance!» Zwar ist das Auge verloren, aber die Verletzung sei nicht lebensgefährlich. Doch er ist nun ein Kriegsgefangener. Die Franzosen bringen ihn in ein Lager im südfranzösischen Montauban. Er kränkelt. Das Auge schmerzt.

Zu «dauernder Genesung» in die Schweiz

Mitte Oktober 1916 beginnt Carl von Prosch auf eine Internierung in der Schweiz zu hoffen. Der Bundesrat hat, unterstützt vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz und vom Papst, mit der deutschen und französischen Regierung anderthalb Jahre lang Verhandlungen geführt. Das Ziel: Verletzte Kriegsgefangene sollen gemäss dem Pressebüro des Armeestabs «in den an Heilstätten reichen Bergen unseres Landes zu dauernder Genesung zurückgeführt werden».⁵ Die Voraussetzungen dazu seien ideal: «Wir liegen wie eine Art Sanitätsfestung, die so viel zerstörendes Einzelunglück aufnehmen und beheben könnte, mittendrin, in grösster Nähe



nahezu, ohne Transportschwierigkeiten und wir möchten helfen.»⁶

Eine Delegation aus schweizerischen, deutschen und französischen Ärzten besucht die Gefangenenlager und wählt die für eine Internierung infrage kommenden Verletzten aus. Grundlage für die Auswahl ist eine umfangreiche Liste mit Krankheiten und Verletzungen. Dazu gehören: «Verlust eines Auges», «Tuberkulose der Atmungsorgane, auch in frühestem Anfangsstadium», «Taubheit beider Ohren», der «totale Verlust eines Gliedes (mindestens einer Hand bzw. eines Fusses)» und «chronische Leiden des zentralen und peripheren Nervensystems (Hysterie, Krämpfe und andere schwere nervöse Zustände)».⁷

Von den Gefangenenlagern in Deutschland und Frankreich reisen die Verwundeten in Spezialzügen des Roten Kreuzes nach Konstanz oder Lyon. Dort bestimmt eine fünfköpfige Ärztekommision definitiv, wer einreisen darf. Die Kommission besteht aus zwei Schweizer Militärärzten und drei Militärärzten der Staaten, in deren Lager sich die Kriegsgefangenen befunden haben. Für die Glücklichen wie Prosch beginnt ein neuer Lebensabschnitt.

Ursprünglich gingen die zuständigen Beamten im Politischen Departement von bis zu 175'000 Internier-

ten aus.⁸ Vorgesehen war der Bau von Barackenlagern «à je 1'000 Mann», umzäunt mit Stacheldraht. Zusätzlich hätten Turnhallen, Schulhäuser und Fabrikhallen zu provisorischen Unterkünften umfunktioniert werden sollen. Allein die Stadt Zürich hätte in einer ersten Phase an total 22 Standorten 35'000 verletzte Kriegsgefangene aufnehmen sollen, so 1'000 in den Schulhäusern Scherr und Hutten im Quartier Oberstrass, 2'000 im Schulhaus an der Ämtlerstrasse im Kreis 3, 2'000 im Schulhaus Hirschengraben. Schweizer Soldaten hätten die Internierten bewachen sollen. Zum Vergleich: Ende 1914 wohnten 38173 deutsche Staatsangehörige in der Stadt. Das entsprach einem Anteil von gut 19 Prozent an der Wohnbevölkerung.⁹

Doch es kommt anders. Die Internierten wohnen nicht in Baracken, sondern in Hotels und Pensionen. Diese stehen seit Kriegsbeginn praktisch leer. Touristen gibt es kaum noch. Umso grösser ist das Interesse an anderen Gästen. Die Mobilisation der eigenen Armee habe keinen finanziellen Nutzen gebracht, schreibt der Verkehrsverein Brienz im Berner Oberland an den Bundesrat. Für die Aufnahme verletzter Kriegsgefangener war man deshalb dankbar: «Milch und Gasthöfe sind im Überfluss vorhanden.»¹⁰

Jedem Internierten steht pro Tag eine bestimmte Menge an Lebensmitteln zu: «Reis, entsprechend den kantonalen Richtlinien», «Fleisch, 250 gr. pro Tag», «Zucker, roh oder in Speisen entspr. der Rationierung, 15 gr. pro Tag», dazu Tee, Kaffee, Konfitüre. Hotel- und Pensionsbesitzer sind froh um die Gäste, für die der Bund mit dem Geld der Kriegsparteien bezahlt – auch nach dem Krieg. 1919 stellt der Bundesrat allen Hoteliers für «besondere Zimmerabnutzung durch Interniertenbelegung» zusätzliche 3,5 Millionen Franken zur Verfügung. Viele haben Schäden moniert: Zimmerböden weisen «Eindrücke von Krücken auf» und Gestelle sind beschmutzt, weil sich «die Amputierten überall stützten und sich an jedem stabilen Gegenstand bei den Gehversuchen festhielten».¹¹

Für Unterkunft, Essen, Medikamente und ärztliche Betreuung kommen die Krieg führenden Staaten auf. Insgesamt überweisen sie an die Schweiz zwischen Januar 1916 und August 1919 rund 136 Millionen Franken. Zum Vergleich: Die Gesamteinnahmen aus dem Fremdenverkehr betragen 1913 laut dem Bundesamt für Statistik 364 Millionen Franken. 1915 fallen sie auf 157 Millionen Franken.¹²

Vereinzelt finden die Internierten auch bei Privatpersonen eine Bleibe. Carl von Prosch logiert in Zürich an der Zürichbergstrasse 100 bei Justus Gaule, einem emeritierten Professor für Physiologie an der Medizinischen Fakultät der Universität.¹³ Der deutsche Professor stammt wie Prosch aus Dresden.

Eine Vielfalt von Wunden mit «interessanten Beschädigungen»

Für die medizinische Versorgung sind ortsansässige schweizerische Militärärzte zuständig. In Luzern und Freiburg gibt es spezielle Internierten-Spitäler mit orthopädischen und chirurgischen Abteilungen. In Zürich, Bern und Genf lässt Armeearzt Hauser Krankenstationen für die Behandlung von Kieferverletzungen einrichten.

Das psychiatrische Spital Sankt Urban im Kanton Luzern und das Burghölzli in Zürich nehmen kriegstraumatisierte Internierte auf. Die Krankengeschichten geben einen Eindruck von ihren Fronterlebnissen: «Pat. ist bei den Anfällen bald erregt, bald schlägt er um sich, bald liegt er starr und steif da, zeigt Schaum am Munde.»

Ein anderer Patient «befindet sich in einem Traurigkeitsstadium und zeigt keine Erregung». Ein weiterer «träumt fortwährend und befindet sich im Traum stets im Gefecht; hört Kanonendonner und Schlachtgeschrei».¹⁴

Für die Schweizer Militärärzte ist die Internierung ein Glücksfall. Armeearzt Hauser besucht Ende 1915 deutsche und französische Gefangenenlager und lernt so die neusten Operations- und Behandlungstechniken bei Kriegsverletzungen kennen.¹⁵ Der «Verein schweizerischer Irrenärzte» beschäftigt sich 1917 mit der «Hysterie bei den Internierten».¹⁶ Und ein Dr. med. A. S. stellt bei den Kriegsverletzten eine Vielfalt von Wunden mit «interessanten Beschädigungen von Muskeln und Knochen» fest.¹⁷ An den Internierten können die Militärärzte ihr Handwerk verfeinern.¹⁸ Mit Erfolg: Die Operation von Carl von Prosch gelingt. Die Ärzte säubern die Höhle des zerschossenen Auges und schneiden «wildes Fleisch» weg.¹⁹

«Keine Masse von Nichtsnutzen und Faulenzern»

Ende 1917 sind fast 30'000 verletzte Militärpersonen in der Schweiz. Von insgesamt 195 Unterkünften befinden sich nur wenige im Kanton Zürich, in der Stadt Zürich, in Winterthur, Dielsdorf, Wallisellen und Pfäffikon mit total einigen 100 Internierten. In der Regel sind die Kriegsverletzten nach Nationalitäten getrennt untergebracht. In der Ost- und Zentralschweiz und im Kanton Graubünden Deutsche und Angehörige der Donaumonarchie, im Berner Oberland und in der Westschweiz Franzosen, Belgier und Engländer.

Wer nicht studiert und gesundheitlich in der Lage ist, muss arbeiten. Die Schweiz will gemäss Armeearzt Hauser den Kriegsparteien «keine Masse von Nichtsnutzen und Faulenzern» zurückgeben, sondern gesunde und einsatzfähige Arbeitskräfte.²⁰ Das deckt sich mit den Interessen der Kriegsparteien. Es sei wohlbekannt, dass die Beschwerden sich lähmend auf die Tatkraft des Einzelnen legen können. «Gegen diese Energielosigkeit» gebe es «nur ein Mittel: Arbeit!», redet ein in der Schweiz wohnhafter deutscher Pädagoge seinen internierten Landsleuten ins Gewissen.²¹

Kaum sind die ersten Internierten im Frühling 1916 in Zürich eingetroffen, befürchten die Gewerkschaften,

Verpflegungsliste. Diese Lebensmittel stehen gemäss Armeearzt
Oberst Carl Hauser jedem Internierten zu, 1. November 1917.
(Schweizerisches Bundesarchiv, E27#1000/721 #13996*)

die Kriegsrekonvaleszenten könnten als «billige Arbeitskräfte» eingesetzt werden. Sie protestieren beim Stadtrat «gegen jegliche Beschäftigung, selbst gegen die Ausführung qualifizierter Arbeiten bei üblichem Lohn».²²

Doch die Studierenden in Zürich sind keine Konkurrenz. Und in den Dörfern ist man sogar froh, die Internierten für land- und forstwirtschaftliche Arbeiten einsetzen zu können.²³ Auf dem Land finden die Internierten auch Arbeit in speziell eingerichteten Werkstätten. Diese stehen gesamtschweizerisch unter der Leitung von Dorothea Sprecher, der Frau von Generalstabschef Theophil Sprecher. Ihre Ansprechperson in der Region Zürich ist die Winterthurer Journalistin Else Spiller (nach der Heirat 1920 Else Züblin-Spiller), die sich auch in der Abstinenzlerbewegung engagierte. 1941 erhält sie von der Universität Zürich die Ehrendoktorwürde.²⁴

In den Werkstätten flechten die Internierten Körbe, nähen Pantoffeln und schnitzen Teller, Schüsseln und Spielzeug. Eine Ausstellung mit Interniertenarbeiten bringt in Zürich einen Erlös von 88'000 Franken.²⁵

Die militärische Disziplin gilt auch für Internierte

An der ETH und an der Universität Zürich studieren weit über 100 Kriegsversehrte, vorwiegend Deutsche und einige Franzosen, darunter der 21-jährige Leutnant André Ayçoberry. Er studiert an der ETH Maschinenbau²⁶ und präsidiert die Hilfsorganisation «Amicale des internés alliés». Aus Dankbarkeit für die Betreuung französischer Flüchtlinge in Zürich lässt die Organisation am Landesmuseum im Februar 1918 eine Gedenktafel anbringen.²⁷

Neben den Hochschulen können deutsche Internierte die «Technische Interniertenschule» besuchen. Sie befindet sich in den Räumen des privaten «Reformgymna-

Verpflegungs-Berechtigung		Pro Tag
der Internierten		gr.
Fleisch (Krecher beige)	250	250
Brot entsprechend der Rationierung	250	250
Milch (Milchkaffee gemischt abzugeben, mindestens aber 500 gr. Milch)	750	750
Zucker roh oder in Speisen entspr. der Rationierung	15	15
Reis entsprechend den kantonalen Bestimmungen		
Teigwaren entspr. der Rationierung pro Monat	200	200
Gemüse je nach Jahreszeit u. Beschaffungsmögl.		
Käse per Woche (als Ersatz für das gleiche Quantum Fleisch gestattet, kann auf verschiedene Tage verteilt werden)	250	250
Speck als Ersatz für das gleiche Quantum Fleisch	40	40
Wurst als Fleischersatz in entspr. Nähr- u. Preiswert		
Butter in den Speisen (gültig bis zur Rationierung)	30	30
Fett		
Kartoffeln	750	750
<small>Gr. als Minimum, Eventuell mehr als Ersatz für fehlende frische Gemüse und rationierte Trockengemüse</small>		
Kaffee geröstet in 2 Rationen	16	16
Kakao in 2 Rationen	20	20
<small>Kaffee 8 gr. und Kakao 10 gr.</small>		
Tee pro Ration	3	3
Konfitüre	40	40
Gekochtes oder rohes Obst	50	50

Verletzte Minder die vollständige entsprechende oder teilweise Verpflegung über Zulassung einzelner Verfügungen, sowie die besondere 'Kleinräum' einzelner Gegenstände.

Hauptquartier, den 1. November 1917. **Der Armeearzt.**

Diese Verpflegungsliste ist in jedem Hotel und in jeder Pension gut sichtbar auszuhängen.

siums Dr. Heuscher» an der Schmelzbergstrasse. Der Unterricht soll «invalide Internierte in ihren technischen Berufen weiterbilden, sodass sie bei der Rückkehr in ihr Vaterland bessere Stellungen als zuvor erlangen können».²⁸ Internierte Ingenieure, Baumeister und Studenten höherer Semester erteilen den Unterricht. Die Schule ist gratis. Für die Kosten kommt die deutsche Botschaft auf.

Der Schweizer Schulleiter Hans Heuscher und seine Frau betreiben gleichzeitig eine kleine Pension, in der sie eine Reihe von Internierten beherbergen. Die Hausordnung ist militärisch. Rauchen, Alkohol und Frauenbesuche sind verboten. Für die Einhaltung der Regeln ist ein deutscher Offizier verantwortlich. Bei Zuwiderhandlungen drohen bis zu 10 Tage scharfer Arrest, verfügt vom zuständigen Schweizer Platzkommandanten. Alle Internierten vor Ort stehen unter seinem Kommando. Ohne seine Genehmigung dürfen sie Zürich nicht verlassen.

Einmal erhält der Universitätsstudent Prosch die Erlaubnis für eine «geographische und geologische Exkursion». Mit dem Zug reist er von Zürich nach Luzern, dann via Brünig- und Grimselpass ins Lötschental im Kanton Wallis und über Bern wieder zurück nach Zürich. Ein anderes Mal darf er die römischen Ruinen im aargauischen Windisch besichtigen.²⁹

Werbung, die sich an Internierte richtet. Begehrt sind Bier, Tabak, Herrenmode und Blumengebinde. (Deutsche Internierten-Zeitung, 24.3.1917)

Internierte französische Offiziere und Soldaten im Bahnhofbuffet Zürich warten auf die Weiterreise ins Berner Oberland, Februar 1916. (Titelbild Schweizer Illustrierte Zeitung, 19.2.1916)

Im Sommer erhält er aus Dresden Besuch von seiner Mutter und seiner Verlobten. Verwandte dürfen ihre internierten Angehörigen in der Schweiz besuchen, brauchen dazu aber eine Bewilligung des Armeearztes. Nach spätestens sechs Tagen müssen sie wieder ausreisen. Verlängerungen sind möglich, aber nicht gern gesehen. Ein Oberst Keller aus Zollikon beschwert sich beim Armeearzt, dass «Frauen, Kinder und Schwiegereltern etc.» sich zum Teil Monate in der Schweiz aufhalten. Das sei angesichts knapper Ressourcen nicht angebracht.³⁰

Internierte, die sich nicht an die Vorschriften halten, landen bei der Polizei. Im schlimmsten Fall droht die Rückführung in die Gefangenschaft. Aber das geschieht selten. Wiederholt kommt es jedoch zu kurzen Arreststrafen von fünf Tagen Gefängnis, davon «jeden zweiten Tag bei Wasser und Brot». Die Vergehen: «Überschreiten der Polizeistunde», «übermässiger Alkoholkonsum» oder «Übertretung des Rauchverbots und Lügen».³¹

Auf dem Papier unterstehen die Internierten einer strengen militärischen Disziplin. Doch das lässt sich nicht immer mit ihren Bedürfnissen vereinbaren, zum Beispiel mit einem Spaziergang dem Limmatquai entlang oder einem Bummel durch die Bahnhofstrasse. Beides ist verboten, genauso wie «auf der Strasse stehen zu bleiben».³²

Offen bleibt, wie strikt sich die Internierten an solche Verbote halten. Wohl nicht immer. So verspricht «Haller's Hut und Herrenmode» mit Sitz an der Bahnhofstrasse wo per Inserat den Internierten «5 Proz. Rabatt». Und die «Bayerische Bierhalle Kropf» beim Paradeplatz schwärmt für ihre «vorzügliche Küche» und «prima Biere».³³

Für Zerstreung sorgen auch offizielle Anlässe, etwa die Weihnachtsfeier 1916 im «Kaufleuten» auf Einladung des «Deutschen Reichsvereins».³⁴ Mit dem ersten Glas Wein stossen die «115 Herren das Kaiserhoch aus, das mit dreimaligem donnerndem Hurra begeistert aufgenommen» wird. Am 27. Januar 1917 findet im Hotel

«Baur au Lac» das «Kaiseressen» zu Ehren des 58. Geburtstags von Kaiser Wilhelm II. statt.³⁵ Aus Deutschland angereist, überbringt «seine Hoheit Herzog Adolf Friedrich» den kaiserlichen Dank für das schweizerische «Liebeswerk». Und beim anschliessenden «Bierabend» spielt ein Orchester mit Internierten aus der Pension «Schmelzberg».

Das Zusammenleben ist nicht immer konfliktfrei

Im Verlauf des Jahres 1917 verschlechtert sich die Versorgung der Schweiz mit Lebensmitteln und Rohstoffen. Die Importe gehen zurück. Betroffen sind auch die Internierten. Fortan schreibt ihnen die Armee fleischlose Tage vor. Kartoffeln und Heizmaterial sind zusätzlich rationiert.

Fremde, darunter auch die Internierten, geraten in den Fokus der Politik. Eidgenössische Parlamentarier aus dem Umfeld der Neuen Helvetischen Gesellschaft wettern in Bern gegen «unerwünschte Ausländer».³⁶ Im November erhalten die kantonalen Fremdenpolizeistellen mehr Kompetenzen. Sie können nun ohne Rücksprache mit den Bundesbehörden Ausweisungen vornehmen. Die Berner Tageszeitung «Der Bund» beschwichigt: «Es wäre ungerecht, wenn man behaupten wollte, in der Schweiz sei das Mitgefühl mit den Opfern des Krieges erloschen.» Doch hätte sich die Eidgenossenschaft halt auch «mehr und mehr auf die eigenen Kümernisse besinnen müssen».³⁷

Die Stadt Zürich bleibt während des Krieges ein internationales Pflaster. Ausländische Sozialisten, Anarchisten, Dienstverweigerer und Deserteure halten sich hier auf. Wegen ihrer politischen Aktivitäten sind sie den Behörden ein Dorn im Auge.³⁸ Das bleibt nicht ohne Folgen für die Internierten. Am 1. Mai befiehlt ihnen der Armeearzt, in den Unterkünften zu bleiben. «Jede anti-

Bayrische Bierhalle Kropf, Zürich I
 in Oeffen Nr 10 neben Bärenbräu-Druckerei beim Donatengässli
Vorzüglihste Küche · Prima Biere
 Hans Schmid-Mohn.

Tabake
 Sigarren und Zigaretten
 kaufen Sie in grösster Auswahl
 — zu billigster Preisen bei —
Abolf. Stoeble & Co.
 Sämtl. 1., Chestertreibe 12.

Zürichs
 leistungsfähigstes
Spezialhaus
 in einnehmenden
Herren-
Mode-
Artikeln
Haller's
 HUE UND CO.
 Herrenmode 5 Proz. Rabatt
 Bahnhofstr. 100 für Internierte.

A. Stammer-Pfeifer
 Telefon Nr. 1063 ZÜRICH I Thalacker II
 o Spezielle o
 Blumenarrangements
 in verschiedenen Formen für
 Hochzeiten, Eide und andere feierliche Anlässe
 sowie Blumenspenden zu Trauerfällen
 Versand nach auswärts

JURISTEN
 die Dolmetscherei kann kosten und am Unterhalt eines deutschen wissenschaftlichen Anstalt arbeiten mögen, wünschenswert, so in
Hauptmann d. R. Woltson,
 Zürich, Hofstr. 114
 schriftlich kontaktieren.

Die besten Velos u. Motorräder
 auch nach in Zürich bei
 Telefon Nr. 5445 Z. Zink, Zürich IV, Stauffacherstr. 23
 Best eingerichtete Reparaturwerkstätte. Bestandteile aller Art billigt. Miete und Teilzahlung.

Grieder-Seiden
 für Braut-, Hochzeit-, Gesellschafts- und Straßen-Teufeln
 in unermesslicher Auswahl
 Verlangen Sie unsere neuesten Muster und Kataloge.
 Damen- und Herren-Modestücke. Kollektion, Maß-Selbst.
Adolf Grieder & Cie., Zürich.

No. 2 - 16. Februar
 • Jahrgang 1916 •
 • 48. Jahrgang •
 • 1916 •

Schweizer
Illustrierte Zeitung
 Verlagsgesellschaft Kappeler & Co., Zürich

französische Intendante Offiziere und Soldaten im Schweizer Militär.

Die deutsche Intendanz hat in der Schweiz eine Anzahl von Offizieren und Soldaten, welche in der Schweiz interniert sind. Diese Internierten sind in der Schweiz in verschiedenen Orten interniert. In der Schweiz sind die Internierten in verschiedenen Orten interniert. In der Schweiz sind die Internierten in verschiedenen Orten interniert.

militaristische Propaganda»³⁹ ist untersagt und die Teilnahme an den Umzügen «streng verboten».⁴⁰

Wer sich nicht daran hält, wird bestraft, wie die fünf deutschen Internierten, die an einer Protestversammlung gegen die Verurteilung eines Schweizer Militärdienstverweigerers teilnehmen wollten. Artillerie-Leutnant und ETH-Student Max Kleiber ist wegen Dienstverweigerung zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Für die ETH ist sein Verhalten «eine Verletzung der Sittlichkeit» und Grund genug, ihn vom Studium auszuschliessen. Gleiches geschieht auf Befehl des Armeearztes mit den fünf Internierten.

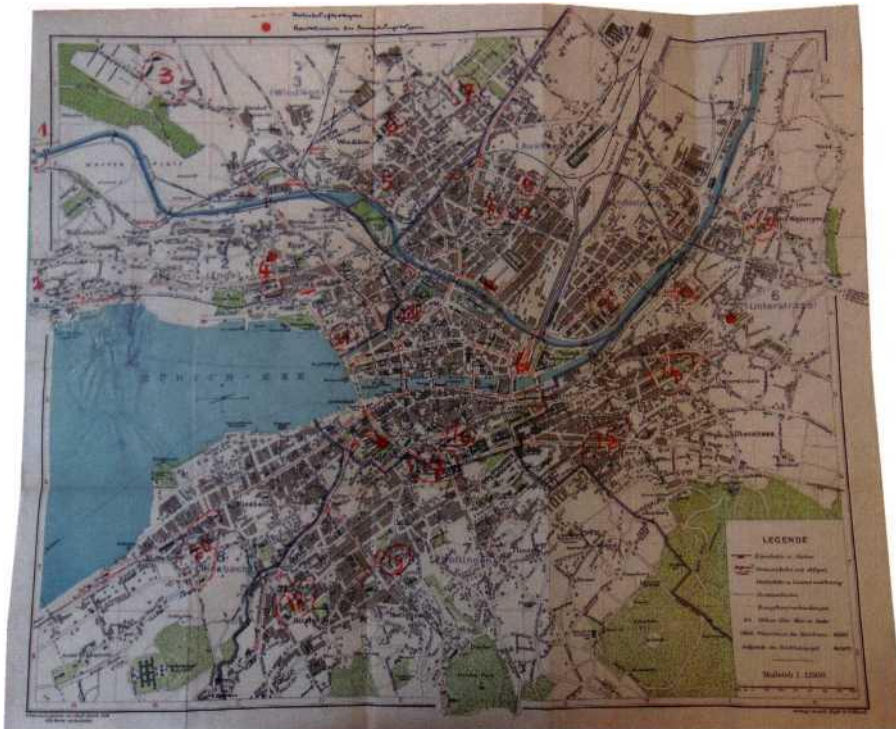
Solche Konflikte sind jedoch die Ausnahme. 1917 gelingt es dem Zürcher Platzkommandanten, «auf persönliche Bitten hin bei 30 ungenannt sein wollenden Freunden und Bekannten» gar Weihnachtsspenden von 1450 Franken zu organisieren, davon 620 Franken «nur für Deutsche» und 100 Franken für französische Internierte.⁴¹

Trotzdem: Problemlos scheint das Zusammenleben von Internierten und der Zürcher Stadtbevölkerung nicht immer gewesen zu sein. Armeearzt Hauser berichtete im März 1917 dem Generalstabschef von «nennenswerten

Belästigungen von uniformtragenden Internierten».⁴²

Um genau dies zu verhindern, ist den internierten Studierenden das Tragen der Uniform bereits seit Ende 1916 verboten. Erlaubt waren «nur Zivilkleider»,⁴³ ganz im Gegensatz zu den Internierten in ländlichen Gebieten: hier herrschte Uniformzwang.

Anders als in anderen Kantonen sind in Zürich keine Schlägereien zwischen Einheimischen und Internierten aktenkundig, genauso wenig Vaterschaftsklagen oder sexuelle Übergriffe. Dass es sie trotzdem gab, ist wahrscheinlich. Für die Nidwaldner Gemeinde Stansstad etwa sind diverse «Schlägereien zwischen Burschen und Internierten» dokumentiert.⁴⁴ Probleme gab es auch, weil die Internierten der «holden Weiblichkeit zu offenkundig gegenübertraten».⁴⁵ Auf der anderen Seite beklagte die Armee sich wiederholt darüber, dass Schweizer Frauen richtiggehende Wallfahrten zu den Internierungsstandorten durchführten. «Eine betrübliche Tatsache», die «entschieden Verurteilung verdient».⁴⁶



Karte der Stadt Zürich mit geplanten Standorten für die provisorische Unterbringung von Internierten, undatiert, wahrscheinlich 1915. (Schweizerisches Bundesarchiv, E27#1000/721 #13996*)

Politisch eine «sehr wichtige Angelegenheit»

Der Bundesrat beginnt ab Mitte 1917 die Rückführung von genesenen oder unheilbar kranken Internierten in ihre Heimatländer zu beschleunigen. Ihre Plätze nehmen bald wieder neue Kriegsversehrte ein. Carl von Prosch verlässt die Stadt Zürich Mitte Oktober 1917. Die letzten deutschen Internierten aus Zürich steigen im August 1919 in den Zug und fahren Richtung Norden.

Die Zahl der rund um Zürich internierten Kriegsgefangenen ist vergleichsweise bescheiden. Es sind einige 100. Anders als in den von Touristen leergefegten Ortschaften wie Meiringen oder Arosa und Davos fallen sie in Zürich kaum auf. Dennoch sind sie da, in den Hörsälen der ETH und der Universität, als Hilfskräfte in der Landwirtschaft und – trotz Verbot – sicher auch an der Bahnhofstrasse und am Limmatquai.

Der Bundesrat betrachtet die Internierung als eine vom «internationalen, politischen Standpunkt» aus gesehen «sehr wichtige Angelegenheit».⁴⁷ Mit humanitären Aktionen ist er bemüht, der Neutralität einen tieferen

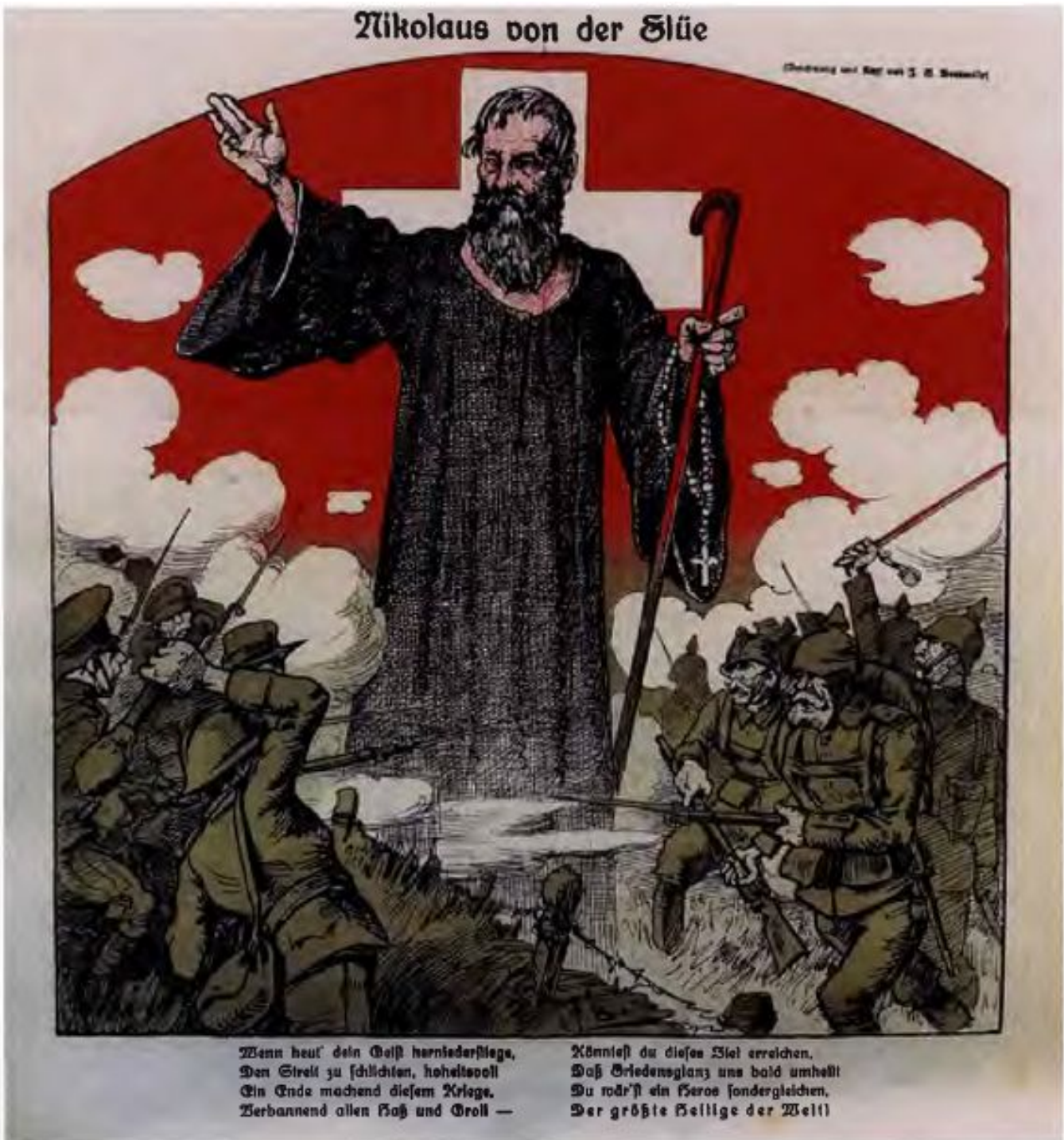
Sinn zu geben. Sie sind Teil der Imagepflege und sollen zur Stabilität im Innern beitragen. Für die Schweiz ist die Aufnahme von Internierten die «am direktesten mögliche Art und Weise, den Wunsch zur Erhaltung der guten Beziehungen zu allen Nachbarstaaten zu bestätigen»⁴⁸ – und dies erst noch kostenfrei. Für die Internierten ist die Schweiz eine Wohltat. Sie sind in Sicherheit, können zum Teil einer Arbeit nachgehen oder studieren und Perspektiven entwickeln – mitten im Krieg.

Anmerkungen

- 1 Prosch, Carl von: Eine Spanne Zeit. Erinnerungen von Carl von Prosch, Insel Mainau 1966, S. 77 f. Siehe auch Zentralbibliothek Zürich (ZBZ), Nachlass von Carl von Prosch (1891-1967), Dossier 6 und 7. Ab 1930 war Prosch Weltbundsekretär der Christlichen Vereine junger Männer mit Sitz in Genf.
- 2 Prosch, Zeit (wie Anm. 1). Übersetzung: «Süss und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben.»
- 3 Der offizielle Bericht der Schweizer Regierung zur Internierung ist in französischer Sprache verfasst. Favre, Edouard: L'internement en Suisse des prisonniers de guerre malades ou blessés. Trois volumes fait par l'ordre du colonel Hauser, médecin d'armée, Genf 1916-1918; Gysin, Roland: «Sanitätsfestung Schweiz». Über das Erheben der Stimme der Menschlichkeit. Internierte fremde Militärpersonen in der Schweiz 1916-1919 (unveröffentlichte Lizentiatsarbeit), Zürich 1993.
- 4 Prosch, Eine Spanne Zeit (wie Anm. 1), S. 84 f.
- 5 Schweizerisches Bundesarchiv (BAR), E27#1000/721#i3953*, Hospitalisierung von kranken und verwundeten Kriegsgefangenen in der Schweiz. Grundsätzliche Darstellung des Pressebüros des Armeestabes, Juni 1916.
- 6 BAR, E27#1000/721#i3966*, Internierung, Hospitalisierung, Repatriierung, Allgemein 1915-1919.
- 7 Liste in: Hospitalisierung, Pressebüro des Armeestabes (wie Anm. 5).
- 8 BAR, E27#1000/721#i3996*, Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung u. a.
- 9 Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich, 10. und 11. Jg., 1914 und 1915, Zürich 1917. Siehe den Beitrag von Regula Schmid im vorliegenden Band.
- 10 BAR, E27#1000/721#i3960*, Verkehrsverein Brienz an das Eidgenössische Politische Departement, 31.8.1915.
- 11 BAR, E27#1000/721#i3963*, Rechnungswesen, Interniertenkosten, Bd. 3. Entschädigungsangelegenheiten mit Interniertenhotels 1915-1940.
- 12 Gesamtergebnisse des Fremdenverkehrs 1890-2002, in: www.bfs.admin.ch (Version vom 1.9.2013).
- 13 Prosch, in: www.matrikel.uzh.ch (Version vom 11.7.2013).
- 14 Beispiele von Krankengeschichten aus der Luzerner Klinik St. Urban. Entsprechende Akten aus dem Zürcher Burghölzli sind leider bis dato nicht zugänglich. Siehe auch: Vischer, A. L[u]kas]: Die Stacheldraht-Krankheit. Beiträge zur Psychologie des Kriegsgefangenen (Schweizer Schriftenreihe für allgemeines Wissen 5), Zürich 1918.
- 15 Hauser, Carl (Armeearzt): Lehren des Weltkrieges für unser Armeesanitätswesen, in: Correspondenz-Blatt für Schweizer Ärzte mit Militärärztlicher Beilage 46 (1915), s. 1441-1449.
- 16 Verein der Schweizerischen Irrenärzte, Hysterie bei Internierten, in: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychologie 2/2 (1918), S. 358-360.
- 17 A. S.: La guerre et la chirurgie, in: Revue Militaire Suisse (1918), S. 378-381.
- 18 Draenert, Marcelin Oliver: Kriegschirurgie und Kriegsorthopädie in der Schweiz zur Zeit des Ersten Weltkrieges (Dissertation), Heidelberg 2011, S. 193-281.
- 19 Prosch, Zeit (wie Anm. 1), S. 108.
- 20 Favre, L'internement (wie Anm. 3), vol. II, S. 181.
- 21 Herbertz, Richard: Der deutsche Internierte in der Schweiz bei Unterricht und Arbeit, Bern 1917, S. 36.
- 22 Brief des Gewerkschaftskartells Zürich an den Stadtrat Zürich, 27. Mai 1916, als Beilage zum Geschäft 594. Protokoll des Gemeinderates der Stadt Zürich, 15. 6. 1916.
- 23 BAR, E27#1000/721#i4003*, Armeearzt Oberst Hauser an das Politische Departement, 17.11.1916.
- 24 Züblin-Spiller Else, Journalistin und Redaktorin, 1881-1948, in: www.winterthur-glossar.ch (Version vom 1.9.2013).
- 25 Neue Zürcher Zeitung, 11.5.1917.
- 26 Stadtarchiv Zürich, Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Registerkarte André Ayçoberry, sowie Korrespondenz zum Geschäft 1539, Gemeinderatsprotokoll, 19.12.1917, besonders Brief von Ayçoberry an den Präsidenten des Stadtrats, 23.11.1917.
- 27 Siehe den Beitrag von Regula Schmid im vorliegenden Band.
- 28 Eröffnung der Deutschen technischen Internierenschule in Zürich, in: Deutsche Internierten-Zeitung, 10.2.1917, S. 8-10.
- 29 ZBZ, Nachlass Prosch (wie Anm. 1), Dossier 7.2, «Studium an der Universität Zürich SS 1917».
- 30 Oberst Keller an Oberst Hauser, Armeearzt, Zollikofen, 10.8.1918 (wie Anm. 10).
- 31 An das Kommando der Kantonspolizei, Polizeikaserne, 15.12.1917 (wie Anm. 10).
- 32 Hilfswerk für kriegsinternierte Studenten, Ortsausschuss Zürich, an den Schweizerischen Armeearzt, 9.10.1917 (wie Anm. 10).
- 33 Beispiele aus der Deutschen Internierten-Zeitung, 24.3.1917.
- 34 Deutsche Internierten-Zeitung, 6.1.1917, S. 9.
- 35 Deutsche Internierten-Zeitung, 10.2.1917, S. 10.
- 36 Arlettaz, Gérald und Silvia: Les Chambres fédérales face à la présence et à l'immigration étrangères (1914-1922) (Studien und Quellen 16/17), Bern 1991, S. 9-154, hier S. 40 ff.
- 37 Der Bund, 4.9.1917.
- 38 Bürgisser, Thomas: Unerwünschte Gäste. Russische Soldaten in der Schweiz 1915-1920, Zürich 2010.
- 39 Hilfswerk der schweizerischen Hochschulen für kriegsgefangene Studenten an das Eidgenössische Politische Departement, 17.10.1917 (wie Anm. 10).
- 40 Staatsarchiv des Kantons Zürich (StAZH), P239.13, Abschrift Befehl, 25.4.1917.
- 41 Absender Hauptmann Thomann, Zürich, Weihnachtsgaben-Verteilung 1917, Zürich 22.12.1917 (wie Anm. 10).
- 42 Armeearzt Oberst Hauser an den Herrn Generalstabschef, 31.3.1917 (wie Anm. 23).
- 43 Armeearzt Oberst Hauser an das Politische Departement, 17.11.1916 (wie Anm. 23).
- 44 Staatsarchiv Nidwalden, Fol. 338/41, Protokolle des Regierungsrates des Kantons Nidwalden, 15.4.1918.
- 45 BAR, E27#1000/721#i4022*, Oberst Beyerlin, 4.12.1917, zit. nach Draenert, Kriegschirurgie (wie Anm. 18), S. 135.
- 46 Neue Zürcher Zeitung, Nr. 845, 27.5.1916.
- 47 Bundesratsbeschluss vom 25.1.1916 betreffs Organisation der Internierung von Kriegsgefangenen, Kranken und Verwundeten (wie Anm. 10).
- 48 Hospitalisierung (wie Anm. 5).

Ein Friedensbote in Kriegszeiten:
Nikolaus von der Flüe in einer
Zeichnung von Boscovits. (Nebel-
spalter vom 17. März 1917)

Die Friedensinsel Schweiz. Kolo-
rierte Lithografie von X. Wehrli,
1917. (Schweizerisches National-
museum, LM-73693.42)





Austausch von Zivil-Internierten

Auskunft über Vermisste

Austausch Schwerverwundeter

Fürsorge für Flüchtlinge

Fürsorge für Kriegswaisen

Internierung kranker Kriegsgefangener

Erkundigung über Personen im Kriegsgebiet

Heimtransport von Evakuierten

Vermittlung der Gefangenepost

Die Friedensinsel **SCHWEIZ** und ihre Liebestätigkeit

XWEHRLI

Plakat zur Eröffnung der
Künstlerkneipe «Voltaire»,
1916; Lithografie von Marcel
Slodki. (Kunsthau Zürich)



Künstlerkneipe Voltaire

Allabendlich (mit Ausnahme von Freitag)

Musik-Vorträge und Rezitationen

Eröffnung Samstag den 5. Februar

im Saale der „Melerel“ Spiegelgasse 1

Garderobegebühr 50 Cts.

Nicole Billeter

Alles – nur nicht feldgrau

Schriftstellerinnen und Schriftsteller in der Zürcher Emigration

In Zürich fanden während des Ersten Weltkriegs zahlreiche Künstlerinnen und Künstler, Dienstverweigerer, Deserteure und andere Emigranten eine Bleibe. Die Stadt entwickelte sich zu einem eigentlichen Zentrum der Kriegsgegnerschaft, denn die künstlerischen Persönlichkeiten und Grüppchen waren sich in keiner Sache so einig wie in der Gegnerschaft zum Krieg. Wie Frieden zu erreichen und welche Nachkriegsordnung anzustreben sei, darin waren sie sich hingegen so uneinig wie nur denkbar. Die Kriegsgegner stammten vor allem aus den deutschsprachigen Ländern, aus Deutschland oder Österreich-Ungarn, es waren aber auch Vertreter des damals deutschen Elsass zugegen. Daneben gab es eine nicht unbedeutende slawische Kolonie.

Gruppierungen – Individualisten

In Deutschland entwickelten sich neue Kunstformen des Schreibens meist im Umkreis einer bestimmten Zeitschrift, die dann geradezu exemplarisch für die jeweilige Kunstrichtung stand. Dies galt beispielsweise für die 1911 gegründete, einflussreiche Zeitschrift «Die Aktion», die programmatisch verlangte, dass Dichter und Schriftsteller nicht nur Schönes schreiben und Erhebendes dichten sollten. Ihre Aufgabe sei es, die Welt zu erklären und notfalls

auch in die Politik einzugreifen. Zahlreiche junge, dem wilhelminischen Regime kritisch gegenüberstehende Autoren, die im Weltkrieg in Zürich Zuflucht suchten, arbeiteten in der Vorkriegszeit mit der «Aktion» zusammen, so etwa Ludwig Rubiner (1881-1920), der 1915 emigrierte und ab 1917 die Zeitschrift «Zeit-Echo» leitete, Schauspielstücke und Dichtungen schrieb. Nach seiner Auffassung ging es darum, den Krieg raschmöglichst zu beenden und eine Welt zu schaffen, die von egalitärer Solidarität und dem Wegfall von Machtstrukturen gekennzeichnet sein müsse. Seine Frau Frida Rubiner-Ichak (1879-1952) wiederum war eine loyale und für manche Zeitgenossinnen abstossend erbarmungslose Anhängerin Lenins und von dessen Vorstellung der Neuordnung der Welt.

Wie das «Zeit-Echo» orientierten sich die meisten neu entstehenden oder sich neu positionierenden, kriegskritischen Zeitschriften in der Schweiz stark an der «Aktion», so etwa Henri Guilbeaux' «Demain» (Genf) oder René Schickeles «Weisse Blätter» (Zürich). Die Emigranten, darunter Leonhard Frank, René Schickele, Yvan Goll, Claire Studer, Hugo Ball, Emmy Hennings, Frida Ichak, Albert Ehrenstein, Walter Serner, Richard Huelsenbeck und Ludwig Rubiner, blieben der «Aktion» auch im Exil treu. Die Zeitschrift wurde so zum verbindenden Glied vieler Emigrantinnen und Emigranten. Die meisten davon kannten sich persönlich oder dem Ruf nach, ihre Wege kreuzten sich aufgrund von Vorkriegsbekanntheit oder weil sie nun dasselbe Schicksal teilten. Dennoch blieben die meisten Individualisten und suchten den Kontakt mit Gruppen, Parteien, Verbindungen nur sporadisch.

Eine weitere besondere Gruppierung war jene der sogenannten organisierten Pazifisten. Sie waren jene, die schon in den ersten Stunden des Kriegs ahnten, dass sämtliche ihrer schlimmsten Befürchtungen wahr würden. Eine ihrer Vorkriegsikonen war die Schriftstellerin Bertha von Suttner, die mit ihrem pazifistischen Roman «Die Waffen nieder!» (1889) grosse Erfolge feierte und zahllose Menschen auf die Sinnlosigkeit von Kriegen aufmerksam machte. Sie starb hoch betagt nur eine Woche vor dem fatalen Attentat in Sarajevo. Da von Suttners pazifistisches Weltbild als sentimental-weiblich galt und für vernünftig-männliche Argumentation unbrauchbar schien, entschieden sich männliche Pazifisten, ihre Weltanschauung als «organisiert» zu betiteln. Da half es

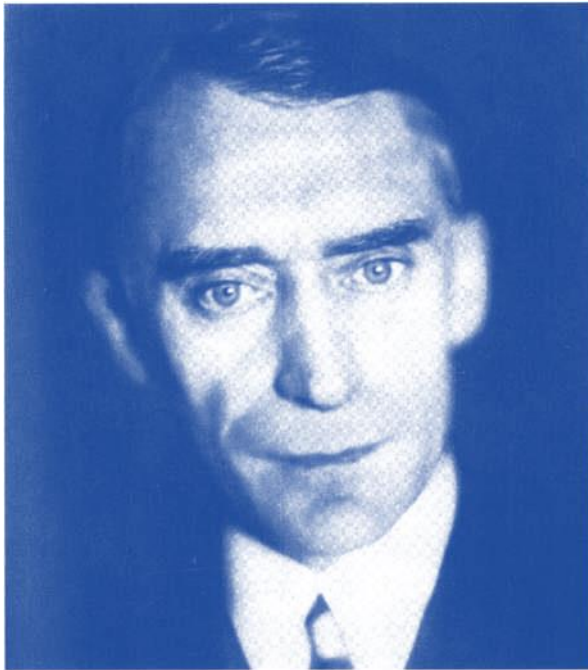
Die Schriftsteller Leonhard Frank und Andreas Latzko. (Rosenberger/Staub: Prekäre Freiheit, Zürich 2002, S. 67 und 71)

auch, dass Johann von Bloch das mehrbändige Werk «Der Krieg» (1899) verfasste, in dem er mit wissenschaftlichen Argumenten nachwies, dass ein kommender Krieg weltumspannend sein werde, alle vorangegangenen Kriege in den Schatten stellen und im wahrsten Sinn des Worts so verheerend sein werde, dass Europa sich davon nicht wieder erholen könne. Er sagte geradezu prophetisch die Ereignisse des Ersten Weltkriegs voraus, ebenso, dass an seinem Ende Revolten und Umstürze stehen würden.

Sprachrohr des organisierten Pazifismus im deutschsprachigen Raum war die Zeitschrift «Die Friedens-Warte». Sie wurde 1899 vom nachmaligen Friedensnobelpreisträger Alfred Hermann Fried (1864-1921) gegründet und geleitet. Er überführte die Zeitschrift im Frühling 1915 in den Zürcher Verlag Orell Füssli, um sie vor der Wiener Zensur zu schützen. In seinem Blatt konnten kriegsgegnerische Autorinnen und Autoren aller Nationen veröffentlichen.

Als wohl bekannteste Bewegung der Kriegszeit in Zürich lag Dada im Schnittpunkt von bildenden Künsten und Schriftstellerei. Selbstverständlich kann einer Kunstbewegung kein «Erscheinungsdatum» zugewiesen werden, weil es immer Vordenkerinnen und Vorläufer gibt, die eine neue Kunstrichtung prägen. Gemeinhin gilt als Startpunkt der Dada-Bewegung der Februar 1916, als Hugo Ball (1886-1927) und seine Partnerin Emmy Hennings (1885-1948) das «Cabaret Voltaire» an der Spiegelgasse 1 eröffneten. In der ersten Zeit des Cabarets war von dem, was man heute gemeinhin als Dada kennt, noch wenig zu spüren. Es ging dem Paar vornehmlich darum, Geld zu verdienen, und es hatte zuvor in Deutschland Erfahrungen im Unterhaltungsbereich gesammelt. Nach seiner Ankunft in Zürich 1915 schlugen sich Ball und Hennings zunächst mit Gelegenheitsarbeiten durch, danach folgte die Phase des «Cabaret Voltaire» und schliesslich schrieb Hugo Ball für die radikal-demokratische «Freie Zeitung» in Bern.

Die meisten Exilierten mochten sich keiner Bewegung ganz verschreiben und galten als Individualisten.



René Schickele (1883-1940) war Elsässer und befand sich als solcher schmerzlich auf der Feindeslinie Deutschland-Frankreich. Er lebte während des Kriegs zunächst in Zürich, wo er sich hauptsächlich um die Weiterführung der «Weissen Blätter» kümmerte. Diese Zeitschrift war eine der wichtigsten des literarischen Expressionismus. 1913 gegründet, ging sie 1915 in Schickeles Hände über. Sie galt als Schwesterblatt der «Aktion»; entsprechend finden sich in ihr zahlreiche Beiträge von Emigrantinnen und Emigranten. «Die Weissen Blätter» unterschieden sich auffällig von anderen Zeitschriften der Kriegszeit, welche Totengesänge publizierten und den Heldentod auf dem Feld der Ehre oder die Übermacht der eigenen Nation gegenüber den anderen propagierten das «Stahlbad des Krieges» als Erneuerung einer dekadenten Zeit feierten oder, später, einfach zum Durchhalten aufriefen. Die Beiträge in den «Weissen Blättern» klingen ganz anders: Deutsche Schriftsteller äusserten sich positiv über französische, die Autorin Annette Kolb schrieb «Briefe an einen Toten», oder man beschwor die allumfassende Gemeinschaft aller Menschen. Beiträger waren nicht nur deutsche, sondern auch Autoren aus anderen Krieg führenden Staaten wie beispielsweise der Franzose Romain Rolland (1866-1944).

Der Schriftsteller Leonhard Frank (1882-1961) gehörte ebenfalls keiner Gruppe an, seine Bücher sind von

Individualität gekennzeichnet. Auch wenn er persönlich den Sozialismus als Lösung für die Nachkriegs weit ansah, sprachen seine damals überaus berühmten Bücher hauptsächlich davon, dass Respekt und Liebe der Welt Frieden bringen würden. Frank war einer der ganz wenigen, der schon 1914 gegen den Krieg war. Er war durch seine Vorkriegserfahrungen so kritisch gegenüber dem deutschen Kaiserreich eingestellt, dass er sich nicht in die patriotische Front einreihen konnte. Die meisten anderen mussten erst mit eigenen Augen sehen, was an den Fronten geschah, Freunde verlieren oder Mechanismen der Propaganda und Zensur wahrnehmen, um zur Kritik fähig zu sein. Sie überwand den Reflex, für die Heimat einzustehen und sie zu verteidigen. Die meisten sahen sich schliesslich als reine Menschen, die über nationalen Bindungen standen. Sie erhoben sich «Au-dessus de la mêlée», wie Romain Rollands damals bekanntester Artikel betitelt war. Dieser machte den Autor zu einer Ikone der Kriegsgegnerschaft – und zu einem verhassten Gegner der Kriegsbegeisterten.

Ein weiterer Individualist war der Schriftsteller Andreas Latzko (1876-1943), der mit seinen Büchern «Menschen im Krieg» (1917) und «Friedensgericht» (1918) kurzfristig grossen Erfolg verzeichnete. Er verarbeitete seine eigenen Kriegserlebnisse als Offizier und war damit einer der ganz wenigen Exilanten, die den Krieg selbst erlebt hatten. Die an deren emigrierten Au-

toren waren als nicht tauglich erklärt worden, waren dem Einzugsbefehl nicht gefolgt oder hatten sich untauglich schreiben lassen. Es war bekannt, dass man bei bestimmten Psychiatern oder Sanatorien Atteste für psychische Labilität bekommen konnte. Es ist interessant, wie viele Autoren diesen Ausweg nahmen. Nicht alle litten wirklich an einer (psychischen) Krankheit, nahmen aber eher das Stigma der Geisteskrankheit auf sich, als in den Krieg zu ziehen. Sicherlich zutreffend ist, dass sie alle, dünnhäutig, ausserordentlich unter dem Kriegsgeschehen litten.

Die Kriegsgegner brauchten häufig die Metapher von der «kranken Welt», welche dem «Fieberwahn des Krieges» erlag. So schrieb Fried: Der Krieg «ist wie eine planmässig bewirkte Geisteskrankheit, die hervorgerufen wird durch die militärischen Bedürfnisse».¹ Wie anders konnte man sich erklären, dass Millionen von jungen Männern geradezu freudig in den Tod gingen? Dass sie töten und sterben wollten, während sie zu Hause hätten gedeihen können? Dies war auch die Erkenntnis von einem von Latzkos Protagonisten, der als geisteskrank diagnostiziert wird: «Krank sind die andern. Krank sind jene, die mit strahlenden Augen Siegesnachrichten lesen [...]. Krank ist jeder, der noch denken, sprechen, streiten, schlafen kann, wissend dass andere, mit den eigenen Eingeweiden in den Händen [...] über Ackerschollen kriechen, um [...] wie ein Tier zu verenden [...]. Krank sind alle, die das Stöhnen, Knirschen, Heulen, Krachen, Bersten, – das Jammern, Fluchen und Verrecken überhören können [...]. Krank sind die Stumpfen, deren Seele nicht Mitleid [...] singt. [...] Ich krank? – Und die anderen, die über das Zersetzen, Zerfleischen, Zerstampfen ihrer Brüder, – über das langsame Verzappeln von Menschen im Stacheldrahte hinwegblättern können, wie über weisse Seiten, die sind gesund?»²

Für alle anderen – gerade auch für frontferne, aber nationalistische Schriftsteller – war der Krieg eine Chance zur Bewährung für den «richtigen Mann». Wer traumatisiert zusammenbrach, galt als verweichlicht, weiblich und hysterisch und wurde mit grausamen Methoden wiederhergestellt, um weiterzukämpfen.

Auch der individualistische Ire James Joyce (1882-1942) lebte ab 1915 in Zürich, da ihm in Triest die Internierung drohte. Hier arbeitete er an seinem später weltberühmten «Ulysses» weiter. Er kam kaum mit anderen

Exilierten in Kontakt, schrieb für keine Exilzeitschrift und blieb mit seiner Familie weitgehend für sich. Ebenfalls keiner Gruppierung ist Stefan Zweig (1881-1942) zuzuordnen, der nachmalig erfolgreichste Schriftsteller, der im Ersten Weltkrieg in die Schweiz gelangte. Dies allerdings erst Ende 1917, nachdem er als österreichischer Staatsangehöriger im Wiener Kriegsarchiv Propagandatexte hergestellt hatte. Im Lauf des Kriegs kämpfte Zweig mit seinen inneren humanistischen Ansichten und dem Drang, kein verräterischer Bürger sein zu wollen. Seinem langjährigen französischen Freund Romain Rolland schrieb er, dass er die übernationalen Freundschaften während des Kriegs ruhenlassen müsse, um seinem Land zu dienen. Diese Aussage quittierte Rolland mit zornigem Tadel: «Ich verleugne meine Freunde nicht, wie Sie es tun. Da bedürfte es schon anderer Katastrophen, um meinen Geist und mein Herz zu ändern.»³ Mit dem Verfassen von «Jeremias» (1917) machte Stefan Zweig diesen Zwiespalt öffentlich – das Drama zeigt den Propheten, der gegen das Unrecht aufbegehrt, vor der Gefahr warnt, aber nicht gehört wird. Das Theaterstück brachte Zweig eine Einladung des Zürcher Stadttheaters zur Aufführung ein. Diese Einladung führte zu seiner Beurlaubung vom Kriegsdienst. «Jeremias» wurde Ende Februar 1918 mit grossem Erfolg in Zürich uraufgeführt.

Warum gegen den Krieg schreiben?

Das Schreiben gegen den Krieg einte die Autorinnen und Autoren des Exils. Im Gegensatz zu den meisten in den kriegsbeteiligten Ländern zurückgebliebenen Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die mit patriotischen Werken den Krieg intellektuell unterstützten, waren die Exilautoren ausnahmslos gegen den Krieg. Manche beschönigten später ihren Pazifismus etwas, indem sie behaupteten, schon im August 1914 Kriegsgegner gewesen zu sein, vielfach aber benötigten sie einige Zeit, um sich in dem sich anbahnenden Chaos zurechtzufinden. Allerdings verfiel keiner der besprochenen Autoren der Verführung, den Krieg zu verherrlichen oder Gräueltaten zu rechtfertigen. Keiner von ihnen lieferte seiner Nation eine Rechtfertigung, dieser Krieg sei mehr als ein Schlachten; keiner mochte ihm einen Sinn geben. Wer für Institutionen schrieb, machte dies ohne grosse Emo-

tionen oder er schwieg ganz. Wer nicht schweigen konnte, emigrierte. Denn ihre gegen den Krieg gerichtete Meinung konnten diese Künstler nur in der nicht am Krieg beteiligten Schweiz verlauten lassen, alle anderen Veröffentlichungsplattformen unterlagen der Zensur.

Zur Begründung der Kriegsgegnerschaft äusserten sich die meisten recht ähnlich: Wie konnte man schweigen, wenn Millionen von Leben vernichtet, Europa auf viele Jahre hinaus zerstört, Staatswesen ruiniert wurden? Darüber, wie die Welt nach der Beendigung des Kriegs auszusehen hätte, waren sie sich ganz und gar uneinig. Für die meisten war jedoch klar, dass die Welt der Monarchien, des Militarismus und des Kapitalismus nach dem Kriegsende keine Zukunft mehr haben würde. Diese Strukturen hatten sich durch den Krieg selbst um die Daseinsberechtigung gebracht.

Alle Exilanten hatten mit dem Stigma zu kämpfen, Vaterlandsverräter zu sein und den Gegner zu unterstützen, sei dies durch ihre Gegenrede zum Krieg oder gar durch die Kritik an der eigenen Nation. Dieser Vorwurf traf selbst die Unabhängigsten und sie waren bemüht, für sich und andere Erklärungen zu finden, warum sie eben nicht Verrat begingen. Sie verwiesen dabei auf die übergeordneten Ideale des Humanismus, darauf, dass sie doch alle Brüder seien. Zumeist war die Wahrheit für sie eine einfache: es starben Menschen. Die Opfer waren alle zu viel, und schliesslich sei nichts gewonnen. So sahen die emigrierten Intellektuellen nur eine tiefe Sinnlosigkeit in den vergeblichen Opfern, und sie sahen auch das Nahen einer zerrissenen, rohen und ungerechten Zukunft.

Vielfach benutzten sie Umdeutungen: sie fanden neue Wege, alte Begriffe zu definieren und so ihren Argumentarien anzupassen. Ein Meister im Hinterfragen und Umdeuten von Metaphern und kriegsverniedlichenden Euphemismen war Leonhard Frank. In seiner Novellensammlung «Der Mensch ist gut» (1917) macht er in drastischen expressionistischen Bildern klar, dass es einen «Altar des Vaterlandes» nicht gibt. Der Sohn eines seiner Protagonisten verendet nur elend im Schützengraben und kein «Gefallen auf dem Feld der Ehre» kann über seinen Verlust hinwegtrösten: «Und im Sommer 1916 bekam Robert die Nachricht, dass sein Sohn gefallen war. Auf dem Felde der Ehre. Eine Welt war erschlagen. [...] Ehre. Das war ein Wort und bestand aus vier

Buchstaben. Vier Buchstaben, die zusammen eine Lüge bildeten von solch höllischer Macht, dass ein ganzes Volk an diese vier Buchstaben angespannt und von sich selbst in ungeheuerlichstes Leid hineingezogen werden können. Das Feld der Ehre war nicht sichtbar, nicht vorstellbar, war Robert nicht begreifbar. Das war kein Feld, kein Acker, war keine Fläche, war nicht Nebel und nicht Luft. Es war das absolute Nichts.»⁴

Die propagandistischen Bemühungen der Kriegsparteien entlarvte Frank als «Betäubungsmittel gegen den Schmerz», Propaganda war für ihn einfach nur Lüge. Sie konnte dann überwunden werden, wenn die Menschen zusammenstehen und eine echte, eine liebende Gemeinschaft bilden würden. In dieser hätten Militarismus, Patriotismus, ja, nicht einmal Nationen mehr einen Platz.

Wo publizieren?

Für die emigrierten Autorinnen und Autoren war es schwierig, eine grosse Veröffentlichungsplattform zu finden. Zumeist waren sie darauf angewiesen, in kleinen Zeitschriften zu publizieren. Dies waren «Die Weissen Blätter», das «Zeit-Echo» oder «Die Friedens-Warte». Schweizerische Publikationsorgane wie «Wissen und Leben» oder die «Neue Zürcher Zeitung» gaben hin und wieder einem exilierten Autor die Gelegenheit, auf ihren Seiten zu veröffentlichen. So erschienen einzelne Novellen von Leonhard Frank und Andreas Latzko in der «Neuen Zürcher Zeitung». Zudem existierte seit 1908 der Zürcher Verlag Rascher u. Co., der einige der später bekanntesten Antikriegsbücher auflegte. Als eines seiner ersten Bücher gab Rascher 1909 die Gedichte seines Freundes, des Psychiaters, Sozialisten und expressionistischen Schriftstellers Chariot Strasser heraus. Er veröffentlichte auch die aufsehenerregende Rede «Unser Schweizer Standpunkt» Carl Spittelers, mit der dieser im Dezember 1914 zur Einigkeit innerhalb der Schweiz mahnte. Rascher war ein Förderer und häufig Erstverleger von Schweizer Schriftstellern wie Robert Walser, Maria Waser, Max Pulver oder C. G. Jung. Sein Verlagsprogramm umfasste zudem pazifistische Schriften. Da der Verlag einen Sitz in Leipzig hatte, wurden seine als radikal angesehenen Bücher von deutschen Behörden verboten. Aus diesem Grund gründete Max Rascher

einen zweiten Verlag, der nur in der Schweiz produzierte und so den deutschen Behörden nicht unterstellt war. In der 1917 eingetragenen Firma «Max Rascher Verlag AG» wurden nun die brisantesten Titel herausgegeben. Das erste Buch war Latzkos «Menschen im Krieg»: ein unmittelbarer Grossefolg. In den ersten zwei Monaten wurden 8'000 Exemplare verkauft. Weitere Rascher-Bücher waren Franks «Der Mensch ist gut» sowie A.H. Frieds «Kriegstagebücher» (1919), Yvan Golls «Requiem für die Toten Europas» (1917), Albert Ehrensteins «Den ermordeten Brüdern» (1919), Romain Rollands «Den hingeschlachteten Völkern» (1918) oder Pierre Jean Jouvés Gedichtband «Ihr seid Menschen» (1915). Kurz: Max Raschers Verlag war der wichtigste Unterstützer der in Zürich entstehenden Emigrantenliteratur im Ersten Weltkrieg.

Eine weitere, kleine Plattform bot der «Lesezirkel Hottingen», der einige Lesungen von Exilierten anbot. Besonders bekannt wurden jene Abende, an denen Autoren über einen Schriftsteller des anderen Lagers sprachen oder gar Autoren verfeindeter Staaten gemeinsam auftraten und miteinander zur Versöhnung aufriefen, so wie dies Stefan Zweig und Pierre Jean Jouve im Dezember 1917 taten.

Zürich und die Zürcher in den Augen der Emigranten

Leonhard Frank erinnerte sich in seiner Autobiografie an das Zürich der Kriegszeit: «Im blitzsauberen Zürich schien selbst in der Luft etwas zu sein, das es in Deutschland nicht gab, die Menschen in den Strassen hatte eine andere Haltung und blickten anders, und der Gesichtsausdruck war ruhig. Es schien als hielten sie das Grundrecht, zu leben und zu sein, wie sie waren, für eine Selbstverständlichkeit. War es Freiheit? [...] Jedenfalls schienen hier, in der demokratischen Schweiz, die Menschen freier zu atmen.»⁵ Vielfach ist in später erscheinenden Erinnerungen Zürich geradezu weichgezeichnet – geprägt vielleicht auch durch die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs. Eine Welt von gestern, wie Stefan Zweig die versunkene Welt vor den Weltkriegen später treffend nannte.

In Tagebüchern und anderen privaten Aufzeichnungen kam Zürich im Weltkrieg von 1914-1918 nicht im-

mer so glänzend weg. Da ist von engstirnigen Schweizern die Rede, von Schiebereien und von auf den eigenen Vorteil bedachten, kleingeistigen Einwohnern mit wenig Verständnis für die grosse Weltlage oder gar das Leiden der Welt. Die wenigsten Exilanten hatten neben dem Alltag nahen Kontakt mit Schweizerinnen und Schweizern, geschweige denn, dass sie sich an schweizerischen Gegebenheiten beteiligten. Zumeist empfanden sie die Sorgen der Schweizer als lächerlich angesichts des Weltmordens. Es entstanden aber einige Freundschaften auf individueller Basis: so war die Künstlerin Sophie Täuber (1889-1943) Teil des Dada-Kreises, sie unterstützte ihren späteren Ehemann Jean Arp mit ihrem Verdienst als Lehrerin an der Zürcher Kunsthandwerkschule. An Dada-Abenden tanzte sie zu Gedichten, unterschrieb das Dada-Manifest und schuf die bekannten Dada-Köpfe. Mit ihren 1916 geschaffenen, vollständig ungegenständlichen Bildern gehörte sie zu den ersten Künstlern überhaupt, die konstruktive Gemälde schufen. Auch der blutjunge Autor Friedrich Glauser (1896-1938) wurde ab 1917 im Kreis der Dadaisten gesehen.

Der Zürcher Psychiater und Schriftsteller Chariot Strasser bot zusammen mit seiner Frau Vera Strasser-Eppelbaum emigrierten – desgleichen einheimischen – Künstlern ein offenes Haus. Er verschaffte dem emigrierten Albert Ehrenstein (1886-1950) die Stelle als Sekretär in seinem sozialistisch orientierten «Verein für Individualpsychologie». Albert Ehrenstein gilt als einer der Wegbereiter des literarischen Expressionismus, wie Stefan Zweig war er beim Kriegsbeginn im Wiener Kriegsarchiv tätig, im Dezember 1916 reiste er in die Schweiz aus. Er beteiligte sich an Anlässen des Dada-Kreises, veröffentlichte kriegsgegnerrische Gedichte in den «Weissen Blättern» und im «Zeit-Echo». Vera Strasser war Psychoanalytikerin und stellte etwa dem emigrierten Dadaisten Richard Huelsenbeck ein Attest aus, das ihn vom Militärdienst befreite.

Emigrieren

Es ist nicht immer einfach, die Wege der Exilantinnen und Exilanten nach Zürich nachzuvollziehen. Die ordentliche Anmeldung bei den Behörden fand oft nicht zeitgleich mit der Wohnsitznahme statt. So wohnte das Ehepaar Rubiner wohl ab Mai 1915 an der Hadlaubstras-

se 11 in Zürich; die offizielle Anmeldung ist im Oktober 1915 verzeichnet.

Der österreichisch-ungarische Offizier Andreas Latzko gelangte nach seinem Kriegsdienst als Verwundeter zur Kur nach Davos. Sein Pass vermerkte, er sei todkrank. Die Pflege in der Schweiz von kriegsdienstuntauglichen, seelisch und/oder körperlich Verwundeten war durch sorgfältig austarierte Abkommen erreicht worden. Nach seiner Genesung zog Latzko im Dezember 1917 nach Zürich. Ihn begleiteten seine Frau Paula und deren Sohn Paul.

Der Weg von Leonhard Frank nach Zürich ist ebenfalls nachvollziehbar. Er reiste im Juni 1915 aus München zunächst ins «Sanatorium Bellevue» in Kreuzlingen, denn er wäre kriegstauglich gewesen und wollte sich hier absichern. Danach lebten er und seine Frau Lisa in Zürich, in stets wechselnden Unterkünften. Frank trat zwei weitere Male ins Sanatorium ein, nach dem dritten Aufenthalt erhielt er ein Attest, das ihn dauerhaft vom Kriegsdienst befreite. Dieses ermöglichte ihm die offizielle Anmeldung in Zürich im Januar 1917. Aufgrund seiner Armut wurde das Paar von verschiedenen Freunden und Sympathisanten finanziell unterstützt. Später traf mit dem Erfolg der Novellensammlung «Der Mensch ist gut» und dem Verkauf der Rechte von zwei anderen Werken die erhoffte finanzielle Stabilisierung ein. Sie erlaubte gar den Kauf eines Hauses an der Zeppelinstrasse 34.

Ebenfalls über das Kreuzlinger «Sanatorium Bellevue» führte Mitte September 1915 René Schickeles Weg in die Schweizer Emigration. Der Arztbericht über seine Verfassung war wohl kein Gefälligkeitsgutachten, das ihn vom Kriegsdienst befreien sollte. Die Ärzte diagnostizierten schwere Angstzustände verbunden mit Depressionen. Doch war Schickele jetzt frei zu reisen. Ab Dezember 1915 wohnte er in Zürich bei seiner Geliebten, Weihnachten verbrachte er in Berlin bei seiner Familie. Später zog die ganze Familie in den Thurgau und von da nach Bern. Da Schickele dort Verbindungen mit dem Leiter der deutschen Kulturpropaganda, Harry Graf Kessler, hatte und gar im gleichen Haus wohnte, wurde ihm nachgesagt, ein Spion zu sein. Einige andere Emigranten begegneten ihm nun mit Misstrauen. «Die Weissen Blätter» fanden bei Max Rascher in Zürich einen Verleger, die Aprilnummer 1916 erschien im Exil, daraufhin wurde die Zeitschrift in Deutschland verboten.

Der pazifistische Publizist Richard Greiling (1853-1929) wohnte seit dem Sommer 1915 in Zürich an der Bellerivestrasse 7/8. Er erhielt die definitive Aufenthaltsbewilligung Ende 1917. Für die Toleranzbewilligung hatte er die enorme Summe von 3'000 Franken zu bezahlen. Sein Buch «J'accuse!» (1915) erweckte grosses Aufsehen. Der noch bekanntere Pazifist A. H. Fried emigrierte wegen der «Friedens-Warte» ebenfalls in die Schweiz. Mit seinem legalen Umzug – die österreichisch-ungarischen Behörden stellten ihm im Januar 1915 einen Reisepass aus – von Wien nach Zürich verlagerte er seine Zeitschrift, um sie der Zensur zu entziehen. Sie erschien danach bis Ende 1919 beim Zürcher Verlag Orell Füssli.

Alltagssorgen

Die eingeschränkten Veröffentlichungsmöglichkeiten hatten zur Folge, dass die meisten der erwähnten Autoren hart am Existenzminimum, wenn nicht darunter, lebten und auf Freundlichkeiten von ehemaligen Verlegern, Mäzenen und Freunden angewiesen waren. Nur wenige konnten von ihren Bucheinnahmen der Vorkriegszeit leben oder auf eigenes Vermögen zurückgreifen. Die meisten hier genannten Exilanten in Zürich standen zudem eher am Anfang ihrer Karriere.

Aber es war allen Schreibenden wichtig, dass sie in ihrem Heimatland gelesen würden, und sie versuchten, ihre Texte nach Hause zu senden und dort bekannt zu machen. So gelangten einige Exemplare von Leonhard Franks «Der Mensch ist gut» auf abenteuerliche Weise nach Deutschland. Selbst wenn einige Bücher zu grossem Ruhm kamen, hiess das aber nicht, dass die Autorinnen und Autoren deswegen entsprechende finanzielle Gewinne erzielten. Wer nicht schon vor dem Krieg ein finanzielles Polster hatte, lebte im Schweizer Exil meist prekär. Die Verdienstmöglichkeiten waren gering, Veröffentlichungen brachten meist keine unmittelbaren Erfolge, weil sie dem breiten Geschmack nicht entsprachen. Oft konnten Artikel nur in kleinsten Zeitschriften publiziert werden, die wenig bis kein Geld abwarfen. So waren neben der geistigen und schriftstellerischen Tätigkeit die meisten Exilanten gezwungen, für den Alltag Geld zu besorgen. Dies taten zum Beispiel Ball und Hennings mit Aushilfsarbeiten; sie hielten sich mit Variété-

auftritten oder kleinen Fabrikationsarbeiten – und im Fall Hennigs vermutlich mit Prostitution – über Wasser. Sie wurden zudem vom Zürcher Armenarzt und Sozialisten Fritz Brupbacher unterstützt. Auch Leonhard Frank erhielt von verschiedenen Seiten Hilfe, bis er finanziell abgesichert war. Danach war er es, der anderen Emigranten unter die Arme griff. James Joyce kam in seiner Zürcher Zeit in Kontakt mit der feministischen Verlegerin Harriet Shaw Weaver, die ihn und seine Familie während der nächsten zwei Dutzend Jahre finanziell unterstützte.

Andere wiederum konnten auf ein vor dem Krieg angehäuftes Vermögen zurückgreifen, über das entweder sie oder ihre Familien verfügten. So war beispielsweise Stefan Zweig immer gut versorgt, ebenso wird dies von Andreas Latzko oder dem Ehepaar Rubiner angenommen. A.H. Fried steckte sein gesamtes Vermögen, das im Wesentlichen aus der Prämie des Friedensnobelpreises 1911 stammte, in seine Zeitschrift.

Zum Alltag gehörten auch Behördengänge. Die Grenzen zur Schweiz waren durchlässig, eine Niederlassung in Zürich war praktisch ohne Hindernisse möglich. Dennoch mussten Pässe deponiert und Gebühren gezahlt werden. Seit vielen Jahren hatte sich die Schweiz als Emigrations- oder mindestens Transitland für Auswanderungswillige etabliert. In der Vorkriegszeit lebten 200'632 Einwohner in Zürich, davon waren 66'978 Ausländer, die meisten davon aus dem Deutschen Reich.

Während des Ersten Weltkriegs verschärfte die Schweiz zunehmend ihre Politik. 1915 wurden verstärkte Kontrollen an den Grenzen eingeführt, was aber keinen nennenswerten Einfluss auf die Einwanderung hatte. Gerade Deserteure oder «Refraktäre» (Kriegsdienstverweigerer) fanden zunächst weiterhin problemlos Aufnahme in der Schweiz. Erst ab November 1917 mussten Ausländer ein Visum vorweisen und sich bei den Behörden ordentlich anmelden; ab dann galt zudem eine Meldepflicht der Wohnungs- und Arbeitgeber. Ein Visum bekam man nur durch Vorweisen eines gültigen Passes; der Bundesrat erlaubte allerdings für Personen ohne Pass eine sogenannte Toleranzbewilligung.

Viele der besprochenen Exilanten wurden von den Behörden beobachtet, sei es, weil sie denunziert wurden oder durch ihre öffentliche (publizistische) Tätigkeit fie-

len. Einige gerieten gar wegen innenpolitischer Händel ins Blickfeld der Behörden. Dazu gehörte Ludwig Rubiner, der einer der Aufwiegler der sogenannten Novemberunruhen 1917 in Zürich gewesen sein soll. Die Schweizer Zeitung «Die Forderung» war als Agitationsorgan ausgemacht worden und in ihrem Gründungsprotokoll fand sich der Name von Frida Rubiner. Eine Untersuchung der Schweizer Behörden konnte dem Ehepaar Rubiner jedoch keine illegalen Taten nachweisen. Trotzdem finden sich im Schweizerischen Bundesarchiv weitere Überwachungsprotokolle und Denunziationsschreiben. Demnach hatte eine Denunziantin verdächtige Beobachtungen über Frida Rubiner gemacht: «Dass sie als Ausländerin, die keinen Beruf ausübt, so viel reisen muss, scheint mir auch merkwürdig. Sie ist Juristin, hat in Deutschland studiert und spricht sehr gut Deutsch, obschon mit einem fremden Accent, aus welchem man die Russin sofort erkennt. Was nun ihren Gemahl anbelangt, so ist es nicht erwiesen, dass er diesen Titel in Wirklichkeit trägt [sic]. Sie teilen das Schlafzimmer nicht und die Art, wie sie mit einander vor mir verkehrten, war fiter Eheleute merkwürdig kuehl.»⁶

Solche Briefe wurden von den Behörden aufbewahrt und zogen weitere Untersuchungen nach sich. Dabei stellte man zu Frida Rubiner fest: «Die Dame hat antimilitaristische Anschauungen. Sie sprach abschaetzig ueber die juengsten Aufgebote und nennt das Militaerwesen in der Schweiz einen Unsinn.»⁷

Gerade Ausländerinnen und Ausländer russischer Herkunft wurden pauschal als Gefahr angesehen, weil angenommen wurde, sie könnten einen bolschewistischen Umsturz planen – bei Frida Rubiner war dies nicht einmal falsch. Sie war eine glühende Anhängerin Lenins und widmete sich nach dem Krieg – und nach dem Tod ihres Manns 1920 – vollständig der kommunistischen Bewegung. Allerdings nicht in der Schweiz, sondern in Sowjetrussland.

Weitere Beobachtungen von Exilanten durch Zürcher Behörden zeigen, wie man voring: Informationen wurden nicht nur mithilfe von Denunziationsschreiben gesammelt, es wurden auch Personen, die im Umfeld der Verdächtigten lebten, befragt, so beispielsweise der Postbote der Rubiners, Nachbarn der Familie Latzko oder der Hausabwart des Paars Ball-Hennings. Über das Privatleben der Letzteren gibt ein Bericht der Stadtpoli-

zei Auskunft. Er listet auf, welche Verfehlungen sich das als «gefährliche Ausländer» geführte Paar (angeblich) hatte zu Schulden kommen lassen: «Hugo Ball ist vom Bezirksgericht Zürich, wegen wiederholten wesentlichen Gebrauchs eines auf einen andern Namen lautenden Ausweispapieres zu einer Woche Gefängnis verurteilt worden. Er lebte damals mit Frau Hennings, Emmy, [...] Schriftstellerin und Tengel-Tangelsängerin [...] an der Schoffelgasse 5, in Concubinat. Nach den Beobachtungen des Hausmeisters [...] lebten sie aus den Einkünften der Unzucht Hennings, welche Ball begünstigte. Das Concubinatspaar lebte, weil niemand arbeitete, in grosser Armut. Zwischen Ball und der Hennings spielten sich nächtliche Streit ab, bei welchen Ball die Hennings schlug. Bei einem solchen Streit nach Mitternacht am 20. Sept. 1915 machte die Hennings einen Selbstmordversuch, indem sie sich mit der Schere die Schlagader am Arme öffnete. Sie begab sich aber bald in ärztliche Behandlung und nahm keinen Nachteil. Den Grund dieser Vorkommnisse konnte man nicht erfahren, die beiden waren vorher wie nachher einig und verrieten sich nicht. Die Leute im Hause schlossen aus diesem Kesseltreiben, dass die Beiden durch ein Verbrechen miteinander verkettet seien. Ball brachte damals zu seiner Entschuldigung vor, die Hennings sei eine Morphinistin.»⁸

... zum Schluss

Die Zeit in Zürich war für die allermeisten Emigranten eine kurze. Sie liessen sich dort nieder, weil sie daheim nicht frei schreiben konnten und nicht schweigen wollten. Keiner der nach Zürich emigrierten Schriftsteller konnte sich dem den Krieg erklärenden und ihm einen Sinn gebenden Schreiben anderer Autoren anschliessen. Alle suchten in der Schweiz einen Weg, ihre zu Beginn geradezu ketzerischen Gedanken gegen den Krieg zu veröffentlichen. Sie konnten den Krieg nicht als etwas Erhebendes sehen: für sie war er nichts weniger als «ein mit Absicht und vollem Bewusstsein herbeigeführtes Verbrechen».⁹ Ihr Leben drehte sich um die Schrecken des Kriegs, sie litten an ihrem Aussenseiterdasein und konnten nicht einsehen, warum ihre Stimmen – so logisch, so human! – nicht gehört wurden. Sie setzten alle ihre Kräfte für den Kampf gegen den übermächtigen Gegner ein. Sie alle kehrten nach dem Krieg nach Hause zurück, alle wollten sie zu Hause mithelfen, eine Gesellschaft aufzubauen, die dieses Mal menschlich, egalitär, gerecht sein sollte. Es ergaben sich deswegen auch keine engen, langlebigen Kontakte mit Zürchern. Es ist tragisch, dass die meisten dieser Schriftstellerinnen und Schriftsteller im nächsten Weltkrieg erneut mindestens vorübergehend Zuflucht in der Schweiz suchen mussten. Jeremias hatte erneut vergeblich gewarnt. Erneut hatte die Welt nicht auf seine Mahnungen gehört.

Anmerkungen

1 Fried, Alfred H.: Die Desinfizierung der Gehirne, in: Friedens-Warte, Juli/August (1918), S. 188. Allgemein Billeter, Nicole: «Worte machen gegen die Schändung des Geistes!» Kriegsansichten von Literaten in der Schweizer Emigration 1914/1918 (Geist und Werk der Zeiten 99), Bern 2005.

2 Latzko, Andreas: Der Kamerad, in: Ders.: Menschen im Krieg, Zürich 1918, S. 132-134.

3 Romain Rolland an Stefan Zweig, 29.9.1914, in: Schwarze, Waltraud (Hg.): Romain Rolland, Stefan Zweig: Briefwechsel 1910-1940, Bd. 1, Berlin 1987, S. 70.

4 Frank, Leonhard: Der Vater, in: Ders.: Der Mensch ist gut, Zürich 1918, S. 9 f.

5 Frank, Leonhard: Links, wo das Herz ist, München 1963, S. 123 f.

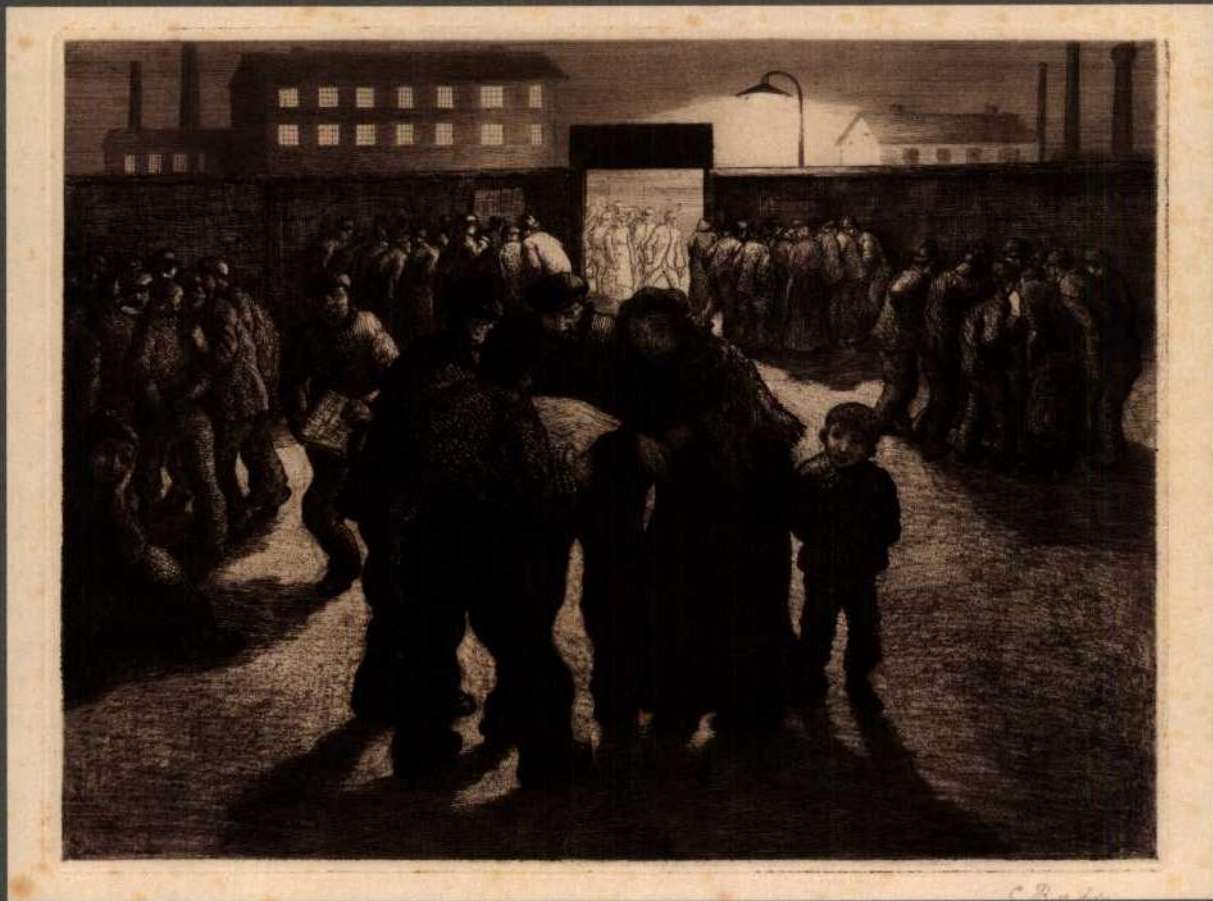
6 Bundesarchiv Bern (BAR), E 21/10884, Schreiben eines Detektivs an das Polizeikommando Zürich, 24.11.1918.

7 Ebd.

8 BAR, E 27/1377, Bericht der Stadtpolizei Zürich an das Criminalcommissariat in Zürich, 2.7.1919.

9 Fried, Alfred H.: Aus meinem Kriegstagebuch, in: Blätter für zwischenstaatliche Organisation [Die Friedens-Warte], November/Dezember (1915), S. 338.

Abb. 1: Kriegserklärung,
1915, Radierung und
Aquatinta, Blatt 1 der Folge
«Schrecken des Krieges».



Jochen Hesse

Die Schrecken des Krieges

Die künstlerische Bearbeitung von Krieg durch
Gregor Rabinovitch (1884-1958)

Gregor Rabinovitch genoss früh internationales Renommee. Als er 1922 im Los Angeles Museum of History, Science and Art eine Auswahl seiner Radierungen

zeigen konnte, wurde er im Katalog als «one of the leading printmakers in the German speaking countries»¹ gerühmt. Zusammen mit Otto Baumberger, Ignaz Epper, den drei Brüdern Eduard, Ernst und Max Gubler, Fritz Pauli und Robert Schürch gehörte er zu den herausragenden Vertretern des Zürcher Expressionismus. Ab 1922 machte er sich als Karikaturist für den «Nebelspalter» einen Namen. In der satirischen Wochenschrift kämpfte er bis 1956 mit fast 1'400 Karikaturen gegen den Totalitarismus zuerst brauner, dann roter Prägung an.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs hielt sich Rabinovitch mit seiner Verlobten in Genf auf. In seine Heimat Russland konnte er nicht mehr zurückkehren. Er blieb in der Schweiz, zog nach Zürich und gehörte hier zu den wichtigsten Künstlern, die den Ersten Weltkrieg gestalterisch verarbeiteten. Er tat dies auf dreifache Art. In Einzelblättern und Mappenwerken thematisierte er die Kriegsgräuere direkt. Indirekt verwies er auf den Krieg, indem er in Alltagsszenen und Ortsansichten eine Gegenwelt zum Zeitgeschehen schuf. Die negativen Folgen des Krieges waren schliesslich Gegenstand zahlreicher Arbeiten der 1920er-Jahre.

Als junger Mann hatte sich der Künstler 1905 an der ersten russischen Revolution beteiligt und in Sankt Petersburg die Verbrechen der Kosaken rund um das Oktobermanifest erlebt.² Das Misslingen der Revolution habe bei der Jugend Russlands eine «tiefe Niedergeschlagenheit»³ bewirkt, konstatierte Rabinovitch in seinen «Erinnerungen aus Kindheit und Jugend». Diese Erlebnisse bildeten das Fundament seines sozialen Gewissens und den Samen der Empathie, die seine Kunst auszeichnet. Wie viele andere Zeitgenossen meldete er sich beim Ausbruch des Weltkriegs 1914 im russischen Konsulat in Genf freiwillig als Reservist, wurde aber nicht eingezogen. Rabinovitchs Haltung änderte sich erst unter dem Eindruck der Kriegseignisse, die auch in der Schweiz eine Verarmung breiter Kreise nach sich zogen und zu Konfrontationen zwischen dem Bürgerblock und der Arbeiterschaft führten. In der Folge engagierte sich er sich mit sozialkritischen Werken zeitlebens gegen Diktatur und Militarismus.

Verzweiflung über das Grauen der Zeit

Das 1915 erschienene Mappenwerk «Schrecken des Krieges» ist zentral für die Lebenshaltung Rabinovitchs. Die Radierfolge erschien im Zürcher Verlag von Max Rascher, der sich einen Namen als Förderer antimilitaristischer Literatur gemacht hatte. Schnell fand Rabinovitch während der Kriegsjahre in Zürich Zugang zu pazifistischen Emigranten, die in den Cafés «Terrasse» und «Odeon» am Bellevue verkehrten. Die erste von sechs Radierungen trägt den Titel «Kriegserklärung» (Abb. 1). Zahlreiche Menschen haben sich vor der Mauer eines Kasernenhofs in Gruppen versammelt und lesen die Proklamation. Niedergeschlagen hat sich eine Frau am linken Bildrand auf den Boden gesetzt, angst-erfüllt geweitet sind die Augen des Manns in der Gruppe links im Vordergrund. Tod und Verderben ist das Thema des folgenden Blatts (Abb. 2). Eindringlich setzt Rabinovitch das entsetzte Kind vor der toten Mutter in den Bildvordergrund, zwei Krieger ziehen von dannen, im Hintergrund brennt ein Haus. Im vierten Blatt werden die beiden toten Zivilisten im Vordergrund als «Verräter» (Abb. 3) taxiert. Soldaten marschieren auf der Strasse fort.

Kriegsverbrechen an Zivilisten ist Motiv weiterer, etwa gleichzeitig entstandener Grafiken. Mit den scho-

nungslosen Darstellungen von Kriegsgräueln und ihren Folgen wollte Rabinovitch seine Mitmenschen aufrütteln. Er appellierte an ihr Mitgefühl. Ein alter Mann, an einem Strommast aufgehängt, wird von Soldaten ausgelacht und verspottet (Abb. 5). Das Dorf im Hintergrund brennt. Das harte Schwarzweiss des Holzschnitts verleiht der Brutalität der Szene eine fiebrige Atmosphäre. Auch in der Radierung «Leichenkarren» (Abb. 4) zeigt Rabinovitch das hässliche Gesicht des Kriegs. Der Tod ist der Lenker des einachsigen Holzwegens, die Leichen und die Körper der Sterbenden sind wild durcheinandergeworfen. Die Nahsicht auf die Szene erlaubt dem Auge kein Entrinnen. In einem Wirtshaus sitzt der Tod mitten im Bild als «ungeliebter Gast» (Abb. 6). Wie einen Rhombus baute Rabinovitch das Bild um ihn herum auf: die Tische, an denen die Verschreckten um den Tod herumsitzen, sind schräg gestellt, eine Frau wirft sich weg vom Tod in die Arme eines Manns. Ein Herr im Hintergrund versucht sich ungesehen davonzustehlen; den Mann mit langem Arm im Vordergrund hat der Tod schon genommen.

Im letzten Kriegsjahr stellte Rabinovitch verstärkt Motive dar, welche auf die zunehmenden Spannungen in der Gesellschaft verweisen. Die Lithografiefolge «Die Menge» spiegelt die soziale Unrast beim Kriegsende. Redner (Abb. 9) engagieren sich agitatorisch gegen den Krieg, in der «Welle» (Abb. 7) folgen bewaffnete Arbeiter einem Anführer. In keilförmiger Anordnung brandet die Menge an die Strassenecke, wo weitere Menschen wegrennen. Der verbogene Laternenpfahl weist dem Auge den Weg. Angeschnitten vom vorderen Bildrand wendet sich ein Mann – wohl der Künstler selbst – mit kämpferischer Geste an den Betrachter. Die Lithografie «Panik» (Abb. 8) zeigt eine erschreckte Masse, die zum dunklen Tor im Hintergrund drängt. Licht überwölbt den undefinierten Raum. Deuten die schummrigen, kleinen Flächen Bomber an? Im Bild «Auf der Brücke» (Abb. 10) revoltiert ein Demonstrationzug von Arbeitern vor Fabriken. Soldaten mit gezückten Bajonetten stellen sich dem Zug entgegen. Neben Erinnerungen an die erste russische Revolution verarbeitete Rabinovitch in dieser Serie wohl die blutigen Auseinandersetzungen anlässlich einer spontanen Feier zur Russischen Revolution am 17. November 1917 in Zürich-Aussersihl und während des Landesstreiks ein Jahr später.

Aus gleichzeitig entstandenen Einzelblättern spricht die Verzweiflung über das Grauen der Zeit. Eine Gestalt verbirgt mit langen, knöchigen Fingern ihr Antlitz (Abb. 11). Die dynamisch geführte Radiernadel und die vom Himmel niedergehenden Strahlen erfüllen das Bild mit grosser Unruhe. «Am Abgrund» (Abb. 12) symbolisiert die Sinnlosigkeit der Kriegsoffer. Wie üblich schildert Rabinovitch kein konkretes Ereignis, Not und Sterben sind ins Allgemeine abstrahiert. Motivisch aus dem märchenhaften Symbolismus seiner Jugend in Russland schöpfend, thematisiert der Künstler in der Radierung eine unheilvolle Welt: nackte, expressionistisch in die Länge gezogene Männer laufen auf einen Graben zu, in dem Leichen oder Sterbende liegen, Frauen bewegen sich von rechts zum Graben hin, die Köpfe der hinteren Gestalten sind zu Totenschädeln mutiert – sie bilden quasi eine Landschaft der erloschenen Seelen. Die Kunsthistorikerin Eva Korazija bezeichnet das Werk als «Fusion der Visionen vom Untergang der Menschheit und der christlichen Vorstellung von ihrer Auferstehung beim Jüngsten Gericht».⁴ Das Blatt ist eines der herausragenden Beispiele für Rabinovitchs expressionistische Stilphase. Die traditionelle Perspektive ist in Teilen aufgehoben, die Grössenverhältnisse innerhalb des Bildes sind unreal und die Körper überlängt. Kreise und Strahlenbündel verstärken den aufgewühlten Ausdruck der Darstellung.

Scheinbar heile Gegenwart des Alltags

Während des Kriegs entstanden seltene Beispiele einer glücklichen und sorgenfreien Gegenwart. 1916 ätzte Rabinovitch zwei Aquatintaradierungen von Arosa im Winter, darunter die zarte, lichterfüllte Ansicht von Innerarosa mit Blick auf den Tschirpen und das Hörnli (Abb. 13). 1917 entwarf er zusammen mit Ernst Kreidolf und Arthur Segal einfühlsame Illustrationen für Kinder geschichten, die Otto Volkart herausgab, ein im Umfeld der religiös-sozialen Bewegung engagierter Journalist und Schriftsteller.⁵ Auf seiner eigenen Heiratsanzeige (Abb. 14) von 1917 reicht der Künstler seiner Verlobten, der österreichischen Künstlerin Stefanie von Bach, unter einer Palme als Sinnbild des Lebens, den Apfel, ein antikes Liebes- und Fruchtbarkeitssymbol. Amor als Per-

sonifikation der Liebe schwebt über dem Paar. Als der Künstler diese Gegenwart schuf, lebte er in Zürich. Das Ehepaar hatte die Stadt nicht freiwillig als Lebens- und Wirkungsstätte gewählt. 1914 hatte Rabinovitch seine Verlobte von Paris nach Wien begleiten wollen. Als sie in Genf angekommen waren, brach der Erste Weltkrieg aus. Rabinovitch erhielt weder ein Visum für Österreich noch eine Rückreiseerlaubnis nach Paris. Seine Partnerin reiste allein nach Wien weiter und kehrte anschliessend zu Rabinovitch nach Genf zurück, wo das Paar Freunde aus Paris hatte, die ebenfalls im Exil lebten. Dort heirateten sie. In Zürich konnte Rabinovitch Radierunterricht erteilen und erhielt Aufträge, weshalb die Stadt 1917 zu seinem definitiven Wohnsitz wurde.⁶

Die Mehrheit der in dieser Zeit entstandenen Blätter zeigt jedoch nur auf den ersten Blick eine Gegenwart; bei längerer Betrachtung kommt ein unterschwelliges Grauen zum Ausdruck. Die «Menschenmenge beim Beobachten eines Hundes im Wasser» (Abb. 16) erklärt sich kaum allein mit der Neugier am schwimmenden Tier. Kämpft der Hund um sein Leben? Gefahr verbirgt sich auch in der nächtlichen Szene mit dem Drahtseilkünstler über einem Menschaufmarsch auf einem Platz (Abb. 15). Die Atmosphäre scheint aufgeheizt. Im Vordergrund lauscht eine Menge einem Redner, Paare sitzen auf dem Rasen. Nicht einmal das Bild mit dem küssenden «Liebespaar» wirkt heiter (Abb. 22). Zwar ist das Paar innig verschlungen, die Szene wirkt dennoch angespannt. Das Paar ist mit dunklen Strichen festgehalten. Es liegt im Schutz eines Hügels, hinter dem links der Blick auf eine öde Industrielandschaft mit rauchenden Schloten fällt. Wie ein Sinnbild der abstrusen Kriegszeit musizieren zwei wunderliche Gestalten an einer Brüstung vor einem dunklen Raum mit gotischem Gewölbe (Abb. 17). Für den Frankfurter Eisenindustriellen und Bibliophilen Emil W. Netter gestaltete Rabinovitch das Neujahrsblatt «Für das Friedensjahr 1917» (Abb. 18).⁷ Es zeigt den Tod, aus dessen Händen sich ein überlanger Frauenakt befreit, der sich zum helleren Himmel mit den Friedentauben emporstreckt. Links unten brennen Häuser. Das düstere Blatt mit den vorherrschenden Grautönen steht im Gegensatz zu seinem hoffnungsvollen Titel. 1917 begann, ganz im Gegenteil, mit der Hungersnot des sogenannten Steckrübenwinters.

«Scharfe Seelenanalyse»

Rückblickend stellte Rabinovitch 1950 fest, dass seine «stärkste psychologische Begabung [...] im intuitiven Erfassen des Menschen»⁸ liege. Deshalb seien ihm hier und da überzeugende Porträts gelungen. Diese zeichnen sich durch das prägnante Erfassen von charakteristischen Gesichtszügen aus. Der «Nebelspalter» schreibt vom «ganzen inneren Reichtum», von der «dichten Gefühlsatmosphäre» und der «scharfen Seelenanalyse»,⁹ die aus den präzise erfassten Persönlichkeiten sprechen. 1918 radierte Rabinovitch das eindringliche, introvertierte Bildnis des Wiener Dichters Albert Ehrenstein (Abb. 19), wie der Künstler selbst jüdischer Herkunft und Antimilitarist. Ehrenstein übersiedelte im Dezember 1916, seiner grossen Liebe, der Schauspielerinnen Elisabeth Bergner folgend, nach Zürich, wo er Antikriegsgedichte verfasste. Ein Jahr nach seinem Wegzug erschien im September 1918 bei Rascher in Zürich sein Buch «Den ermordeten Brüdern», eine Sammlung von Essays und Gedichten, für die Rabinovitch den Umschlag gestaltete.¹⁰

Gleich mehrfach porträtierte der Künstler die Brüder Eduard und Gustav Adolf Feh von der gleichnamigen Kunstanstalt, einer der ersten Adressen für Radierer aus dem In- und Ausland. Deren materielle Unterstützung – das jahrelange unentgeltliche Drucken der Blätter – trug mit dazu bei, dass Rabinovitch nach dem Kriegsende in der Schweiz blieb.¹¹ «Herrn Gustav Adolf Feh freundlichst gewidmet», schrieb der Künstler 1915 unter das Porträt seines Druckers (Abb. 21), den er beim Tampornieren, dem Einfärben der Druckerplatte mittels eines Stoffballens, zeigt. Für den begeisterten Alpinisten gestaltete Rabinovitch 1917 ein Exlibris (Abb. 23).¹² Mit langem Arm greift der Tod hinter dem Matterhorn hervor nach den zwei kleinen, silhouettierten Bergsteigern im Vordergrund. Kann diese Darstellung auch als Kritik am grossen Sterben des Ersten Weltkriegs gelesen werden? Im gleichen Jahr entwarf Rabinovitch ein Exlibris für Eduard Feh (Abb. 20).¹³ In vier Vignetten, die von unten nach oben zu lesen sind, zeigt er die Alltagsarbeit im Kupferdruckatelier. Unten skizziert der Künstler einen Akt, den er in der zweiten Szene auf die Druckplatte überträgt. In der dritten Vignette präsentiert er einem Sammler Zeichnungen aus seiner Arbeitsmappe, die er unter den Arm geklemmt hat. In der obersten lehnt der Drucker Eduard Feh an die Presse und begutachtet ein

frisch abgezogenes Blatt. 1930 wird Rabinovitch die Firma in einem Artikel im «Tages-Anzeiger» als die «letzte Handdruckerei aus der ‚guten alten Zeit‘»¹⁴ loben.

Posttraumatische Störungen

In der sozialdemokratischen Tageszeitung «Volksrecht» bezeichnete Rabinovitch 1933 den Expressionismus «als eine Nachwehe der Kriegsjahre». Er zeige «die Hoffnungslosigkeit, die Zerrissenheit, die Überspanntheit, die Verzweiflung dieser Jahre durch die schreiende Deformation und Zertrümmerung der Formen, durch die gewollte Verzerrung der Gestalten».¹⁵

In den ersten Nachkriegsjahren ging der Künstler dazu über, in seinen Blättern die körperlichen und seelischen Wunden und die sozialen Folgen des Weltkriegs zu schildern. Heute würde man von posttraumatischen Störungen sprechen. 1924 betitelte Rabinovitch eine Radierung als «Nacht im Irrenhaus» (Abb. 25), ein Jahr später entstand als Pendant der «Tag im Irrenhaus» (Abb. 26). Gezeigt werden vor sich hin vegetierende Menschen. Ihre psychischen Probleme hindern sie daran, ins normale Leben zurückzufinden. Sie sprechen nicht miteinander, sondern leben im Bett liegend, am Tisch sitzend oder im Raum stehend vor sich hin. Vermutlich 1924 entstanden 17 Zeichnungen zum Thema «Irrenhaus». Es handelt sich um Kopf- oder Körperstudien leidender Menschen, abwesend, introvertiert, in einer anderen Welt lebend (Abb. 24). Der Zürcher Schriftsteller Traugott Vogel beschreibt diese Szenen in seinen einleitenden Worten zu Rabinovitchs Zyklus «Bilderbogen für Erwachsene» folgendermassen: «Die Menschenbeute wird eingebracht als überreife Ernte und untergebracht in die Bewahranstalt, wo nicht gezürrt und nicht angeklagt wird, wo nicht einmal Heilversuche unternommen werden.»¹⁶ «Seit meiner Kindheit zog es mich immer zu den Leidenden und zu den Kranken»,¹⁷ schrieb Rabinovitch in seinen Erinnerungen.

Zu dieser Beschäftigung gehört auch die Darstellung der Verelendung breiter Massen, welche der Künstler in mehreren Blättern thematisierte. Im «Krüppel» (Abb. 29) schildert er die körperlichen Verheerungen des Kriegs. Der Fokus liegt ganz auf der bildfüllenden Gestalt, einem einbeinigen, kräftigen Mann mit verwahr-

lostem Kopf- und Barthaar. «Arbeitslos» (Abb. 27) heisst die Darstellung eines desillusionierten, älteren Manns, der wie «Der Krüppel» verloren in eine unbestimmte Umgebung gestellt ist. Kriegsversehrte Bettler (Abb. 28) sitzen und stehen am Rand einer langen Treppe. Den Mann im Vordergrund haben die traumatischen Erlebnisse um den Verstand gebracht. Rabinovitchs Darstellungen sind Dokumente sozialer Umwälzungen; er führte dem Publikum Ausgestossene, Verachtete und Entrechtete vor Augen.

In der Tradition von Goya

Rabinovitch sah seine künstlerische Tätigkeit als «zeichnerisch journalistische Arbeit». ¹⁸ «Der Graphiker hat etwas mitzuteilen, etwas aus seiner Menschlichkeit wiederzugeben», ¹⁹ war seine Überzeugung. Er stellte sich damit in die Tradition von Callot und Goya. Der Lothringer Künstler Jacques Callot wurde 1633 mit seiner Serie von 18 Radierungen namens «Grosser Schrecken des Krieges» berühmt. Fast zwei Jahrhunderte später schuf der Spanier Goya in den Jahren 1810-1814 seine «Desastres delaguerra». Drastisch zeigt Goya die Verbrechen gegen die Menschheit während des Aufstands der Spanier gegen die napoleonische Besetzung und hebt die Gräueltaten auf eine allgemeinere, zeitlosere Ebene als Callot. Er ersetzt dessen bühnenartig arrangierte Kriegsszenen durch nahsichtige Darstellungen geschändeter Menschen. Rabinovitch übernahm von Goya, dessen Radierzyklus er gründlich studiert hatte, ²⁰ den Titel für seine eigene Radierfolge und die zeitlose Ebene; sein Zyklus fiel jedoch weniger drastisch aus als derjenige Goyas. Allen drei Künstlern gemeinsam ist, dass sie den Krieg nicht glorifizieren, sondern seine Grausamkeiten und Verbrechen thematisieren.

Rabinovitch steht mit seiner pazifistischen Grundhaltung und seiner Kunst, die Aufklärung über soziale Not und Ungerechtigkeit bezweckt, auch der engagierten Kunst von Käthe Kollwitz nahe, deren Werke er wohl während seiner Studienzeit in München 1905-1907 kennengelernt hatte. ²¹ In den Darstellungen apathisch wirkender Menschen auf den Schattenseiten der Gesellschaft manifestieren sich zudem Einflüsse seines Aufenthalts in Paris in den Jahren 1912-1914. Der dunkle Bildton, das spannungsreiche Hell-Dunkel und der

zeichnerische Stil von Rabinovitchs Grafiken erinnern stilistisch generell an die französische Grafik des 19. Jahrhunderts. In Honoré Daumier erkannte er wohl einen Seelenverwandten. Insbesondere bewunderte er dessen Hauptwerk «Rue Transnonain, le 15 avril 1834», weil er es als Dokument gegen willkürliche Staatsgewalt verstand. ²² In Paris dürfte Rabinovitch auch die sozialkritischen Illustrationen des gebürtigen Lausanner Künstlers Théophile-Alexandre Steinlen oder Gustave Dorés aus gesellschaftlichem Mitgefühl geschaffene Illustrationen zu Blanchard Jerrolds Buch «London, a Pilgrimage» (1872) kennengelernt haben. In technischer Hinsicht bewunderte er zudem Rembrandts Radiertechnik, seien doch «das ‚einfarbige‘ Hundertguldenblatt [...] oder sein Kreuzigungsblatt von solcher sinfonischer Farbenpracht durchstrahlt», wie er es «bei einem ‚mehrfarbigen‘ Bild» ²³ selten erlebt habe.

Kämpfer für die Menschlichkeit

«Kriege, Revolutionen» haben aus dem jungen «romantischen Träumer und passiven Zuschauer einen andern Menschen mit andern Inhalten gemacht», ²⁴ schrieb Rabinovitch in seine «Tagebuchblätter des Alters». Für ihn war Krieg «ganz allgemein existenzieller Ausdruck der erlittenen Fremdbestimmtheit des Individuums und nicht Anlass zur Analyse gesellschaftlicher Bedingtheiten, die ihn hervorbringen», ²⁵ wie dies Otto Dix oder Georg Grosz mit ihren Kunstwerken bezweckten. Er verzichtete auf die traditionelle «repräsentative Ereignismalerei» ²⁶ in Form von Kriegspanoramen oder auf die Darstellung von Episoden aus dem Truppenalltag, von umsorgten Verwundeten oder gar heldenhaften Luftkämpfen im Stil offizieller Kriegsmaler. ²⁷ Rabinovitch war ein stummer Mitleidender, der in seinen Werken das Alltagsgesicht des Kriegs zeigt. Er idealisierte den Krieg nicht, sondern trat dessen Verharmlosung oder Glorifizierung mit Bildern entgegen, die sich vom konkreten Ereignis entfernten und Allgemeingültigkeit beanspruchten. Gregor Rabinovitch war ein Aufklärer, Aufrüttler, der im Krieg seine Empathie bewahrte und die Menschen mit seinen Bildern hinzuschauen zwang. Der «Nebelspalter» bezeichnete ihn in seinem Nachruf 1958 folgerichtig als «mutigen Kämpfer für Freiheit, Recht, Kultur und Menschlichkeit». ²⁸

Anmerkungen

- 1 Etchings by Gregor Rabinovitch. Ausstellungskatalog. Los Angeles Museum of History, Science and Art 1922, S. 2.
- 2 Rabinovitch, Gregor: Erinnerungen aus Kindheit und Jugend, Zürich 1944, S. 40-46.
- 3 Ebd., S. 38.
- 4 Korazija, Eva: Der Wunsch nach Mitteilung, in: Britschgi, Markus / Fässler, Doris / Korazija, Eva: Gregor Rabinovitch 1884-1958, Luzern 1993, S. 35-44, hier S.38.
- 5 Volkart, Otto (Hg.): Kinderland. Ein Kinderbuch, Zürich 1917. Illustrationen von Rabinovitch auf S. 3, 6,9 und 18.
- 6 Zur Biografie siehe: Britschgi u. a., Rabinovitch (wie Anm. 4), S. 173-175; Linsmayer, Charles: «Ja, das Leben in fremden Ländern». Eine Annäherung an den Künstler und Menschen Gregor Rabinovitch, in: Hausherr, Stefan (Hg.): Traumgestalten. Das Exlibris-Werk von Gregor Rabinovitch, Zürich 2006, S. 8-16.
- 7 Netter schrieb die einleitenden Worte zu Rabinovitchs Mappe mit zehn Exlibris, die Rabinovitch 1922 im Selbstverlag herausgab: Gregor Rabinovitch: Zehn Exlibris-Radierungen. Mit einleitenden Worten von E. W. Netter, Zürich 1922. Netters eigenes Exlibris trägt die Nummer 8 und wurde vom Künstler 1921 entworfen. Vgl. Hausherr, Rabinovitch (wie Anm. 6), S. 86.
- 8 Rabinovitch, Gregor: Tagebuchblätter des Alters, 1950-56 (Typoskript), S. 14.
- 9 Gröger, Herbert: Unserem Mitarbeiter Gregor Rabinovitch zum 70. Geburtstag, in: Nebenspalter Nr. 32,12. 8.1954, S. 6.
- 10 Zu Ehrenstein siehe den Beitrag von Nicole Billeter in diesem Band.
- 11 Britschgi, Markus: Gregor Rabinovitch – Künstler zwischen Ost und West, in: Britschgi u. a., Rabinovitch (wie Anm. 4), S. 19,26.
- 12 Hausherr, Rabinovitch (wie Anm. 6), S. 62 13 Ebd., S. 60.
- 14 Rabinovitch, Gregor: Wo man General Dufours Karten druckte... Die letzte Handdruckerei aus der «guten alten Zeit». Prominente der Werkstatt Feh, in: Tages-Anzeiger 28. 8.1930, S. 11. Siehe auch: A. B.: Gustav Adolf Feh t, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 572,1.4.1937, Mo.-Bl. 2; Hausherr, Stefan: Stichworte zu Gregor Rabinovitchs grafischem Werk, in: Hausherr, Rabinovitch (wie Anm. 6), S. 138 f.; Aeberhard, Alice: Gustav Adolf Feh, Fotograf, Kupferstecher und Poet, 1872-1937, in: SELC Express 82/Dezember (2010), S. 3 f.
- 15 Rabinovitch, Gregor: Künstler und Volk, in: Volksrecht, 21.2.1933, S. 5. Der sozialistische Schriftsteller und Journalist Jakob Bühler hatte Rabinovitch an die «Arbeiterzeitung» vermittelt, für welche dieser noch vor seiner Anstellung bei der satirischen Wochenschrift «Nebenspalter» sozialkritische Karikaturen zeichnete.
- 16 Vogel, Traugott: Thema: der Mensch, der irrende, sich verlierende, sich suchende Mensch. Einleitende Worte zu: Bilderbogen für Erwachsene. 28 Steinzeichnungen von Gregor Rabinovitch, Zürich 1929.
- 17 Rabinovitch, Tagebuchblätter (wie Anm. 8), S. 7.
- 18 Ebd.,S.8.
- 19 Rabinovitch, Gregor: Die Kunst des Radierens, in: Schweizerland 6 (1920), S. 418.
- 19 Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung, Nachlass Gregor Rabinovitch, Schachtel 2, Brief von Gregor Rabinovitch an Stefanie von Bach, datiert 15.1.1915, S. 1.
- 21 Lieure, Jules: Jacques Callot, deuxième partie, T. III, Paris 1927, Nr. 1343; Harris, Tomas: Goya. Engravings and Lithographs, vol. II, San Francisco 2001, Nr. 135; von dem Knesebeck, Alexandra: Käthe Kollwitz. Werkverzeichnis der Graphik, Bd. 2, Bern 2002, Nr. 197. Neben Callot ist Hans Ulrich Franckhs Radierfolge «Schrecken des Krieges» zu erwähnen (1643-1656). Vgl. Boon, Karel Gerard / Scheller, Robert Walter (Hg.): Dürr – Friedrich (German Engravings, Etchings and Woodcuts, ca. 1400-1700, vol. VIII), Amsterdam 1968, S. 167-179, Nr. 25-28.
- 22 Zbinden, Rolf/Albrecht, Juerg: Honoré Daurmier. Rue Transnonain, le 15 avril 1834, Frankfurt 1989.
- 23 Rabinovitch, Kunst des Radierens (wie Anm. 19), S. 419.
- 24 Rabinovitch, Tagebuchblätter (wie Anm. 8), S. 6.
- 25 Halder, Bruno: Menschenbild zwischen den Kriegen, in: Gregor Rabinovitch, 1884-1958. Menschenbild zwischen den Kriegen (Ausstellungskatalog, Graphische Sammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich), Zürich 1982, S. 15; Halder, Bruno: Gregor Rabinovitch: ein verkannter Bekannter, in: Librarium 1 (1983), S. 30. Zu Dix siehe auch: Disasters of War. Callot, Goya, Dix (Ausstellungskatalog, Art Gallery and Museum, Kelvingrove, Glasgow, 1998, Wolverhampton Art Gallery and Museum, 1999), London 1998.
- 26 Paul, Gerhard: Bilder des Krieges. Die Visualisierung des modernen Krieges, Zürich 2004, S. 39.
- 27 Siehe hierzu Beispiele in: Der Erste Weltkrieg. Zeitgenössische Gemälde und Graphik (Veröffentlichungen des Bayerischen Armeemuseums 1), Ingolstadt 1980.
- 28 Verlag und Redaktion, Gregor Rabinovitch, in: Nebenspalter, Nr. 46,12.11.1958, S. 32.

Abbildungsnachweis

Sofern nicht speziell nachgewiesen, stammen die Bilder aus: Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Nachlass Gregor Rabinovitch; die Urheberrechte der abgebildeten Werke liegen bei Silver Hesse, Zürich.

Abb. 2: Ein Opfer, 1915, Radierung und Aquatinta, Blatt 2 der Folge «Schrecken des Krieges». (Aus: Britschgi u. a., Rabinovitch, wie Anm. 4, S.72)



Abb. 3: Verräter, 1915, Radierung und Aquatinta, Blatt 4 der Folge «Schrecken des Krieges».



Abb. 4: Leichenkarren, 1915, Radierung und Aquatinta. (Aus: Britschgi u. a., Rabinovitch, wie Anm. 4, S. 78)





Linke Seite:

Abb. 5: Alter Mann, am Strommasten erhängt, 1916, Holzschnitt.

Abb. 6: Ungebetener Gast, 1917, Radierung und Aquatinta.

Rechte Seite:

Abb. 7: Die Welle, 1918, Lithografie, Blatt 3 der Folge «Die Menge».

Abb. 8: Die Panik, 1918, Lithografie, Blatt 4 der Folge «Die Menge».

Abb. 9: Der Redner 1, 1918, Lithografie, Blatt 1 der Folge «Die Menge».

Abb. 10: Auf der Brücke, 1918, Lithografie, Blatt 5 der Folge «Die Menge».







Linke Seite:

Abb. 11: Ohne Titel, 1918, Radierung.

Abb. 12: Am Abgrund, 1918, Radierung, Kaltnadel.

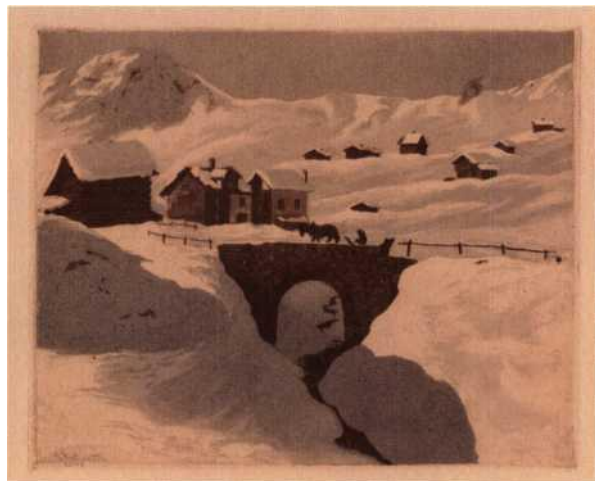
Abb. 13: Arosa, 1916, Aquatintaradierung, koloriert.

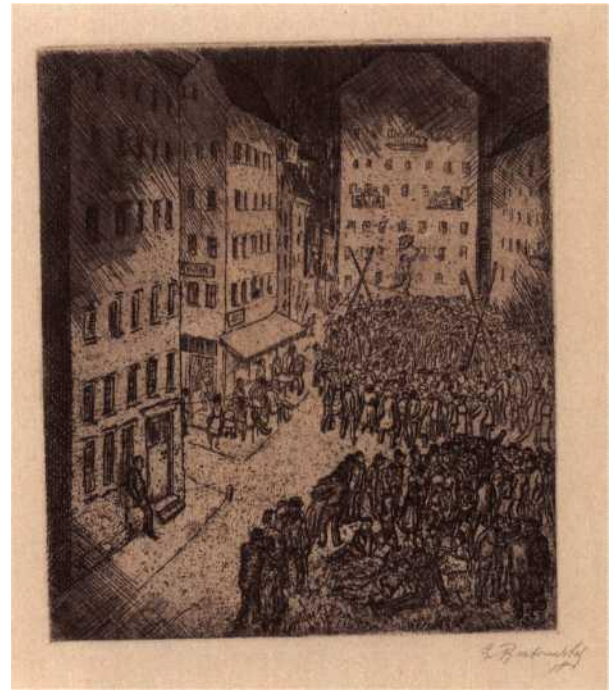
Rechte Seite:

Abb. 14: Heiratsanzeige von Stefanie von Bach und Gregor Rabino- vitch, Januar 1917, Radierung in Braun. (Privatbesitz)

Abb. 15: Drahtseilkünstler vor Zuschauer- menge nachts, 1917, Radierung.

Abb. 16: Menschenmenge beim Beobachten eines Hundes im Was- ser, 1917, Radierung in Braun.







Linke Seite:

Abb. 17: Zwei Musiker, 1917, Radierung. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Firmennachlass Gebr. Feh / Christian Bichsei)

Abb. 18: Herzliche Wünsche für das Friedensjahr 1917 E.W. Netter, 1916, Radierung, Kaltnadel, Roulette. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, PAS 2751, Nr. 20)

Abb. 19: Porträt von Albert Ehrenstein, 1918, Kaltnadelradierung.

Rechte Seite:

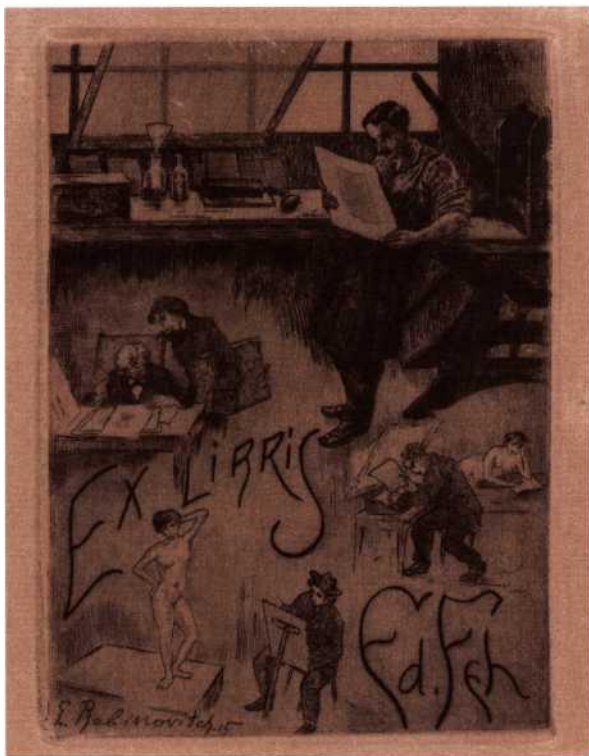
Abb. 20: Exlibris von Eduard Feh, 1915, Radierung.

Abb. 21: Porträt von Gustav Adolf Feh in der Druckerwerkstatt, 1917, Bleistiftzeichnung. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Firmennachlass Gebr. Feh / Christian Bichsei)

Abb. 22: Liebespaar, 1917, Radierung. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Firmennachlass Gebr. Feh / Christian Bichsei)

Abb. 23: Exlibris von Gustav Adolf Feh, 1917, Radierung in Blauschwarz. (Privatbesitz, Schweiz)







Linke Seite:

Abb. 24: Kopfstudie eines Mannes, vermutlich 1924, Bleistift.

Abb. 25: Nacht im Irrenhaus, 1924, Radierung und Kaltnadel.

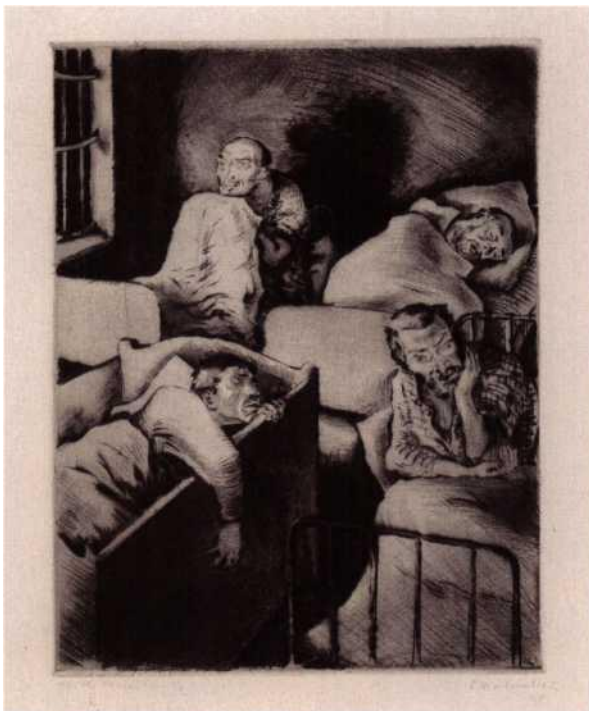
Rechte Seite:

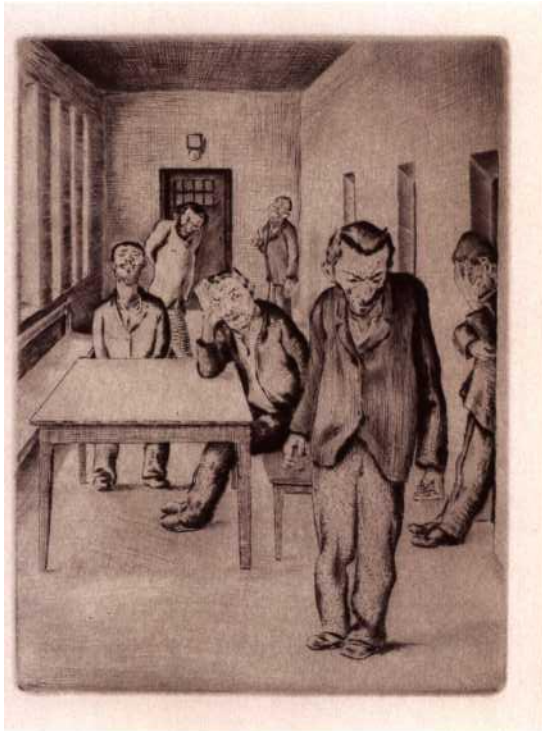
Abb. 26: Tag im Irrenhaus, 1925, Kaltnadel.

Abb. 27: Arbeitslos, vermutlich 1920er-Jahre, Bleistift und Kohle.

Abb. 28: Bettler auf einer Treppe, 1924, Radierung, Kaltnadel.

Abb. 29: Der Krüppel, vermutlich 1920er-Jahre, Radierung, Kaltnadel, Aquatinta.





Innenansicht des 1913 in Zürich
erbauten Luxuskinos «Orient».
Der Beitrag in einer Architekturzeit-
schrift, in der diese Aufnahme er-
schien, ist ein Zeichen dafür, dass
bestimmte Kinos ein gewisses

Renommée erlangt hatten.
(Coulin, Jules: Das Haus Du Pont in
Zürich, in: Die schweizerische
Baukunst 6/18 [1914], S. 309-319,
hier S.315)



Adrian Gerber

Das Kino während des Ersten Weltkriegs und die Ambivalenzen der Filmpropaganda

Nach der Etablierung ortsfester Kinos ab 1906 zuerst in Genf, im Folgejahr in Zürich, Sankt Gallen, Chiasso und anderen Städten prägte der Kinobesuch das Freizeitverhalten breiter Bevölkerungsschichten.¹ Mit der «Narrativierung» des Mediums und dem Aufkommen längerer Produktionen verschwanden in den frühen 1910er-Jahren reine Nummernprogramme weitgehend. Im Spielfilm und im dokumentarischen Filmschaffen entstanden damit auch filmästhetische Konzepte und erzähltechnische Konventionen, die teilweise noch heute von Bedeutung sind. Während in Zeitungen die ersten mehr oder weniger unabhängigen Filmkritiken erschienen, machten bildungsbürgerliche Kinofeinde wie gemeinnützige Gruppierungen, Lehrer oder Kirchenvertreter gegen das populäre Unterhaltungskino mobil. Aufgrund solcher Pressionen installierten Gesetzgeber und Behörden die Filmzensur und andere rechtliche Normen. Als Gegenmassnahme organisierten sich Kinobetreiber und Verleiher in Verbänden und wurden publizistisch aktiv. In den 1910er-Jahren entstanden ausserdem die Grundzüge des modernen Filmmarkts mit Zürich als gesamtschweizerischem Handelszentrum. Im Zeichen des Kriegs entdeckte man die bewegten Bilder zudem als nationales Propagandamittel. Im Krieg führenden Ausland wurde der Film zum ersten Mal auf breiter Front in die amtliche Öffentlichkeitsarbeit eingespannt.

Vom Ladenkino zum Filmpalast und die Vorlieben des Publikums

Bei den frühesten ortsfesten Kinos handelte es sich um kleine, anspruchslose Vorführbetriebe, die mit minimalem Aufwand in ehemaligen Ladenlokalen und dergleichen eingerichtet wurden. Eines der ersten «Ladenkinos» in Zürich war das im Herbst 1907 im Niederdorf an der Mühlegasse eröffnete «Radium». Die Konkurrenzsituation und das Vorhaben, mit gediegenen Lichtspieltheatern verstärkt auch die höheren Einkommens- und Bildungsschichten anzusprechen, führten unter anderem dazu, dass um 1910 in den grösseren und mittleren Städten zunehmend geräumigere und luxuriösere Häuser entstanden, die als Zweckbauten von allem Anfang an auf eine Kinonutzung hin angelegt waren.

In Zürich nahm der erste «Filmpalast», dessen günstigeren Plätze indes für alle Zuschauerschichten erschwinglich waren, am Abend des 25. Oktober 1913 im neu erbauten Haus Du Pont beim Hauptbahnhof seinen Betrieb auf (heute Kino «ABC», dessen Schliessung 2014 bevorsteht).² Die Raumstruktur des Kinos «Orient» orientierte sich an zeitgenössischen Theater- oder Konzertbauten. Insbesondere mit dem Foyer, in dem sich das Publikum aufhalten und austauschen konnte, wurde eine Tradition aus dem Bereich der Hochkultur in die aufstrebende Vergnügungsinstitution integriert. Für die Namensgebung des bis 1920 sicherlich renommiertesten Lichtspieltheaters der Deutschschweiz war übrigens das vornehme, mit orientalischen Motiven verzierte Vestibül der Galerie verantwortlich.

Wie in anderen europäischen Städten zeigten die Zürcher Kinos am Vorabend des Ersten Weltkriegs abwechslungsreiche Mischprogramme. Die knapp zweistündigen Vorstellungen bestanden in der Regel aus einer kurzen Wochenschau und/oder anderen dokumentarischen Aufnahmen, aus meist kurzen Komödien sowie aus einem oder zwei längeren Dramen. Im Lauf der 1910er-Jahre gruppieren sich die kürzeren Nummern zunehmend um einen immer länger werdenden Spielfilm. Dieser fiktionale Programmhöhepunkt wurde nicht zuletzt mit der Spieldauer («Akte») beworben. Besonders beliebt waren Western, Kriminalfilme, Liebes-, Sitten- oder soziale Dramen, historische Stoffe und Kriegsfilm.

Der Kriegsfilm und die Organisation der ausländischen Filmpropaganda

Die visuelle Unterhaltungskultur hatte seit je eine besondere Affinität zum Krieg. In Panoramen etwa, einer Art Vorgängermedium des Kinos, waren immer wieder Kriegsszenen zu bestaunen. Auch dokumentarische wie fiktionale Kriegsfilm waren bereits in der Frühzeit der Kinematografie in Wanderkinos zu sehen. Allem Anschein nach verstärkte sich diese Tendenz im Zug der kriegerischen Konflikte in Nordafrika und auf dem Balkan ab 1911, um mit dem Ersten Weltkrieg nochmals an Kontur zu gewinnen.

Eine wirkliche Neuigkeit während des Ersten Weltkriegs war jedoch der Aufbau einer einigermaßen systematischen, staatlichen Filmproduktion in verschiedenen Krieg führenden Ländern. In Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Österreich-Ungarn und den USA entstanden von 1915 bis 1917 staatliche Produktionsbetriebe oder Unterstützungsstrukturen. In Frankreich zum Beispiel wurde der Service cinématographique de l'armée gegründet.³ In Deutschland ging Ende Januar 1917 aus Vorgängerorganisationen das Bild- und Filmamt (BuFa) hervor, das der Militärischen Stelle des Auswärtigen Amts, einem Organ der Obersten Heeresleitung, unterstellt war.⁴

Die Filmproduktionen der amtlichen Stellen werden gemeinhin zu den Propagandafilmen gezählt.⁵ Ziel der verschiedenen Staaten war es, Filme im Verbund mit anderen medialen Erzeugnissen zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu nutzen. Man hatte erkannt, dass der Film oder das Kino ein sehr wirkungsmächtiges Propagandamittel sein konnte. Generell sollte die (Film-)Propaganda erstens die von zunehmenden Versorgungsproblemen und Gefallenzahlen bedrohte Kriegsunterstützung und Opferbereitschaft an der Heimatfront und im Schützengraben sicherstellen. Zweitens war die öffentliche Meinung in befreundeten und neutralen Staaten günstig zu stimmen.

Die Schweiz hatte für die Propagandabestrebungen der verschiedenen Staaten eine besondere Bedeutung: geografisch inmitten der Krieg führenden Nationen gelegen, war der neutrale Kleinstaat nicht nur ein Zentrum diplomatischer und nachrichtendienstlicher Aktivitäten, sondern auch eine Art «öffentliche Tribüne» – die hier

Gängige Zürcher Kinoprogramme der Jahre 1913 und 1916. Der Programmzettel des Kinos «Radium» machte auf ein Wochenprogramm aus kürzeren und längeren französischen, US-amerikanischen und deutschen Produktionen aufmerk-

sam; der Flyer des Kinos «Olympia» warb für einen bunt gemischten Spielplan unterschiedlicher fiktionaler und dokumentarischer Genres. (Stadtarchiv Zürich/ Baugeschichtliches Archiv; Schweizerisches Sozialarchiv, KS 70/10a-Z2)

Lichtspieltheater-Genossenschaft

Olympia-Kino

MERCATORIUM Bahnhofstrasse 51
Eingang Pelikanstr.
Vornehmstes Lichtspiel-Theater

Programm

von Donnerstag den 30. März bis inkl. Mittwoch 5. April 1916

1 **Die schwarzen Truppen im Kriege**
Französische Aktualität

2 **Sie ist romantisch
veranlagt!**
Köstliches Lustspiel
Grosser Lacherfolg!

3 **Der Apfelwein**
Interessante Aufnahme

4 **Das Rätsel**
von Sensenheim!
Kriminalistische Enthüllungen nach dem berühmten
Roman von G. Woysew in noch nie gezeigter,
ganz eigenartiger Darstellung
Von ersten Künstlern gespielt
Spannend vom Anfang bis zum Ende!

Anfang der Vorstellungen:
Wochentags punkt 8 Uhr, Schluss 10¹⁵ Uhr, Feiertage 2¹⁵—10¹⁵ Uhr
An Wochentagen werden, nach Zeit und Möglichkeit weitere Extraeinlagen
angeführt
Ab 9¹⁵ Uhr gelangt nach dem ganze Programm zur Vorführung
Programm-Änderungen vorbehalten DIE DIREKTION

Preis 0 Cts

KINO RADIUM

INH.: C. SIMON
Geöffnet: Wochent. 9¹⁵ bis nach 10 Uhr | Limmatquai, Eingang Mühlegasse
Samstag u. Sonntag v. 3 bis nach 10 Uhr | ZÜRICH I

Sensations-Programm

vom 22. bis 29. Oktober 1913

Die Eclair Revue

bringt uns das neueste aus aller Welt

Der Preiskorb

Komisch

Die Feuertaufe

Eine Kriegsepisode in 3 Akten
Spannendes Drama von Anfang bis Ende

Spieldauer 1 Stunde | Neu für Zürich!

Chesters Heldentaten

Komisch

Briefe an die Mutter

Ergreifendes Drama eines
Minen-Arbeiters

Der Gaskontrollleur

Urkomisch

Programm-Änderung vorbehalten
Jeden Donnerstag Programmwechsel

Eintritts-Preise: I. Platz 1 Fr., II. Platz 80 Cts.
III. Platz 50 Cts.
Vereinsmitglieder mit Ausweis, Militär und Studenten
haben Ermässigung: I. Platz 50 Cts., II. Platz 50 Cts.
Ermässigung-Billets haben nur Wochentags Gültigkeit.

debattierten Themen und Meinungen wirkten weit über die Landesgrenzen hinaus.⁶ Die Propagandisten aller Kriegsparteien sorgten denn auch dafür, dass in der tendenziell germanophilen Deutschschweiz sowie in der lateinischen Schweiz, die mit der Entente sympathisierte, reichlich Propagandamaterial im Umlauf war.

Um eine gezielte Verbreitung der amtlich produzierten Filme sicherzustellen, etablierten alle Krieg führenden Mächte eigene Propagandaorganisationen. Im September 1916 beauftragte das Auswärtige Amt in Berlin den weltgewandten, deutschen Adligen und Kunstkenner Harty Graf Kessler, eine der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft unterstehende Arbeitsstelle für die sogenannte Kulturpropaganda in der Schweiz aufzubauen. Kessler ging es konkret darum, «Theater, Musik, Kunst (namentlich unser Kunstgewerbe), auch Variété und hübsche Mädchen her[z]u bringen», wie er in sein Tagebuch notierte.⁷ Seine Abteilung K, die über eigene Büros in Bern und Zürich verfügte und recht gut ausgestattet war, organisierte Ausstellungen (etwa diejenige des Deutschen Werkbunds inklusive Modenschau in Bern 1917), hochkarätige Theateraufführungen und Konzerte sowie den Betrieb mehrerer Variétés und Kabarets; überdies entfaltete Kessler auf Anregung Erich Ludendorffs eine umfangreiche Tätigkeit im Filmbereich.⁸ Kessler schaffte es bis Ende 1917, durch Strohmänner und Tarnfirmen in den Besitz eines Zürcher Filmverleihs und von elf deutschschweizerischen Kinos zu gelangen, darunter den Zürcher Theatern «Roland» (Langstrasse), «Central» (Weinbergstrasse), «Eden» (Rennweg) und dem zuvor erwähnten «Radium». Damit übte das deutsche Auswärtige Amt bis zum Kriegsende einen nicht unerheblichen Einfluss darauf aus, was das Deutschschweizer Publikum im Kino zu sehen bekam.

Auch die anderen Staaten richteten Arbeitsstellen ein, die den diplomatischen Vertretungen angegliedert waren oder in deren Umfeld operierten. Für Österreich-Ungarn war schon früh der Militärattaché mit filmischer Propaganda beschäftigt. Frankreich betrieb für die Presse-, Bildaushang- und Filmpropaganda ein Pressebüro,

Spektakuläre Bilder in «Graf Dohna und seine Möwe» (D 1917). Die rund fünfminütige Sequenz mit der Versenkung der britischen

«Georgie» wird mit einem Zwischentitel eröffnet und endet mit der Aufnahme des untergehenden Schiffs. (Collection EYE)

dessen Filmverantwortlicher Mitte 1916 tätig wurde. Grossbritannien scheint sich zumindest teilweise der französischen Strukturen bedient zu haben. Für Italien besorgte ab 1917 ebenfalls die Gesandtschaft die entsprechenden Arbeiten. Erst im Lauf des Jahres 1918 hatten die USA mit der Frauenrechtlerin Vira Boarman Whitehouse eine Abgesandte des Committee on Public Information in Bern. Anders als Deutschland verfügten diese Länder in der Schweiz höchstwahrscheinlich weder über einen eigenen, professionell betriebenen Filmverleih noch über eigene Kinos. Stattdessen arbeiteten sie eng mit Schweizer Verleihfirmen zusammen.⁹

Die «heldenhafte Kreuzfahrt» des Grafen Dohna

Einer der längeren Propagandafilme, die das BuFa in seinem Gründungsjahr herausbrachte, war «Graf Dohna und seine Möwe» (D 1917). Die festliche Uraufführung des gut einstündigen Werks fand am 2. Mai 1917 vor geladenen Gästen aus Politik und Militär im Deutschen Opernhaus in Berlin statt.¹⁰ Die dokumentarische Filmproduktion über den Krieg zur See war aussergewöhnlich und hatte eine einzigartige Entstehungsgeschichte. Als Reaktion auf die generelle Überlegenheit der britischen Seestreitkräfte und die britische Blockade in der Nordsee führte Deutschland vor allem mit U-Booten einen Handelskrieg gegen Grossbritannien und seine Verbündeten, versenkte Frachter der Entente und auch solche unter neutraler Flagge. Über Wasser setzte die Kaiserliche Marine sogenannte Hilfskreuzer ein, ursprünglich für zivile Zwecke erbaute Schiffe, die mit Bewaffnung versehen und oft getarnt feindliche Schiffe aufbrachten. Unter dem Kommando von Nikolaus Graf zu Dohna-Schlodien versenkte die S. M. H. «Möwe» zahlreiche Schiffe und gilt als erfolgreichster von insgesamt knapp 20 deutschen Hilfskreuzern des Ersten Weltkriegs.¹¹ Auf ihrer zweiten Feindfahrt von November



1916 bis März 1917 hatte der Erste Offizier, Kapitänleutnant Friedrich Wolf, eine Kamera mit im Gepäck, die er während der gesamten Reise eifrig benutzte. Zurück im Heimathafen Kiel, verkaufte Wolf seine noch unentwickelten Amateuraufnahmen und die Auswertungsrechte für 100'000 Mark an das Bufa. Nachdem das Amt den Film montiert und mit Zwischentiteln versehen hatte, wurden die Vertriebsrechte für den gleichen Betrag sowie eine Gewinnbeteiligung an die kommerzielle Projektionsgesellschaft «Union» abgetreten.¹²

Im Wesentlichen zeigt der Film über die «heldenhafte [...] Kreuzfahrt» der «Möwe» die Versenkung von 15 Schiffen in repetitiver Folge.¹³ Die meist britischen Frachter werden in der Regel angehalten, dann setzen Boote zur Kontrolle der Schiffspapiere und Ladung über, die feindlichen Besatzungen werden an Bord der «Möwe» geholt und die Schiffe anschliessend durch Sprengung, Beschuss oder Torpedierung versenkt. Die von der Commission for Relief in Belgium gecharterte «Samland» darf ihre Fahrt aus den USA hingegen fortsetzen und in einem anderen Fall wird ein Schiff beschlagnahmt und mit mehreren 100 Gefangenen nach Deutschland gesandt. Zwischen die Schiffsversenkungen sind Aufnahmen vom Leben an Bord geschnitten: Offiziere auf der Brücke, Freizeitaktivitäten, eine Äquatortaufe und dergleichen. Die nüchtern gehaltenen Zwischentitel nennen Herkunftsland und Name der angehaltenen Schiffe, deren Tonnage, Ausgangs- und Zielhafen sowie die Ladung, die oft als «Bannware», ein völkerrechtlicher Begriff für kriegswichtige Güter, bezeichnet wird. Ausserdem erklären die Texttafeln des Films gewisse Arbeitsabläufe oder weisen auf Details wie die

Bewaffnung einiger Frachtschiffe hin, die im Bild zu sehen sind. Die textlichen Erläuterungen sind unter anderem notwendig, weil der Film, wie im dokumentarischen Filmschaffen dieser Jahre üblich, durch die rudimentäre Montage auf der bildlichen Ebene nur sehr zurückhaltend Bezüge zwischen den (eher langen) Einzeleinstellungen zu schaffen vermag.

«Graf Dohna und seine Möwe» war eine Sensation und hob sich von den gewohnten, meist gestellten Kriegsaufnahmen ab.¹⁴ Die militärischen Erfolge der «Möwe» wurden aber nicht bloss im Medium des Films propagandistisch und kommerziell ausgeschlachtet. Bücher, Zeitungsberichte oder Ansichtskarten des Kaperschiffs und seines Kapitäns erschienen und zirkulierten mitunter weltweit.

Der Schiffbruch der «Möwe» ...

Die Vertriebsfirma «Union» liess sich von Harty Graf Kesslers amtlicher Propagandaorganisation für die Schweizer Verwertungsrechte von «Graf Dohna und seine Möwe» reich entschädigen. Wirtschaftlich gesehen nicht zu Unrecht, wie sich nach der schweizerischen Erstaufführung vom Mittwoch, dem 9. Mai 1917, im Zürcher Nobelkino «Orient» herausstellte: der Film war ein voller Publikumserfolg. In der Stadt Zürich wurde «Graf Dohna» an insgesamt 32 Spieltagen aufgeführt und – konservativ geschätzt – von 13'000 Besuchern gesehen, was etwa einem von zehn Stadtzürchern im damals «kinofähigen» Alter ab 15 Jahren entsprach. Vorstellungen in verschiedenen Deutschschweizer Ortschaften folgten.

Wie in Deutschland stellte die intensive Filmreklame in Branchenpresse und Zeitungen auch hierzulande den sensationellen Charakter der Filmaufnahmen heraus. Des Weiteren unterstrichen Ankündigungen für den Film die Kühnheit des Grafen Dohna und machten auf die Gefahren der Kaperfahrt aufmerksam, in die sich die Besatzung der «Möwe» und insbesondere der Kameramann begeben hatten. Schweizer Kinobetreibern und dem Publikum war dabei klar, dass es sich um einen «amtlichen» Propagandafilm handelte.¹⁵

Eine erste Ahnung, dass der Film in der Schweiz nicht ganz so aufgenommen würde, wie man es in Berlin vorgesehen hatte, vermittelte ein Brief, der schon in der ersten Spielwoche das Kaiserlich Deutsche Konsulat in Zürich und – von diesem weitergeleitet – die Gesandtschaft in Bern erreichte. Ein in Zürich lebender Deutscher brachte seine Sorge darüber zum Ausdruck, dass sich «einsichtige ältere deutsche und neutrale Herren» abfällig über den Film äusserten: «In einer Zeit, wo Deutschland nicht allein grosse Nahrungssorgen hat, ist die Aufführung des Films, in welchem fast nur Dampfer und Segler versenkt werden und in dem man auch etwas von der Unterhaltung lustiger Art auf der ‚Möve‘ selbst sieht, den deutschen Interessen in der Schweiz recht wenig nützlich.»¹⁶ Ausserdem kämen im Film die Rechtfertigung solcher Versenkungen und die ständige Gefahr, in der sich die «tapferen [deutschen] Seeleute» befänden, zu wenig zum Ausdruck.

Es ist bemerkenswert, dass die Filminserate, die gewissermassen als Rezeptionsvorgabe an das Publikum die Gefahrenlage hervorhoben, und der Film selbst, der mehrfach die Bewaffnung der gegnerischen Schiffe und die rauen Bedingungen auf hoher See ins Bild rückte, eine nachteilige Lesart des Films in diesem Punkt nicht verhindern konnten. In seiner Antwort an den besorgten Landsmann tritt der Kaiserliche Legationssekretär alle angesprochenen Probleme einfach ab. Das kann als Vorzeichen dafür gelesen werden, dass die weitere Auswertung des Seekriegsfilms in der Schweiz noch gründlich Schiffbruch erleiden würde und die Verantwortlichen nicht in der Lage waren, angemessen darauf zu reagieren.

Ende Mai folgte ein erster, ernst zu nehmender Rückschlag, der auch auf höchster Ebene in Berlin registriert wurde. Im «Journal de Genève» erschien eine in

pathetischem Ton gehaltene Glosse, die zunächst darüber berichtete, dass in der Schweiz aktuell ein deutschfeindlicher Film über die «Möwe» gezeigt würde. Der Streifen sei für die Geheimarchive der deutschen Marine an Bord des Hilfskreuzers aufgenommen worden, dann aber durch einen unbekanntem Kunstgriff in die Hände der Entente gelangt und von dieser zur Illustration der verwerflichen deutschen Seekriegsführung als «propagande ingénieuse» in die Kinos gebracht worden. Der Film und die darin erkennbare deutsche Unmenschlichkeit stosse auf Empörung.¹⁷ Genannt wird die Versenkung stolzer Schiffe und ihrer aus Rohstoffen, Nahrungsmitteln und lebendem Vieh bestehenden Ladungen, unterbrochen von den Belustigungen und sportlichen Aktivitäten der Matrosen. Erst in den letzten Abschnitten klärt der Text darüber auf, dass es sich in Wahrheit um einen deutschen Propagandafilm handle, der die Siege der «Möwe» preise. Dieser geschickte rhetorische Kniff liess einerseits die zuvor geschilderten Taten der «Möwe»-Crew und, allgemeiner, die deutsche Haltung im (Handels-)Krieg in den Augen des Lesers als noch verabscheuungswürdiger erscheinen. Andererseits überzog der – wie sich zeigen wird, durchaus weitsichtige – Autor das deutsche Propagandaunternehmen mit beissendem Spott.

Über den Nachrichtendienst der Marine gelangte im Juni zudem ein detaillierter Bericht eines deutschen Geheimagenten nach Berlin. Der Agent H 35, der besonders gute Verbindungen zu «den ersten Kreisen» der Schweiz unterhielt, war der Auffassung, dass der «Möwe»-Film beim Schweizer Publikum und selbst in deutschfreundlichen Kreisen «nicht fördernd für Deutschland, sondern eher abstossend» wirke.¹⁸ Wiederum wurden die bekannten Kritikpunkte angeführt: «Für das ausländische Publikum fehlt [...] die Begründung und die Rechtfertigung. Psychologisch erscheint es als ein Fehler, dass der Zuschauer den Eindruck empfängt, die Möwe betreibe die Versenkung schöner, bei ihrem Untergang wie ein sterbendes, lebendes Geschöpf ergreifend wirkender Schiffe, gewissermassen als Sport, und ohne jegliche eigene Gefahr.» Die zahlreichen «auf eine knappe Stunde zusammengedrängten Versenkungen» hinterliessen Erschütterung und «den Eindruck wahllos um sich herum wirkender Zerstörungswut». Viele Schweizer hätten sich nicht nur an der Vernich-

Menschlichkeit im Krieg? Die Zwischentitel in «Graf Dohna» beschreiben häufig das nachfolgende Geschehen, hier die Rettung einer gegnerischen Schiffsbesatzung. (Collection EYE)



Anzeige des amtlich-deutschen Filmverleihs in der schweizerischen Branchenpresse. Den als Interpretationshilfe für den Film vorgegebenen Wortlaut übernahmen Kinobetreiber in ihren lokalen Zeitungsinserten.

(Insertat, in: Kinema 7/19 [12.5.1917], S. 7/ Schweizerische Nationalbibliothek)



«nützliche[r] Ware» gestossen, sondern auch daran, «dass der Kapitän der Möwe mit einem anderen Kapitän zusammen lebhaft auflachend auf der Schiffsbrücke steht, während ein torpediertes Schiff versinkt», und «dass die Mannschaft sich in der Zwischenzeit zwischen so ernsten Vorgängen mit Spässen unterhält». Stattdessen hätte der Film die Verwundbarkeit der «Möwe» deutlicher machen müssen, geradeso wie der Umstand, «dass dieser Versenkungskrieg eine Handlung der Notwehr ist, hervorgerufen durch den brutalen Aushungerkrieg Englands gegen [...] Frauen und Kinder».

Die bis ins Detail gehende Übereinstimmung dieser voneinander unabhängigen Einschätzungen der Schweizer Rezeption von «Graf Dohna» ist frappant. Damit liegt ein starkes Indiz für das effektive Scheitern der propagandistischen Intention des Films vor. Die Produzenten hatten mit ihrem Werk ursprünglich versucht, sowohl die militärischen Erfolge der «Möwe» im Handelskrieg zu feiern als auch – vielleicht zwecks Korrektur des Fremdbilds über den deutschen Militarismus – eine ungezwungene, sympathische Mannschaft darzustellen. Darüber hinaus war es ihnen ein Anliegen gewesen, in

den sachlichen Zwischentiteln die Rechtmässigkeit der Angriffe aufzuzeigen, die ja – alles andere als wahllos – gezielt gegen Bannware transportierende und teilweise bewaffnete Schiffe gerichtet waren. Die dargestellte Nachsicht im Umgang mit den feindlichen Crews hatte neben dem allgemein menschlichen ebenfalls einen völkerrechtlichen Anknüpfungspunkt. Im Grund lancierte der Film eine etwas nüchterne Kampagne, welche die Einhaltung des Seekriegsrechts auf deutscher Seite beteuerte. Ausserhalb Deutschlands hingegen bedauerten Zuschauer die Zerstörung lebenswichtiger Güter und identifizierten sich beim Anblick der stolzen, sinkenden Schiffe auf einer eher emotionalen Ebene mit den bemitleidenswerten Opfern der «Möwe». Mancherorts wurde «Graf Dohna» im hochgradig emotionalisierten und offenbar übermächtigen diskursiven Kontext deutscher Kriegsgräuel rezipiert und zuweilen auch bewusst dort eingeordnet, wie der Beitrag im «Journal de Genève» zeigt. Wo nicht grundsätzlich negativ geprägte Einstellungen gegenüber Deutschland vorherrschten, machte der Film statt am erwünschten völkerrechtlichen Diskurs an pazifistischen Vorstellungen von der sinnlosen

Zerstörungswut des Kriegs fest und befeuerte diese. Solchen Mechanismen standen die deutschen Propagandisten machtlos gegenüber. Ganz abgesehen von den politischen Implikationen befriedigte der spektakuläre Film auch populäre Informations- und Unterhaltungsbedürfnisse; darauf deuten die Ausrichtung der Reklame und die hohen Schweizer Zuschauerzahlen hin.

Bei dieser Lage der Dinge musste die Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amts, dem die Auslandspropaganda unterstand, aktiv werden. Unterstützt vom Bufo, erliess sie am 21. Juni 1917 ein Aufführungsverbot für «Graf Dohna» in der Schweiz. Das passte Graf Kessler ganz und gar nicht, Hauptgrund war wohl der erwartete Ertragsausfall für seine Verleihfirma in der Schweiz. Er liess seine Beziehungen spielen. Ende Juni erreichte er es mit zahlreichen Schreiben, immerhin die bestehenden Verträge erfüllen zu dürfen. Ausgenommen waren hierbei Vorführungen in der Westschweiz, die mit allen Mitteln verhindert werden sollten. Ab diesem Zeitpunkt beliess Kessler den offensichtlich kontraproduktiven Film aus wirtschaftlichen Gründen noch ganze drei Monate im Umlauf, wobei gewisse Berliner Stellen der Meinung waren, Kessler verstosse damit gegen Dienstabweisungen. Spätestens im Oktober gingen die zwei Vorführkopien des Films nach Berlin zurück.

Dieses Propagandadesaster liess die deutschen Stellen vorsichtig werden. Die grossen Nachfolgeproduktionen über die deutsche Seekriegsführung, «Der magische Gürtel» (D 1917, Bufo, Hans Brennen) und «U-Boote heraus» (D 1917, Bufo), die im gleichen Jahr produziert wurden,¹⁹ waren nach den gemachten Erfahrungen für die Schweiz während des Kriegs tabu.

... und ihre Wiederauferstehung

Mit dem Rückruf war die Karriere von «Graf Dohna und seine Möwe» jedoch nicht beendet; das Comeback des Films sollte von den USA aus erfolgen. Terry Ramsaye kolportierte in einem der frühesten filmhistorischen Werke die Vorgeschichte zur Wiederaufführung des Films folgendermassen. Ariel Varges, ein gewiefter Kameramann bei der International Newsreel Corporation von William Randolph Hearst – und als «gentleman officer» des britischen Heers auch nachrichtendienstlich



tätig –, habe die lange gesuchte Produktion Anfang 1920 in einem dunklen Winkel einer europäischen Hauptstadt aufgespürt. “[The film] was in the possession of a German secret agent. The agent had an innamorata fair but approachable. She had another gallant friend who was a chauffeur, and the chauffeur, naturally, had several friends, all fair. Captain Varges bought a lot of wine and displayed gold money.”²⁰ Kurz darauf erreichte eine Kopie des Films in britischem Diplomatengepäck New York.

Möglicherweise kommt Ramsayes filmhistorische Anekdote den tatsächlichen Ereignissen recht nahe, denn deutsche Akten belegen, dass sich Ende 1919 ein «Mr. Varges von der International Film Service Co.» beim Auswärtigen Amt und bei der Reichsfilmstelle intensiv um den Erwerb von «Graf Dohna» und des in seiner Anlage vergleichbaren U-Boot-Films «Der magische Gürtel» bemühte.²¹ Vor dem Hintergrund, dass der «Möwe»-Film deutschen Interessen «bekanntlich im neutralen Auslande sehr geschadet» habe und dass die zweitgenannte Produktion genau zu dieser Zeit in einer widerrechtlich erworbenen und inhaltlich überarbeiteten Fassung in London lief, wurden Varges’ Anfragen negativ beantwortet. Damit fand sich der Wochenschaumann und Agent offensichtlich nicht ab.

Die erbeuteten Filmaufnahmen von der Kaperfahrt der «Möwe» waren ein journalistischer Scoop. Sie wurden im April 1920 zunächst in mehreren Ausgaben von Hearsts «International Newsreel» verwendet, dann als längerer, nur minimal veränderter Film in die Kinos der USA und anderer Länder rund um den Globus gebracht. Es fällt auf, dass der sensationelle Film international

Gut gelaunte deutsche Offiziere auf Beobachtungsposten (hinten rechts Nikolaus zu Dohna-Schlodien). Diese Aufnahme war zwischen Bilder der Sprengung und des Sinkens der britischen «Duchess of Cornwall» montiert: ein visueller Bezug, der in der Schweiz provozierte. (Collection EYE)

Vergnügungen an Deck der «Möwe». Diese Einstellungen fehlen in den überlieferten Filmfragmenten, sie blieben aber als Standbilder in einer Begleitpublikation zum Film erhalten. (Brennert, Graf Dohna, wie Anm. 13)



nicht ausgesprochen deutschfeindlich angekündigt oder besprochen wurde.

Nachdem Hearsts Film unter dem Titel «Les exploits du pirate allemand Möwe» Anfang 1921 in Frankreich gelaufen war, tauchte die Produktion mit gleicher Beteiligung Mitte März zunächst in Genf auf. Auch in der Schweiz wurde in Ankündigungen der sensationelle Charakter der dokumentarischen Aufnahmen hervorgehoben. Dennoch führte der Film hierzulande zu politischen Komplikationen. Offenbar waren dem Hearst-Film irgendwo auf seinem Weg in die Westschweiz, vermutlich in Frankreich, neue französischsprachige Zwischentitel mit deutlich antideutscher Tendenz verpasst worden. Als die Deutsche Gesandtschaft in den letzten Märztagen 1921 von geplanten Aufführungen vom 1. bis zum 7. April im Kino «Lumen» in Lausanne erfuhr, setzte sie umgehend die nötigen diplomatischen Hebel in Bewegung, um die Vorführung des ursprünglich aus eigener Produktion stammenden Propagandafilms nach Möglichkeit zu verhindern! Wahrscheinlich am 31. März wandte sich die Gesandtschaft an das Eidgenössische Politische Departement, den regulären Ansprechpartner für diplomatische Angelegenheiten. Sie empörte sich darüber, dass die «Möwe» im Filmtitel als Piratenschiff bezeichnet wurde und dass die Zwischentitel «nicht nur die deutsche Seekriegsführung, sondern Deutschland allgemein beschimpfende Stellen» enthielten.²² Gleichentags erging eine Aufforderung aus dem

Politischen Departement an das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement: «Wir wären Ihnen [...] dankbar, wenn sie in Lausanne die Ihnen geeignet erscheinenden Schritte unternehmen wollten, damit diese Aufführung untersagt werde.»²³ Mit «Lausanne» war das kantonale Justiz- und Polizeidepartement gemeint, das seinerseits die lokalen Behörden anwies, auf der Grundlage des kantonalen «Arrêté concernant les cinématographes» vom 17. Juni 1916 aktiv zu werden, dessen Artikel 10 «spectacles contraires à la morale ou à l'ordre publics» verbot.²⁴ In Lausanne liess man sich offenbar ein paar Tage Zeit und erliess dann Schnittauflagen für die inkriminierten Stellen. Erst am 7. April, dem letzten Spieltag des Films, wurde dies nach Bern zurückgemeldet, worauf das Politische Departement sogleich die Deutsche Gesandtschaft benachrichtigte, die sich ihrerseits für die «liebenswürdige Vermittlung» bedankte.²⁵ Schon in der Kriegszeit war man bei diplomatischen Beschwerden so vorgegangen. Die Gründe, warum damals nicht eidgenössisches Notrecht, sondern die regulären kantonalen und kommunalen Zensurgesetze zur Anwendung kamen,²⁶ liegen meines Erachtens primär in einer Überforderung der eidgenössischen Kontrollkommission mit dem Kino und mit dem Film als Gewerbe beziehungsweise als Medium. Sekundär mag eine föderalistische Rücksichtnahme auf die Kantone und die öffentliche Meinung in den Sprachregionen eine Rolle gespielt haben.

Unwägbarkeiten filmischer Propaganda

Die schweizerische Aufführungsgeschichte von «Graf Dohna und seine Möwe» zeigt exemplarisch, dass Propaganda im damals noch neuen Medium Film – und vielleicht auch generell – eine diffizile Angelegenheit war. Der mit spektakulären Bildern aufwartende Film gehörte, was die Zuschauerzahlen anbelangt, ironischerweise zwar zu den «erfolgreichsten» Propagandafilmen der Kriegszeit, brachte aber entgegen der Intention seiner Erschaffer viele Menschen in der Schweiz dazu, sich Gedanken über die negativen Auswirkungen des Kriegs zu machen oder gar die Methoden der deutschen Seekriegsführung in Zweifel zu ziehen. Besonders die Einordnung des Films in den mächtigen Diskurs über deutsche Kriegsgräuere war verheerend. Die deutschen Propagandisten waren über die Problemlage schon früh im Bild, jedoch nicht in der Lage, die Rezeption des Films, der in Begleitpublikationen kommentiert und medial in einem kommunikativen Gesamtzusammenhang stand, in die erwünschten Bahnen zu lenken. Es blieb die Ultima Ratio eines Rückrufs des zutiefst kontraproduktiven Werks.

Auch die internationale Wiederaufführung des nur geringfügig überarbeiteten Films in der Nachkriegszeit und der deutsche Widerstand dagegen in der Schweiz machen deutlich, dass die Wahrnehmung und damit die mutmasslichen Wirkungsmöglichkeiten von Filmen eng an den historischen Rezeptionskontext gebunden und folglich variabel waren. Ebenso unberechenbar wie die filmischen Wirkungsweisen waren die Zensurmassnahmen der Schweizer Behörden gegen neutralitätspolitisch heikle Filme. Die Fallstudie deutet des Weiteren darauf hin, dass propagandistische Intention und kommerzielle Profitabsicht im Filmschaffen einesteils machtvoll vereint auftraten – ebenso kooperierten staatliche Stellen und private Akteure symbiotisch –, anderenteils zwischen diesen unterschiedlichen Zielsetzungen beziehungsweise Beteiligten auf den verschiedenen Ebenen von Produktion, Verbreitung und Aufführung auch scharfe Interessengegensätze aufbrechen konnten.

Filmpropaganda, wie Propaganda überhaupt, war in der Regel dort fruchtbar, wo ihre Saat auf einen gut vorbereiteten Boden fiel. Die amtlichen Filme der Kriegführenden Staaten mögen im Sinn eines «preaching to

the choir» gewisse Effekte erzielt haben, wo sie an die vorherrschende öffentliche Meinung eng anzuschliessen vermochten. Harry Graf Kessler, der deutsche Verantwortliche für Kulturpropaganda in der Schweiz, resümierte in seinem Tagebuch den Ertrag und das Grundproblem seiner propagandistischen Tätigkeit in Anlehnung an ein Gespräch in Bern mit dem deutschen Gesandten Konrad Gisbert Wilhelm von Romberg: «Mit Romberg spazieren. Die ganze Propagandafrage mit ihm besprochen. Sein Standpunkt: diese Tätigkeit sei für das Amt neu gewesen, wir hätten wertvolle Erfahrungen gesammelt, trotz Schwankungen in der Wirkung sei letzten Endes ein positives Plus nicht zu bezweifeln. Selbstverständlich könne Propaganda immer nur eine Beihilfe sein, die ohnehin vorhandene Stimmungen verstärke. Ganz meine Ansicht.»²⁷

Anmerkungen

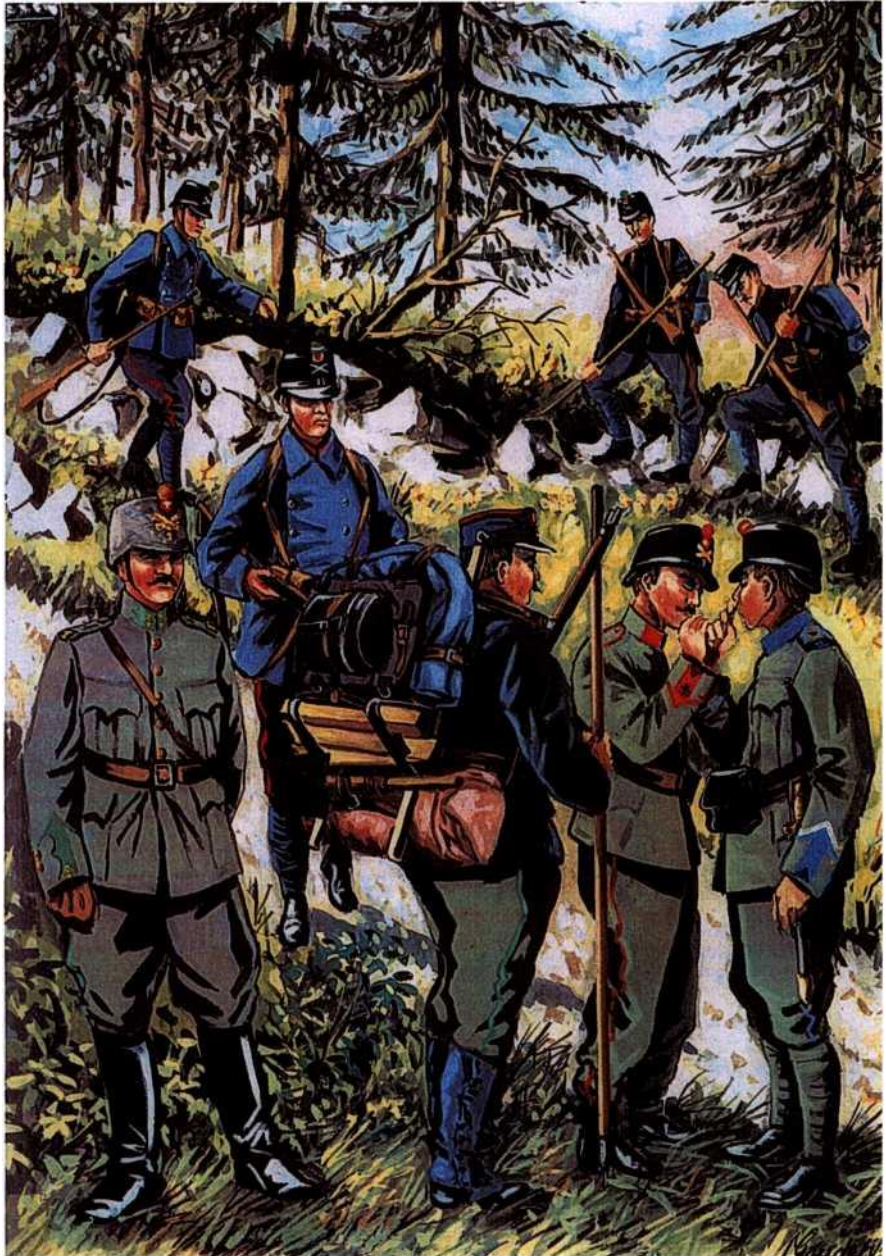
- 1 Den Kern des vorliegenden Aufsatzes macht eine quellennahe Fallstudie aus. Aus Platzgründen werden Quellenbelege jedoch eher sparsam verwendet. Die Untersuchung gründet auf folgenden Archivbeständen: Akten des deutschen Auswärtigen Amtes, (Bundesarchiv (BA), Berlin, R 901,71197, 71199,71940,71942,71944,71946, 71948-71956,71967-71970,71975,72601; Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA AA), Berlin, Bern 18, Bern 1375, Zürich 86); Akten des Eidgenössischen Politischen Departements und der Eidgenössischen Pressekontrollkommission (Schweizerisches Bundesarchiv [BAR] Bern, E27 1000/72113586, E27 1000/72113898, E2001A1000/45 798, E2001B 1000/1502 556) sowie auf einem der überlieferten Fragmente des Films «Graf Dohna und seine Möwe» (EYE Film Instituut Nederland, Amsterdam). Des Weiteren wurde die schweizerische Filmfachzeitschrift *Kinema* (<http://www.film.uzh.ch/kinema>), die Neue Zürcher Zeitung und das Tagblatt der Stadt Zürich sowie weitere nationale und internationale Periodika ausgewertet. Die vollständigen Verweise werden in meiner Dissertation über die politischen Debatten zum Schweizer Kino der 1910er-Jahre nachzuschlagen sein, erscheint voraussichtlich 2015.
- 2 Die Eröffnung des Orient Cinema, in: Tages-Anzeiger, 28.10.1913, o.S.
- 3 Véray, Laurent: *Les films d'actualité français de la Grande Guerre*, Paris 1995, S. 20-71.
- 4 Mühl-Benninghaus, Wolfgang: *Vorn Augusterlebnis zur Ufa-Gründung. Der deutsche Film im 1. Weltkrieg*, Berlin 2004, S. 199,205 f.
- 5 An klassischen Definitionen orientiert, mache ich den Propagandabegriff an der Intention der Urheber und Vermittler von geplanter Kommunikation fest, «die Meinung, Attitüden, Verhaltensweisen von Zielgruppen unter politischer Zielsetzung zu beeinflussen» (Maletzke, Gerhard: *Propaganda. Eine begriffskritische Analyse*, in: *Publizistik*, 17/2 (1972), S. 153-164, hier S. 157). Das Gegenkonzept zur politischen Einflussnahme ist die weitaus mächtigere Triebfeder im Filmschaffen: die Profitabsicht, die sich etwa in kommerziellen, am politischen Zeitgeist orientierten Produktionen äussert.
- 6 Hänggi, Karl: *Die deutsche Propaganda in der Schweizer Presse*, Laupen 1918, S. 5 f.
- 7 Tagebucheintrag vom 14.9.1916, in: Kessler, Hany Graf: *Das Tagebuch 1880-1937*, Bd. 6:1916-1918, hg. von Günter Riederer, Stuttgart 2006, S. 76.
- 8 Riederer, Günter: Einleitung, in: Kessler, Tagebuch (wie Anm. 7), S. 9-66; Grupp, Peter: *Harry Graf Kessler. Eine Biographie*, München 1995, S. 169-173.
- 9 Montant, Jean-Claude: *La propagande extérieure de la France pendant la Première Guerre mondiale. L'exemple de quelques pays neutres européens*, Dissertation Universität Paris 1 / Lille 1988, publiziert auf *Mikrofiche*, S. 1158-1180; Schubert, Peter: *Die Tätigkeit des k.u.k. Militärattachés in Bern während des Ersten Weltkrieges*, Osnabrück 1980, S. 91-109; Wolper, Gregg: *Woodrow Wilson's New Diplomacy. Vira Whitehouse in Switzerland*, 1918, in: *Prologue*, 24/3 (Herbst 1992), S. 226-239.
- 10 Jung, Uli/Mühl-Benninghaus, Wolfgang: *Grenzen deutscher Filmpropaganda im In- und Ausland*, in: Jung, Uli/Loiperdinger, Martin (Hg.): *Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland*, Bd. 1: *Kaiserreich 1895-1918*, Stuttgart 2005, S. 454-467.
- 11 Halpern, Paul G.: *A Naval History of World War 1*, 3. Aufl., London 2010, S. 291-310, 340, 370-375.
- 12 Vgl. auch Jung, Uli/Mühl-Benninghaus, Wolfgang: *Tätigkeit der Deutschen Lichtbild-Gesellschaft und des Bild- und Film-Amtes*, in: Jung/Loiperdinger, *Geschichte* (wie Anm. 10), S. 416-422.
- 13 Brennen, Hans: *Graf Dohna und seine Möwe. 60 Bilder von der zweiten Möwefahrt nach Film-Aufnahmen von Kapitänleutnant Wolf*, Berlin 1917.
- 14 Jung, Uli/Mühl-Benninghaus, Wolfgang: *Firmengründungen*, in: Jung/Loiperdinger, *Geschichte* (wie Anm. 10), S. 406-415.
- 15 *Kinoschau*, in: *Berner Intelligenzblatt*, 31.5.1917, S. 4.
- 16 Schreiben von Wolrat Schumann, Zürich, 12.5.1917, an das Kaiserlich Deutsche Generalkonsulat, Zürich, PA AA, Bern 1375.
- 17 Job.: *Un film*, in: *Journal de Genève*, 27. Mai 1917, o.S., abgedruckt in: Loiperdinger, Martin: *Bufa and the Production and Reception of Films on the German Handelskrieg*, in: Smither, Roger (Hg.): *First World War U-Boat. A Guide Published to Accompany the Video Release of the Films Der magische Gürtel and The Exploits of a German Submarine (U 35) Operating in the Mediterranean*, London 2000, S. 133-147, hier S. 142 f.
- 18 *Rundschreiben der Nachrichtenstelle Hamburg des Admiralstabs der Marine*, Hamburg 7.6.1917; BAR, R 901,71948.
- 19 Jung, Uli/Mühl-Benninghaus, Wolfgang: *Ästhetischer Wandel: Dokumentarische Propagandafilme*, in: Jung/Loiperdinger, *Geschichte* (wie Anm. 10), S. 429-453; Jung/Mühl-Benninghaus, *Grenzen* (wie Anm. 10), S. 462; Loiperdinger, Bufa (wie Anm. 17).
- 20 Ramsay, Terry: *A Million and One Nights. A History of the Motion Picture Through 1925*, New York 1926, S. 691.
- 21 Aktennotiz von Robert Volz, Auswärtiges Amt, Berlin, 21.11.1919, BA, R 901,71944.
- 22 Schreiben der Deutschen Gesandtschaft, Bern, 31.3.1921?, an das Eidgenössische Politische Departement, Bern; BAR, E2001B 1000/1502 556.
- 23 Schreiben des Eidgenössischen Politischen Departements, Bern, 31.3.1921, an das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement, Bern; BAR, E2001B 1000/1502 556.
- 24 Zit. nach Kaenel, David von: *Du cinématographe au cinémascope. L'exploitation cinématographique à Vevey et Montreux*, Vevey 2002, online (http://www.cinematheque.ch/fileadmin/user_upload/Expo/riviera-cinema/cinema_riviera.pdf), S. 161.
- 25 Schreiben der Deutschen Gesandtschaft, Bern, 7.4.1921, an das Eidgenössische Politische Departement, Bern; BAR, E2001B/1502 556. *Diplomatische Beschwerden gegen unliebsame Filmaufführungen und andere propagandistische Erzeugnisse oder Veranstaltungen waren ein weiteres Mittel der Propagandaabwehr in neutralen Staaten sowie nach dem Krieg auch weltweit.*
- 26 Aeppli, Heinz: *Die Filmzensur in der Schweiz*, Affoltern a. A. 1949, S. 20-29, 140 f.; Uhlmann, Matthias: *Die Filmzensur im Kanton Zürich von den Anfängen bis 1945. Etablierung, Praxis, Entscheide*, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 2009, S. 21 f., 53-71.
- 27 Tagebucheintrag vom 10.3.1918, in: Kessler, Tagebuch (wie Anm. 7), S. 322.



Streik und Klassenkampf aus anderer Perspektive: Karikatur von Boscovits jun. auf den April-Streik in Zürich gegen erhöhte Lebensmittelpreise im Nebelspalter vom 21. April 1917.



Gebirgstruppen. Uniformen für die verschiedenen Funktionen und Positionen, obere Reihe: Gebirgsfüsilier mit Gebirgsstock; mittlere Reihe: Gebirgsfüsilier der II. Kompanie mit «capote sciée» und Wadenbinden; untere Reihe von links nach rechts: Oberleutnant der Kompanie III der Mitrailleurabteilung 1, Käppi mit Tarnüberzug und Mitrailleurabzeichen (Ordonnanz 1917); Gebirgsfüsilier mit blauer Bluse und Packung; Kanonier der Gebirgsartillerieabteilung 1; Sanitätsgefreiter der Gebirgs-sanitätsabteilung I, Kompanie VI (roter Pompon mit weissem Ring). (Gaudet-Blavignac, Richard, L'Armée Suisse en 1914-1918/Die Schweizer Armee von 1914 bis 1918, Die Gebirgstruppen, Planche N° 18)



Stab des Gebirgsinfanterieregiments 36 unter dem Kommando von Oberstleutnant Modest Cahanes (zweiter von links) vor Bündner Bergkulisse. (Album 6, Division 1915, Schweizerisches Nationalmuseum, S.92)



Hans Rudolf Fuhrer

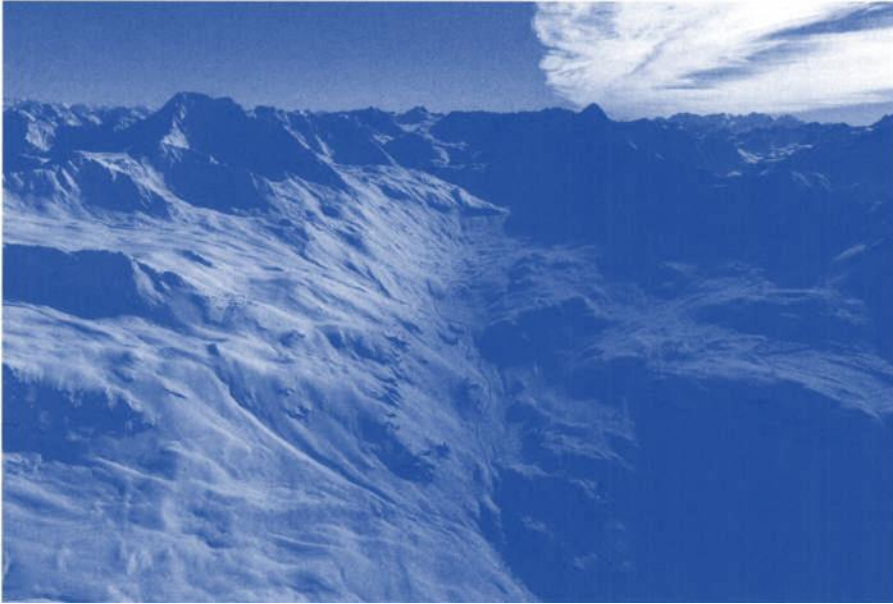
«Die Meuterei an der Flüela» und ihr Einfluss auf die Generalwahl 1914

Die Persönlichkeit von General Conrad Ulrich Sigmund Wille (5.4.1848-31.1.1925)¹ weckt bis in die Gegenwart hinein Emotionen und wirkt allenthalben polarisierend. Spätestens seit Niklaus Meienbergs² gnadenloser Demontage ist eine Mittelposition schwer einzunehmen. Darum werde ich im Folgenden am historisch spezifischen Fall der Meuterei am Flüelapass versuchen, Wille als historische Persönlichkeit zu fassen, zumal er für das schweizerische Heerwesen in 60-jähriger Tätigkeit durchaus Positives bewirkte.

Das Manövergefecht am Flüelapass³

Vom 3. bis zum 15. September 1913 absolvierte die ausgehend von der Truppenorganisation 1911 neu gebildete Gebirgsbrigade 18 ihren Wiederholungskurs. Diese für den östlichen Alpenraum vorgesehene Heeresinheit setzte sich aus dem Sankt

Galler Gebirgsinfanterie Regiment 35 und dem entsprechenden Bündner Regiment 36 sowie Spezialtruppen zusammen. Ihr Kommandant war der Winterthurer Architekt und Oberstbrigadier Otto Bridler. Als Inspektor für dieses Manöver amtierte der Kommandant der 6. Division, der aus den Kaisermanövern von 1912 bekannte Oberstdivisionär Paul Schiessle.⁴ Nach einer Ausbildungswoche begannen am Montag der zweiten Woche



Luftaufnahme des Flüelapassübergangs vom Engadin her nach dem Wintereinbruch.

(Foto: Schweizer Flugwaffe)

die Manöver, während denen es um Begegnungsgefechte an Passübergängen ging.

Laut der Ausgangslage für den Mittwoch, den 10. September hatten die Bündner Truppen (Partei «Rot») die Aufgabe, aus dem Bereitschaftsraum Guarda-Lavinen eingegrabenen Gegner, vertreten durch die Sankt Galler sowie Spezialtruppen (Partei «Blau»), auf der Flüela-Passhöhe anzugreifen und zurückzudrängen. Morgens um halb vier marschierten die Bataillone 91, 92 und 93, verstärkt durch die Mitrailleurkompanie III/6 unter der Leitung von Oberstleutnant Modest Cahannes durch das Sagliainstobel Richtung Susch ab. Oberstleutnant Hans Ruckstuhl, der Kommandant der blauen Partei, wies dem Bataillon 76 Sperrstellungen an der Weisshornflanke (links) und dem Bataillon 77 solche gegen den Schwarzhorngletscher hinauf (rechts) zu.

Cahannes beabsichtigte, mit dem durch die Mitrailleure verstärkten Bataillon 92 frontal auf der Strasse vorzugehen. Das um zwei Kompanien verstärkte Bataillon 93 hatte den linken Flügel der Passstellung frontal anzugreifen und mit Teilen zu umfassen. Nach einstündigem Marsch setzte Regen ein, der sich zeitweise in stechenden Hagel verdichtete. Von der Waldgrenze an aufwärts lag Schnee, sodass die Soldaten in den höher gelegenen Abschnitten durch kniehohe Verwehungen zu stapfen hatten. Es herrschte dichter Nebel. Teile der roten Angriffsgruppe mussten ihren Aufstieg auf den Munt de la

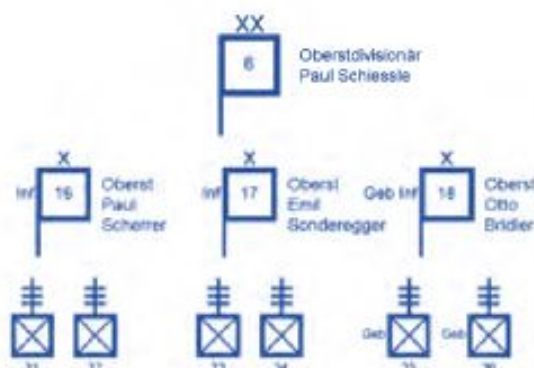
Bescha abbrechen. Der Neuschnee und das felsig steile Gelände waren zu gefährlich geworden. Als sich der rote Angriff der Passhöhe näherte, liess Bridler «Gefechtsabbruch» blasen. Die Bündner quittierten das mit lauten Bravorufen und Jauchzern, die laut Schiessle zu «nicht enden wollendem Gebrüll» anschwellen.

Darauf liess Bridler zur «Sammlung» blasen. Das dritte Signal war der «Offiziersruf». Der Übungsleiter befahl, bei jeder Kompanie einen Offizier und bei jedem Regiment den Adjutanten zurückzulassen. Cahannes schlug den sofortigen Abmarsch vor, doch Bridler blieb bei seinen Anordnungen. Er gab später zu Protokoll, dass er angenommen habe, die Truppe brauche mehr als eine Stunde für die Besammlung und Verpflegung. Zudem betrachtete er alles nur als Manöverunterbruch. Dabei übersah er, dass die Bündner Truppe bereits auf der Strasse stand und keine Lust verspürte, kalten Speck zu essen. Für warme Getränke waren die Küchen zu weit weg. Es blies ein eisiger Wind über den Pass. Die Soldaten froren in ihren nassen Kleidern. Mit dem feuchten Brennholz liess sich kein Feuer entfachen, und die Zeltblachen schützten wenig. Die Mannschaft verhielt sich zuerst relativ ruhig und stapfte im Schnee umher. Dann setzte wieder heftiger Schneefall ein; es war bereits über eine halbe Stunde des Wartens vorbei, und die Leute wurden zunehmend unruhig. Von überall her ertönten Rufe: Abmarsch – vorwärts – partenza. Nur Bridler hörte anscheinend nichts. Schiessle schickte den ersten Ge-

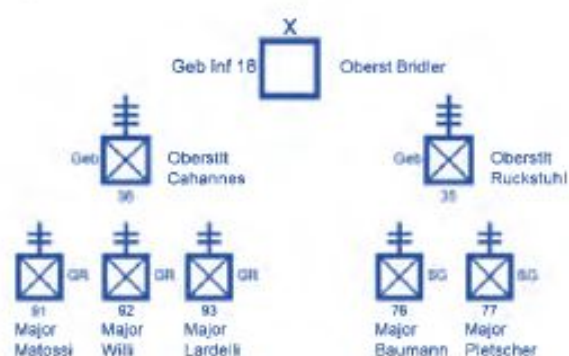
Der Auftrag für den 10. September 1913: Das rote Gebirgsinfanterieregiment 36 nimmt die Stellungen des blauen Feindes auf Flüela Passhöhe. Angriffsidee: Der rechte Umfassungsfügel (I/92 und 11/92) hat einen steilen Aufstieg vor sich, während die beiden Bataillone 91 und 93 sowie die Mitrailleure in zwei Staffeln rittlings der Strasse vorrücken. Die beiden restlichen Kompanien des Bataillons 92 folgen als Reserve, um ein Schwergewicht rechts oder links bilden zu können. Schematische Verteilung der Einheiten.



Auszug aus der ORDRE DE BATAILLE 6. Division 1913 (TO 1911)



Auszug aus der ORDRE DE BATAILLE Geb Inf Br 18 1913 (TO 1911)



neralstabsoffizier der Brigade, Major Ernst Heer, um nachzusehen.

Ab jetzt widersprechen sich die Zeugenaussagen. Es lässt sich kaum mehr eruieren, ob mit oder ohne Befehl abmarschiert wurde. Bridler beendete die Besprechung und entliess die Offiziere zur Truppe. Erst jetzt registrierte er die entstandene Erregung, worauf er den Bataillonen «in gewaltigen Sprüngen, mit wehendem Mantel gleich wie eine Gouvernante einem ungezogenen Bengel»⁵ nachgerannt sei. Bridler liess in Tschuggen anhalten, damit die Verbände geordnet in Davos einmarschieren könnten. Um 18.00 Uhr defilierte das Sankt Galler Gebirgsinfanterie-Regiment 36 in tadelloser Marschkolonne auf dem Bahnhofplatz von Davos-Dorf am Inspektor vorbei, ebenso das Gebirgsinfanterie-Re-

giment 36 um 18.30 Uhr ausserhalb von Davos-Dorf. Der Brigadearzt teilte Bridler mit, dass auf Flüela-Hospiz über 80 Wehrmänner in teilweise besorgniserregendem Zustand behandelt worden seien.⁶ Da die Witterung weiterhin schlecht war, erlaubte Schiessle auf Antrag Bridlers am nächsten Tag auf weitere Manöver zu verzichten und friedensmässig in die Demobilmachungsorte zu marschieren.

Die Reaktionen in der Presse

Die Bündner Presse nahm unisono Partei für die Truppe, kritisierte die Übungsleitung scharf und verlangte eine militärgerichtliche Untersuchung. Die «Neue Bündner



Oberstbrigadier Bridler (zweiter von links) mit seinem Stab, Gebirgsbrigade 18. (Schweizerisches Bundesarchiv, E 27 #1000721#14095#2490)

Zeitung» brachte es auf den Punkt: «Die Liebe, welche unser Volk zum Wehrwesen hat, wird durch solche unbegreifliche ‚Abhärtungsversuche‘ nicht verstärkt, im Gegenteil, man pflanzt Antimilitaristen und dagegen sollte mit aller Schärfe aufgetreten werden. Unsere Truppen sind keine Versuchskaninchen, an denen erprobt werden soll, wie lange sie in solcher Höhe in vollständig durchnässter Kleidung müssig dastehen können, ohne sich ein unheilbares Leiden zuzuziehen.»⁷

Am schärfsten fiel die Kritik der sozialdemokratischen «Bündner Volkswacht» aus. Die «Herren» hätten gut gearbeitet. Ohne Bomben und Granaten habe es an die 200 Kranke gegeben. «Ein solches Kunststück bringen nicht einmal die Preussen fertig und diese geben doch unserem Generalstab alle Instruktionen.» Der Berichterstatter will einen «breit-gallonierten Oberen», einen «schweizerischen Preussen», sagen gehört haben: «Wie chönned die fuie Hünd au tue, wege dem bitzeli Schnee!» Die wahren Antimilitaristen seien unter diesen Herren zu suchen und nicht unter den Sozialdemokraten.⁸ Im Gegensatz zu den Bündner Zeitungen urteilte die übrige Schweizer Presse ausgewogener. Der «Bund» fragte sich, wie es möglich gewesen sei, dass es in den als zuverlässig anerkannten Bündnerbataillonen zu einem solch eigenmächtigen Abmarsch gekommen sei. Er geht von einer Verkettung von unvorhersehbaren Umständen aus und spekuliert über die Verführung durch einzelne Hitzköpfe.⁹

Die militärische Untersuchung

Oberstdivisionär Schiessle ordnete noch in Tschuggen eine militärische Untersuchung an. Bridler bat ihn, diese Untersuchung selbst zu führen, da er sich als Mitschuldiger betrachte. Schiessle vermutete die Rädelsführer unter den Füsiliern des Bataillons 91. Er befragte jeden einzelnen Unteroffizier, aber diese hielten dicht. Schliesslich nahm er sie zusammen und beschimpfte sie: «Was geschehen ist, das ist eine Schande, ja ein Verbrechen. Ja Meuterei!» Sie hätten die Ehre des Bataillons befleckt.¹⁰ Mit einem «Macht, dass Ihr rauskommt!» jagte er sie schliesslich fort. Die nachfolgende Untersuchung in den anderen Bataillonen ergab nichts Neues. Namen von Schuldigen gab es keine.

Die Übungsleitung kommt in Schiessles Bericht relativ ungeschoren davon. Es seien zweifellos Fehler gemacht worden, man habe die Leistungsfähigkeit überschätzt und die Folgen der Witterung unterschätzt. Da nicht einmal die Regimentskommandanten den Verlauf der geplanten Übung gekannt hätten, um die freie Führung zu schulen, sei auch kein Verständnis für den Übungsunterbruch und das Warten möglich gewesen. «Aber eine Truppe, die nur gehorcht, wenn sie den Grund eines Befehls einsieht und zu würdigen weiss, ist nicht kriegsbrauchbar.» Er kam für sich zum Schluss, die fehlbare Truppe habe sich wie ein ungezogenes Kind benommen, das wieder auf den richtigen Weg zu führen

Keine Hindernisse! Soldaten der Gebirgsinfanteriekompagnie 111/92 überqueren im Aktivdienst 1915 einen Gebirgsbach (Album 6. Division 1915, S. 97)



sei. Mit dieser Absicht inszenierte er die Entlassung des Gebirgsfüsilierbataillons 91.¹¹ Laut der «Prättigauer Zeitung» machte die Fahnenabgabe zwar Eindruck auf die anwesenden Wehrmänner, habe aber zur Verstärkung der Missstimmung beigetragen.¹²

Willes Intervention beim Bundesrat

Ulrich Wille erfuhr auf verschiedenen Wegen von der Angelegenheit. Er überschrieb seinen Bericht an das Schweizerische Militärdepartement (SMD) mit «Revolte des Geb.Reg. 36 am 10. September» und meinte einleitend, es sei geboten, sich ehrlich und offen einzugestehen, dass diese Truppe kriegsunbrauchbar sei. Er beklagte die «gänzliche Unerzogenheit dieser nach Naturveranlagung prächtigen, ihr Vaterland und das Wehrwesen liebenden Menschen».¹³ Er rügte, die öffentliche Meinung setze immer bei Fehlern der Vorgesetzten an, «um die Untergebenen weniger schuldig – schliesslich sogar als zu ihrem verbrecherischen Gebahren berechtigt erscheinen zu machen». Die Soldaten hätten es unbehaglich gefunden, in diesem Wetter zu warten, bis die Kritik zu Ende war. Nach ihrer Meinung sei das Warten auch unnütz gewesen, da in diesem Wetter nicht mehr weiter «bataillirt», sondern in die Quartiere abmarschiert werden sollte. Weil die Offiziere dieser soldatischen Eigeninitiative nichts entgegengesetzt hätten, sei

en alle «sofort fromm und gehorsam wie die Lämmer» geworden. Die Soldaten hätten dann «alle äusserlichen Merkmale der von ihnen verlangten soldatischen Pflichtauffassung» gezeigt. Eine solche Truppe schein kriegsbrauchbar, doch sie werde im Ernstfall versagen. Hauptsächlich fehle es den Vorgesetzten an Autorität. Die bei der Truppe zurückgebliebenen Offiziere «hätten sich der Revolte entgegen werfen sollen und wenn sie ihre Säbel gebraucht, so hätten sie sich um das Wehrwesen hochverdient gemacht und dessen bleibenden Dank verdient, auch wenn sie die sogenannte öffentliche Meinung an den Pranger gestellt hätte». Leider dürfe man sie wegen Feigheit nicht bestrafen, sie hätten nichts Anderes gelernt.

Er zog drei Schlüsse:

1. «dass allgemein der Erziehung der Truppe viel mehr Bedeutung zugemessen werden muss,
2. dass speziell die Gebirgstruppen zuerst des Sorgfältigsten und gründlich erzogen sein müssen, bevor man an das Sportmässige geht,
3. dass ganz anders in den Offizieren der Geist des Offiziers geweckt werden muss, als vielerorts gestattet ist,

dann hat es für unsere Armee einen Nutzen gehabt, gegenüber dem die Schande, die es über uns gebracht hat, gar nicht in Betracht kommt».

Der Schluss seines Briefes ist eine Art Credo des unermüdeten Mahners Ulrich Wille: «Wenn, was Gott verhüten möge, Krieg über unser Land kömmt, so tragen

wir dafür, wie sich unser Heerwesen erweist, die Verantwortung. Wir sind der Aufgabe, die Wehrtüchtigkeit zu erschaffen, nicht würdig und nicht gewachsen, wenn wir sie nicht ständig ungeschminkt vor Augen haben und wenn wir nicht die ganze Last tragen wollen. Wenn der Krieg über unser Land kommt, so kann sich nur der Poltron [Feigling, Maulheld, H.R.F.] darüber täuschen, welch schwere Aufgabe es ist, mit den Milizen unseres kleinen Landes der stehenden Armee eines Grossstaates entgegenzutreten. Nur derjenige, der *reinen Gewissens* ist, kann die Festigkeit des Characters und die Ruhe des Geistes haben, die für diese schwere Aufgabe erforderlich sind. Reinen Gewissens kann nur derjenige sein, der weiss, dass die Kriegsvorbereitungen im richtigen Geiste betrieben worden sind. Das sind sie allerorts bei uns nicht. Schon lange habe ich das Empfinden, dass man unmerklich in eine falsche Bahn hineingeglitten ist oder dass der neue Geist, der mit Annahme der Militärorganisation von 1907 einziehen wollte und sollte, nicht gegen Anschauungen und Gewohnheiten aus der alten Zeit aufkommen kann.»

Willes Intervention und Reaktionen in der Öffentlichkeit

Wille beliess es aber nicht bei diesen klaren Worten an den Departementsvorsteher Bundesrat Arthur Hoffmann, sondern wandte sich einmal mehr an die Öffentlichkeit. Am 23. September erschien in der «Neuen Zürcher Zeitung» sein Artikel «Die Meuterei an der Flüela».¹⁴ Seiner Analyse der Missstände in der Armee fehlt es nicht an beissendem Spott: «Schon die Durchführung der Manöver in dem unbehaglichen Wetter hatte den Neigungen der wetterharten Gebirgssöhne Graubündens nicht entsprochen, das Signal zum Gefechtsabbruch wurde dann auch mit etwas sehr lautem Beifall von Seiten der Bürger im Wehrkleide belohnt.» Die Stimmung habe aber umgeschlagen, als die «Elitesoldaten» gemerkt hätten, dass man im garstigen Wetter die Übungsbesprechung abwarten und nicht sofort die bequemen Quartiere im Tal beziehen konnte. «Als das jetzt mit aner kennenswerter Deutlichkeit ausgesprochene Begehren nicht die schuldige Beachtung fand, und die Offiziere nicht herbeieilten, um die vortreffliche Truppe ins Tal zu führen, nahm diese auch ohne Füh-

Oberstdivisionär Paul Schiessle führt als Kommandant der 6. Division die Untersuchungen zur «Meuterei an der Flüela» persönlich. (Album 6. Division 1915, S. 8)

Oberstkorpskommandant Ulrich Wille kurz vor dem Ersten Weltkrieg in seinem Arbeitszimmer auf Mariafeld in Feldmeilen am Zürichsee. (Schweizerisches Nationalmuseum, LM-811073)

rung den Weg unter die Füsse, gleich wie die Vorfahren, deren zäher Heldenmut in der Schlacht bei Marignano die Niederlage nicht hatte abwenden können. Als sie aber sehr bald inwardurde, dass sich die Vorgesetzten ihrem Willen nicht widersetzten, glätteten sich gleich die Wogen der zornigen Erregung; die ungeordneten Schwärme liessen sich willig in militärische Kolonnen formieren und alles nahm wieder ohne Schwierigkeiten jenes *äusserliche* militärische Wesen an, das von gar vielen in unserem Lande als durchaus genügend erachtet wird, um es mit jeder Grossmacht aufzunehmen.»

Rhetorisch fragte er sich, ob man diese Revolte als zufälliges Sichvergessen abtun solle, um das gleich zu verneinen. «Das Einzige, was hier zutrifft, ist, dass ein zufälliges, unerwartetes und den wetterharten Gebirgsoldaten unangenehmes Ereignis: Regen und Schneefall – den dünnen militärischen Firnis weggewaschen hat. Aber Regen und Schneefall sind im Gebirge nicht aussergewöhnlich und waren nicht derart, dass *Männer* deswegen davonlaufen durften.» Er liess keine Entschuldigung gelten. Das Wetter habe selbst Touristinnen aus dem Flachland nicht gehindert, «den Pass zu überschreiten». Die Strapazen der Vortage und am Flüela seien «normal» gewesen und «schliesslich kann das Wetter sein wie es will: wenn schon unbehagliches Wetter berechtigt den militärischen Gehorsam aufzukünden und davon zu laufen, wie werden diese Helden erst laufen, wenn statt Schnee und Regen blaue Bohnen auf sie herunterprasseln».

Solange man sich in der Eidgenossenschaft von dem Schein, der «rein äusserlichen Disziplin», blenden lasse und «die Bürger im Wehrkleid, die hier mit der Vorgesetzten-Autorität Fussball gespielt haben», sofort in Schutz genommen würden, bleibe das Übel unheilbar. Wenn aber zuverlässige Verteidiger unserer Freiheit gefordert würden, brauche es militärische Erziehung. Könnten die beschämenden Vorfälle am Flüela diese Einsicht bewirken, seien sie «ein Segen für unser Wehrwesen».



Dieser Artikel warf in der Schweiz und im Ausland hohe Wellen. Bundesrat Hoffmann bedauerte, dass eine dem Verfasser unterstellte Truppe an den Pranger gestellt worden sei. «Ich will über die Form der Kritik mir kein Urteil erlauben, aber dass sie als verletzend empfunden werden musste, darüber dürfte bei ruhiger Würdigung doch wohl kaum ein Zweifel bestehen können.»¹⁵ Wille habe der Schweizer Armee einen schlechten Dienst erwiesen und diese im Ausland in ein schiefes Licht gerückt. Wiederum reagierte Wille für ihn typisch. Er bat den Bundesrat «ehrerbietigst» um die sofortige Enthebung vom Kommando und die Entlassung aus der Wehrpflicht. Wer so gemassregelt werde und schweige, taue als militärische Führungskraft nicht. Er wäre so kriegsunbrauchbar wie die Truppe, die auf dem Flüelapass gemeutert habe.¹⁶

Die Leserreaktionen reichten von der anonymen Morddrohung bis zur Gratulation für ein «schönes Manneswort». Ein «Landwirt und Kavallerieleutnant» nahm in seinem Brief die Argumente gegen die Wahl Willes zum General voraus: «Da fragen wir uns: sollen wir unsere Armee im Kriegsfall einem solchen General, der ein ganzes Volk derart beschimpft, anvertrauen? Nein, niemals! Sie wären im Kriegsfall der Erste, der eine blaue Bohne zu spüren bekäme und mit Recht. Derjenige, der das Land vor einem solchen Ungetüm erretten würde, wäre ein Tell, ein Held. [...] Gehen Sie mit Ihrer Theorie von Disziplin nach Berlin und danken Sie in der Schweiz ab; es ist für beide Teile besser!»¹⁷

Am heftigsten äusserte sich der Protest in Graubünden. Der «rücksichtslose Ton», der Spott und die Bezeichnung «Meuterei» machte den Bündnern sehr zu schaffen.¹⁸ Das «Bündner Tagblatt» war bereit, einen «Akt der Unbesonnenheit» zu akzeptieren. Eher nebensächlich verwies es auf die willkürliche Verweiblichung des Flüela. Diese sei zwar sachlogisch, «der Herr Oberst» habe auch die Soldaten «als alte Weiber» beschimpft. Ansonsten gab sich das «Tagblatt» überzeugt, dass die Bündner Soldaten zu den allerbesten der schweizerischen Armee gehörten, «mag Herr Wille über sie schimpfen, wie er will».

Wiederum am schärfsten reagierten die linken Bündner Zeitungen. Das «Volksblatt» und die «Bündner Volkswacht» sahen im Geschehen am Flüela einen «Fall Wille». Dieses sei eine Frucht, die Wille mit seinem Preussentum und volksfremden Wesen gesät habe. Im Gegensatz dazu wäre es angezeigter, schweizerische Eigenart beizubehalten und weiter auszugestalten.

Das politische Nachspiel

Der Bündner Kleine Rat gelangte am 22. September 1913 – einen Tag vor dem Erscheinen von Willes Artikel – an das SMD und verlangte einen Bericht über die Untersuchung der Ereignisse am Flüela.¹⁹ Eine Woche später forderte das gleiche Gremium «ebenso höflich wie bestimmt», Oberstkorpskommandant Wille für die

«Beleidigungen des Bündner Regimentes und hiemit des ganzen Volkes des Kantons Graubünden» zur Rechenschaft zu ziehen.²⁰ Diese Forderung stellte am 30. September auch Nationalrat Andreas Vital. Seine Interpellation unterzeichneten alle Bündner Nationalräte und weitere acht Parlamentarier.²¹ Andere zehn Nationalräte wollten wissen, was der Bundesrat zu tun gedenke, um Vorkommnissen wie am Flüela vorzubeugen.²²

Das Geschäft wurde am 7. Oktober bei übervollen Tribünen behandelt. Nationalrat Vital, Bezirksgerichtspräsident aus Ftan, warf Wille vor, er habe absichtlich oder grob fahrlässig die Wahrheit entstellt und alles unterdrückt, was für die Truppe mildernd in Betracht fiel. Er predige Wohlwollen, Liebe und Achtung für die Truppe, aber trete seine Prinzipien mit Füßen. Es sei sehr schön, hohe Tugenden zu fordern, aber nur mit dem Predigen sei es nicht getan. Er könne nicht der geeignete Führer für Truppen sein, die er der öffentlichen Missachtung preisgegeben habe. Wille habe dem Ansehen der Armee aufs Schwerste geschadet.

Völlig anders argumentierte der Thurgauer Nationalrat Hofmann. Es seien Dinge geschehen, die jedem guten Schweizer die Schamröte ins Gesicht getrieben hätten. Seit Willes Artikel in der «Neuen Zürcher Zeitung» sei das Vergehen der Truppe vergessen und «der ganze Chor der Kläffer» habe sich nun gegen den Verfasser gewandt. Zudem hätten sich Bündner Truppen nicht zum ersten Mal undiszipliniert aufgeführt. Bundesrat Hoffmann qualifizierte den Abmarsch als ungeordnet; der Befehl dazu sei von der Truppe erzwungen worden. Bridler und das ganze Kader habe Fehler begangen. Zwecklose Strapazen seien ein Unrecht gegen die Truppe, aber das entschuldige den Ungehorsam nicht. Es habe ihr an «innerem Halt» gefehlt. Willes Absicht mit seinem Artikel sei «erlaubt und löblich» gewesen, aber der höhnische und ironische Ton müsse verurteilt werden. Der Bundesrat missbillige und bedaure Willes publizistische Offensive, entziehe ihm aber das Vertrauen nicht. Er habe sich unschätzbare Verdienste um die Armee erworben, lehre die Bevölkerung zwischen Sein und Schein zu unterscheiden, und in seinen eigenen Truppenübungen seien Überanstrengungen bisher kein Thema gewesen. Er müsse dem Land als Truppenführer erhalten bleiben, während der Bundesrat sein Möglichstes tun werde, für eine bessere Erziehung der Truppe zu sorgen.

Nationalrat Vital erklärte sich nur teilweise, Hofmann hingegen ganz befriedigt. Eine Diskussion wurde abgelehnt.²³ Ulrich Wille dankte dem Bundesrat für die Beantwortung der Interpellationen und zog sein Gesuch um Demission zurück.²⁴ Die Bündner Presse reagierte enttäuscht. Der «Freie Rätier» kritisierte, die Kleinen bestrafe man, und die Grossen lasse man laufen.²⁵ Die «Davoser Zeitung» meinte lakonisch: «Das sind schlechte Fuhrleute, die so auf ihre Pferde einhauen.»²⁶

Willes Verhältnis zu den Gebirgstruppen

Für das Verständnis von Willes Position ist wichtig zu wissen, dass er die Bildung selbständiger Gebirgstruppen im Vorfeld der Truppenorganisation 1911 vehement bekämpft hatte, während der Chef der Generalstabsabteilung, Oberstkörpskommandant Theophil Sprecher von Bernegg, diese befürwortete. Gemäss der Praxis anderer Alpenländer erachtete Sprecher es als notwendig, Teile der Armee speziell für den Gebirgskrieg auszubilden.²⁷ Wille hatte zahlreiche Einwände dagegen, doch war er kein prinzipieller Feind von Gebirgstruppen. Seiner Meinung nach dürfe eine Milizarmee jedoch nur eine kleine Zahl von Spezialisten ausbilden.²⁸ Darüber hinaus brachte er grundsätzliche Einwände gegen die Gebirgstruppen ein:

- 24 Bataillone mit Artillerie und Trainkolonnen seien viel zu viel und vor allem ein politischer Wunsch der betroffenen Kantone.
- Der Plan beruhe auf einer falschen Bedrohungsbeurteilung. Eine von Italien ausgehende Kriegsgefahr sei die unwahrscheinlichste von allen denkbaren.²⁹
- Ein allfälliger Krieg werde im Flachland entschieden.
- Das Abstellen vieler Einheiten im Gebirge verzettelt die Kräfte.³⁰
- Die Zeit reiche nicht für die Ausbildung zahlreicher spezifischer Gebirgstruppen.³¹
- Die Tendenz in den Gebirgstruppen, das Sportliche über das Militärische zu stellen, sei nicht angemessen.

Die Flüela-Affäre gab dem Kavalleristen Wille Gelegenheit, eine kühne Attacke gegen den falschen, alten Geist in der Armee im Allgemeinen und gegen die Ge-

birgstruppen im Speziellen zu reiten. Nach dem politischen und medialen Wirbel sah er sich dennoch veranlasst, sein Tun zu rechtfertigen: «Ich beabsichtigte durch den von mir wohlüberlegt hervorgerufenen Zeitungssturm unserem schweizerischen Milizheer einen grossen Dienst zu erweisen und ich glaubte, diesen Zweck erreicht zu haben.»³² Die Reaktionen zeigten, dass dies mindestens kurzfristig sehr umstritten war. Sein bewusst provokativer Stil und seine Unerbittlichkeit hatten ihm zwar Gehör und Gefolgschaft, aber auch unzählige Feinde verschafft. Diese Feinde nutzten im August 1914 noch einmal die Gelegenheit, es dem unbequemen Mahner heimzuzahlen.

Die Generalwahl

Um 20.00 Uhr des 3. August 1914 eröffnete Nationalratspräsident Alfred von Planta die Vereinigte Bundesversammlung, um die Generalwahl vorzunehmen. Es waren zehn turbulente Stunden seit der ersten Sitzung vergangen. Ulrich Wille wurde schliesslich mit 122 von 185 gültigen Stimmen gewählt. Für Sprecher votierten 63 Parlamentarier, obwohl dieser kurz vor der Sitzung seinen Verzicht bekanntgegeben hatte. Ihn ernannte der Bundesrat am nächsten Tag zum Generalstabschef. Der Generalwahl gingen heftige Kontroversen und politische Einflussnahmen voraus. Im Folgenden greife ich lediglich zwei Facetten heraus:

1. In Vorbesprechungen und in den Zwischenwahlen am 3. August lagen die Sympathien im Parlament deutlich *auf der Seite Sprechers*. Er war aus 20-jähriger Zusammenarbeit bekannt und genoss einen vortrefflichen Ruf als christlich bewegter Diener der Schweizer Armee. Ulrich Wille hingegen hatte in den vergangenen rund 50 Jahren den kantonalen Militärdirektionen, der eidgenössischen Verwaltung und dem Parlament vorwiegend Ärger beschert. Er war ein oft hemmungsloser Verfechter seiner Prinzipien und gleichzeitig penibel besorgt um Anerkennung und Ehre. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu wichtigen Familien im Deutschen Reich machten ihn für viele Westschweizer Politiker unwählbar, während die Sozialdemokraten aus gesellschaftspolitischen Gründen gegen den Militaristen Wille waren. Wortführer der welschen Parlamentarier war der Nationalrat und Oberstdivisionär im Ruhestand

Edouard Secrétan, der damals als Chefredaktor der einflussreichen «Gazette de Lausanne» tätig war. Er erachtete eine Wahl Willes als «schweren politischen Fehler» und kritisierte den von Wille geschaffenen «neuen Geist» in der Armee als «abstossend». Wille kenne weder das Land noch die Gefühle des Volks. Ihm fehle das Vertrauen der Romandie, und auch in anderen Kantonen misstrauete man ihm, beispielsweise in Graubünden wegen der Flüela-Affäre.

Wenig bekannt ist die frühere Begeisterung Secrétans für Willes militärische Prinzipien. Davon zeugen seine Briefe im Wille-Nachlass sowie beispielsweise eine frühere Parteinahme für Wille gegenüber Bundesrat Hoffmann. Wie erklärt sich sein Sinneswandel? Nachforschungen in Lausanne und Paris legen lediglich Vermutungen nahe. Möglicherweise hat Secrétan bei der Generalwahl mit französischen Karten gespielt, und zwar in enger Beziehung zu Louis Bornand, dem Eigentümer des «Journal de Genève» und ranghohen Militär.³³

2. Nicht weniger doppelbödig ist Sprechers Verzicht auf die Generalwürde. Niklaus Meienberg hat behauptet, Wille habe Sprecher eingeschüchtert und «überschnorrt». Im Prinzip folgt auch Daniel Sprecher dieser Sichtweise, und zwar gestützt auf die Aufzeichnungen von Andreas Sprecher, Sohn des Generalstabschefs. Die Geschichte hat meines Erachtens jedoch einen Haken. Alle Beteiligten – Bundesrat Hoffmann, Sprecher und Wille – bewahrten über diesen Vorgang strikte Geheimhaltung. Der entsprechend ungesicherten Version «Drohung» möchte ich darum die Version «Mission» entgegenstellen. Es ist 17.45 Uhr am 3. August 1914. Die beiden Räte treten wieder zur Generalwahl zusammen. Der Bundesrat hält am Vorschlag Wille fest und versucht dafür noch einmal auf die involvierten Personen Einfluss zu nehmen. Von Planta telefoniert Sprecher, er müsse sich noch etwas gedulden. Sprecher wartet in Galauniform in seiner Privatwohnung. Unerwartet fährt Wille mit seinem Adjutanten Karl Schulthess vor. Das Gespräch zwischen Wille und Sprecher an der Alpenstrasse 29 dauert etwa 10 Minuten. Anschliessend geht Sprecher zu seiner Frau, die ihn mit den Worten empfängt: «Gäll, Du häsch verzichtet!» Sprecher bestätigte ohne Erklärung.³⁴

Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sprecher sich dem Druck Willes beugte und trotzdem bereit war, fünf



Theophil Sprecher, Chef der Generalstabsabteilung, in seinem Berner Arbeitszimmer an der Alpenstrasse 29 während des Ersten Weltkriegs. (Schweizerisches Nationalmuseum, LM-811072)

schrift Sprechers. Hingegen gibt es zahlreiche von Wille unterschriebene Ausbildungsbefehle. Selbst im Generalbericht zeigt sich diese Aufgabenteilung. Er wäre nicht Wille gewesen, wenn er beispielsweise in der Befestigungsfrage oder in Sachen Südverteidigung nicht mitdiskutiert hätte, aber am Schluss setzte immer Sprecher seinen Willen durch. Er wäre auch nicht Wille gewesen, wenn er sich in der Oberstenaffäre im Winter 1915/16, als diese sich zu einer «Affäre Sprecher» zu entwickeln drohte, nicht mit seiner ganzen Autorität vor Sprecher gestellt hätte.³⁵

Jahre mit seinem Erpresser zusammenzuarbeiten. Wahrscheinlicher erscheint mir, dass Wille von Bundesrat Hoffmann, der nicht selber gehen konnte, geschickt wurde – deshalb seine offizielle Vorfahrt mit dem Adjutanten. Hoffmanns Auftrag könnte etwa so gelautet haben: Appellieren Sie an Sprechers Ehrgefühl. Der Bundesrat beharrt auf Wille als General und Sprecher als Generalstabschef, während das Parlament Sprecher als General und Audéoud als Generalstabschef will. Bitten sie Sprecher zu verzichten. Alles andere schade der Glaubwürdigkeit der bewaffneten Neutralität und desavouiere die Landesregierung.

Die Version «Mission» lässt sich nicht beweisen, doch scheint sie mir plausibler als die Version «Drohung». Sie entspricht auch den beiden Charakteren besser. Vieles deutet darauf hin, und ich habe es in meiner Studie zur Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg und in meinen Buch über Wille an verschiedenen Beispielen gezeigt: Wille hat mit grösster Wahrscheinlichkeit Sprecher versprochen, dass er sich auf die Ausbildung der Truppe konzentriere und ihm die operative und planerische Ausrichtung der Armee überlasse. So unterzeichnete Wille während der Kriegsjahre keinen einzigen operativen Einsatzbefehl persönlich. Vielmehr steht jeweils: «Der General befiehlt», und dann folgt die Unter-

Schlusswort

«Was Wille will und Sprecher spricht, das tue gern und murre nicht.» Ganz so falsch lag das Volk doch nicht. Wer Wille «Verpreussung» oder «Kadavergehorsam» zuschreibt, muss auch dessen Zielsetzungen der soldatischen Ausbildung zur Kenntnis nehmen:

«Als vornehmste Ziele jeder Ausbildung bezeichnen wir:

1. Die Herbeiführung von Sicherheit bei den Wehrmännern aller Grade in dem, was jeder in seiner Stellung wissen und können muss, um im Kriege nicht nur auf Befehl, sondern auch aus eigener Initiative mit Selbstvertrauen und richtig handeln zu können.
2. Die Schaffung einer Autorität der Vorgesetzten, die allen Lagen standhält.
3. Die Weckung und Pflege der Dienstfreudigkeit und des Vertrauens in die Tüchtigkeit unseres vaterländischen Wehrwesens.

Mit dem Milizsystem kann ein kriegstüchtiges Heer nur dann geschaffen werden, wenn diese Ziele miteinander angestrebt werden. Sie sind nicht voneinander zu trennen.»³⁶

Stehende Heere waren für Wille der Massstab aller Dinge – auch für die Miliz. Er hielt Sprecher, der für

Verhältnismässigkeit plädierte, entgegen: «In der Kriegstüchtigkeit gibt es keine Abstufungen ebenso wenig wie im Geigenspielen, entweder spielt einer gut Geige oder spielt schlecht Geige; entweder ist einer ein guter oder er ist ein schlechter Soldat; einen guten Soldaten unter Berücksichtigung der auf seine Ausbildung verwendeten Zeit gibt es nicht.»³⁷

Er erachtete jegliche Anpassung an die Besonderheiten der Miliz als Zugeständnis an einen eidgenössischen

Schlendrian. Diese Differenz spiegelt den Kampf der «alten» gegen die «neue Richtung» der Jahrhundertwende.³⁸ Dahinter stehen zwei unterschiedliche Menschenbilder. Für Wille war das Ziel militärischer Ausbildung und Erziehung der Soldat, der selbst als Bürger soldatische Tugenden hochhält. Der Gegenpart ist der freie Bürger, der zeitweise Soldat ist, aber die bürgerliche Freiheit nie ablegt. Dazwischen hat sich mittlerweile durchaus ein helvetischer Mittelweg herausgebildet.

Anmerkungen

- 1 Heller, Daniel: Ulrich Wille, in: Jaeckle, Erwin / Stäubli, Eduard (Hg.): Grosse Schweizer und Schweizerinnen. Erbe als Auftrag. Hundert Porträts, Stäfa 1990, S. 429; Fuhrer, Hans Rudolf / Strässle Paul Meinrad (Hg.): General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen, Zürich 2003.
- 2 Meienberg, Niklaus: Die Welt als Wille & Wahn. Elemente zur Naturgeschichte eines Clans, Zürich 1987. Ein ebenfalls vorwiegend negatives Bild von Wille zeichnen: Maissen, Thomas: Geschichte der Schweiz, Baden 2009; Sprecher, Daniel: Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg. Eine kritische Biographie, Zürich 2000.
- 3 Quellen: Entwurf zu einer Lizentiatsarbeit von Guido Jörg im Besitz des Verfassers und Akten im Schweizerischen Bundesarchiv (BAR); diverse Zeitungsartikel; einschlägige Literatur, insbesondere: Lezzi, Bruno: 1914. General Ulrich Wille und die Kriegsbereitschaft der schweizerischen Armee (Studien zur Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Konfliktforschung 13), Osnabrück 1975; Meng, Joh. Ulrich: Die Flüelamanöver der Geb. Brigade 18 im September 1913, in: Bündner Jahrbuch 1980, 8.80-85.
- 4 Vgl. Fuhrer, Hans Rudolf: Kaisermanöver 1912, in: Schweizer Soldat 12 (2012), S. 36-41; 1 (2013), S. 44-46; 2 (2013), S. 46-49.
- 5 BAR, E 27/4517, Bericht Peter Barbian (IV/91), Eingang beim SMD am 3.10.1913.
- 6 BAR, E 27/4517, Oberfeldarzt Hauser an SMD, 2.10.1913: «Allmählich wurde die Sache aber bedenklich! Soldaten wurden hereingebracht in besorgniserregendem Zustand, fröstelnd und benommen. Einen Füsilier fand man bewusstlos und halb erstarrt im Schnee liegend.» Bei den meisten reichte eine warme Verpflegung. Rapport: 95 Kranke, 50 ambulant und sofort zur Truppe zurückgeschickt; 44 im Lauf des Tages wiederhergestellt und zurück zur Truppe, einer nach Davos evakuiert, Entlassung nach einigen Tagen; keiner in Spitalpflege.
- 7 Neue Bündner Zeitung, Nr. 216, 14.9.1913.
- 8 Bündner Volkswacht, Nr. 75, 17. 9.1913.
- 9 Ebd.
- 10 BAR, E 27/4517, Schiessle/Heer: Protokoll der Untersuchung der Vorgänge am Flüela beim Geb. Füs. Bat. 91, 12.9.1913.
- 11 Bündner Post, Nr. 75, 17.9.1913.
- 12 Prättigauer Zeitung, Nr. 76, 20. 9.1913; Bündner Oberländer, Nr. 76, 20.9.1913.
- 13 BARE 27/4517 Bericht Wille an SMD, 18.9.1913-
- 14 Neue Zürcher Zeitung, Nr. 264, 23.9.1913
- 15 Hoffmann an Wille, 27.9.1913. (Nachlass General Wille, Privatbesitz)
- 16 Wille an Bundesrat, 30.9.1913. (Nachlass General Wille, Privatbesitz)
- 17 Ebenda, anonymes Drohbrieft, o.D.
- 18 Nach dem Dienstreglement (DR) 1913: Meuterei ist die Verabredung mehrerer zur gemeinschaftlichen Gehorsamsverweigerung oder Widersetzlichkeit oder Tätlichkeit gegen einen Vorgesetzten.
- 19 BAR, E 27/4517, Kleiner Rat GR an SMD, 22.9.1913.
- 20 BAR, E 27/4517, Kleiner Rat GR an SMD, 29.9.1913.
- 21 Interpellation Vital, Schweizerische Bundesversammlung, Bd. 42 (459); Staatskalender, S. 14 ff.
- 22 Interpellation Hofmann, Schweizerische Bundesversammlung, Bd. 43 (460); vgl. Der Bund, Nr. 469, 7.10.1913.
- 23 Vgl. Der Bund, Nr. 470, 8.10.1913.
- 24 Wille an Hoffmann, 21.10.1913. (Nachlass General Wille, Privatbesitz)
- 25 Der freie Rätier, Nr. 239, 11.10.1913.
- 26 Davoser Zeitung, Nr. 236, 8.10.1913.
- 27 BAR, E 27/175, Bd. 1, Bericht Sprecher an SMD über die neue Truppenordnung, März 1909, S. 24 f.; vgl. Sprecher, Sprecher (wie Anm. 2), S. 288-291.
- 28 BAR, E 27/175, Bd. 8, Wille an Sprecher, 3.3. 1909, S. 4: «Gegen die Schaffung von Gebirgstruppen habe ich keine Einwendung, dafür habe ich mich schon vor 12 Jahren ausgesprochen.»
- 29 BAR, E 27/175, Bd. 1, Eingabe Wille: Eine neue Truppenordnung, Ende März 1909, S. 20.
- 30 Vgl. Lezzi, 1914 (wie Anm. 3), S. 247.
- 31 BAR, E 27/175, Bd. 8, Wille an Sprecher, 3.3.1909, S. 4.
- 32 Akten und Protokoll der Konferenz der Kommandanten der Heeresseinheiten und Abteilungschefs vom 30./31.10.1913 in Bern. (Nachlass General Wille, Privatbesitz)
- 33 Vgl. Sprecher, Sprecher (wie Anm. 2), S. 786, Anm. 446.
- 34 Mitteilung von Martina Wille-v. Erlach, Enkelin des Generalstabschefs, an den Verfasser.
- 35 Fuhrer, Hans Rudolf: Die Oberstenaffäre, in: Fuhrer/Strässle, General (wie Anm. 1), S. 359-408.
- 36 Wille, Ulrich: Ausbildungsziele, zit. nach Schumacher, Edgar (Hg.): General Wille. Gesammelte Schriften, Zürich 1941, S. 208.
- 37 Ebd., S. 143.
- 38 Jaun, Rudolf: Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle, Zürich 1999.

Seit 1912 gehörte der internationale Arbeiterverein «Eintracht Zürich» der sozialdemokratischen Kantonalpartei an, und das Vereinslokal am Neumarkt 5 hiess nun offiziell «Gewerkschaftshaus

Eintracht». Das Haus war wie schon in den Jahren zuvor eine Drehscheibe der Zürcher Linken und sozialistischer Emigranten aus ganz Europa. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_5069-Fc-025)



Karin Huser

Klassenkampf versus Hurra- patriotismus: Die Zürcher Linken im Dilemma

Die Zeit des Ersten Weltkriegs war eine der turbulentesten Phasen innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung in Zürich. Die ohnehin seit Jahren gegenläufigen Strömungen erreichten durch die Generalmobilmachung, die sich verschärfenden wirtschaftlichen Bedingungen der Arbeiterschicht sowie das wachsende soziale Gefälle ein Höchstmass an innerer Spannung. Die ideologischen Auseinandersetzungen bewegten sich zwischen internationalem Sozialismus und Nationalismus. Die Anwesenheit von zahlreichen Emigranten – darunter vielen führenden Köpfen – befeuerte die ohnehin hochgehenden Emotionen zusätzlich und machte Zürich vorübergehend zur Plattform der sozialistischen Debatten Europas.

Es hatte kaum je eitel Minne geherrscht innerhalb der politischen Linken an der Limmat, und die Bemühungen um Parteieinheit waren beinahe so alt wie die Partei selbst. Zu deutlich traten die inhaltlichen und vor allem auch taktischen Divergenzen zwischen der Sozialdemokratischen Partei, die damals noch von den reformerischen Grütlianern dominiert wurde, und den deutschen und österreichisch-ungarischen Sozialisten, die im zunehmend radikalisierten internationalen Arbeiterverein «EintrachtZürich» organisiert waren, sowie der von ihr beeinflussten Zürcher Arbeiterunion hervor. Spätestens nach dem Zürcher Generalstreik vom Juli 1912 war das Verhältnis zwischen den Lagern angespannter denn je. Unmittelbar nach dem 24-stündigen

Arbeitsstillstand zeigte sich, wie markant die Kluft zwischen den reformistischen und den revolutionär gesinnten, den Klassenkampf befürwortenden Genossinnen und Genossen war.¹ Während sich nach dem Streikpostenverbot, das die Regierung am 6. Juli einstimmig erlassen hatte, die Arbeiterunion mehrheitlich für einen Massenstreik ausgesprochen hatte, stellten sich die Parteiführer und besonders die Behördenmitglieder dagegen. Es kam zu einer heftigen Kontroverse, als der Arbeiterverein «Eintracht Zürich», der zu wesentlichen Teilen aus ausländischen Sozialisten bestand, zu einer Grossoffensive gegen das Parteiestablishment startete. Anlass gab das militante Vorgehen der Stadtregierung im Streikgeschehen. Die Empörung über die Haltung der vier sozialdemokratischen Stadträte war grenzenlos. Der Aufruhr, den die Frustration und offen bekundete Verärgerung der «Eintracht» unter der Zürcher Linken verursacht hatte, war im kollektiven Gedächtnis noch präsent, als am 1. August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Sogleich entspann sich unter den Angehörigen der Zweiten Internationale und so auch den Schweizer Sozialdemokraten eine heftige Diskussion über die gegenüber der Landesregierung einzunehmende Haltung.

Burgfrieden über alles

Für einen kurzen Moment war bei einem grossen Teil der Schweizer Linken die Antikriegseuphorie des Friedenskongresses vom November 1912 vergessen. Damals hatten die im Basler Münster tagenden Delegierten der europäischen Staaten in ihrer Friedensresolution beschlossen, dass bei der Gefahr eines Kriegsausbruchs die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in den beteiligten Ländern alle Mittel aufzubieten hätten, um den Krieg zu verhindern.² Vergessen waren die übernationale Idee und die internationale Solidarität, und vergessen war namentlich die Protesthaltung der Zweiten Internationale gegen den zunehmenden Militarismus in Europa. Beim Kriegsbeginn sprachen sich die Sozialisten in den westeuropäischen Parlamenten mit überwältigender Mehrheit für die Landesverteidigung aus und stimmten den von den Regierungen geforderten Kriegskrediten zu.

Auch im eidgenössischen Parlament votierte die SP-Fraktion unter Herman Greulichs Präsidium mit Aus-

nahme der beiden Neuenburger Ernest-Paul Graber und Charles Naine «der Not der Stunde gehorchend» für die Vollmachten des Bundesrats, die ein Notverordnungsrecht für die Dauer der Kriegszeit beinhalteten, bewilligte die Mobilisierungskredite und besiegelte damit den «Burgfrieden» zwischen den Sozialdemokraten und den bürgerlichen Parteien.³ Selbst bei der «Eintracht Zürich», die am linken Rand der sozialistischen Arbeiterbewegung stand und bislang als pazifistische Hochburg gegolten hatte, brachte der Kriegsausbruch ganze Reihen von Mitgliedern ins Wanken. Die Hoffnung Franz Kuglers, «Eintracht»-Mitglied und Präsident der sozialdemokratischen «Landesorganisation der internationalen Arbeitervereine der Schweiz», dass die jahrelange Aufklärungs- und Agitationsarbeit nicht umsonst gewesen sei, dass jeder klassenbewusste Genosse zum Führer des indifferenten Proletariats werde und sich auf den Trümmern des Weltkriegs die sozialistische Gesellschaft aufbauen würde, zerschlug sich, noch bevor sie richtig ausgesprochen war.⁴ Viele Mitglieder der «Eintracht» liessen sich von der nationalen Begeisterung mitreissen und kehrten praktisch von einem Tag auf den anderen in ihr Herkunftsland zurück, um unter den Fahnen ihrer Monarchen zu kämpfen.⁵ Kläglich fielen die Idee der Sozialistischen Internationale und die Losung des Klassenkampfs mit dem Kriegsbeginn in sich zusammen. An ihre Stelle trat vorübergehend eine nationale Volkssolidarität. Das Parteiorgan «Volksrecht» der Zürcher SP, das unter der Ägide der beiden deutschen beziehungsweise in Deutschland aufgewachsenen Redaktoren Emil Hauth und Johann Sigg stand und ohnehin im Wesentlichen unkritisch dem Kurs der deutschen Parteipresse folgte, unterstützte das nationalistische Plädoyer der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, stimmte in den allgemeinen Burgfrieden-Chor ein und huldigte einem «Sozialpatriotismus», wie die Internationalisten und Pazifisten die als Verrat empfundene Kriegsunterstützung bezeichneten.⁶

Die innerparteiliche Opposition der Enttäuschten und Frustrierten

Dass die Mehrheit der in- und ausländischen Genossinnen und Genossen bereit war, alle parteipolitischen Gegensätze auf die Seite zu schieben und die pazifistischen

Der Anarchosyndikalist Fritz Brupbacher blieb als einer der wenigen Sozialdemokraten beim Kriegsausbruch der Internationale verpflichtet. Wegen des Kriegs wurde das Parteiausschlussverfahren gegen den notorischen Parteiführungskriti-

ker und Querkopf eingestellt, das einige Genossen, denen er zu un bequem geworden war, gegen ihn angestrebt hatten. Freiwillig wechselte Brupbacher 1921 zur neu gegründeten Kommunistischen Partei. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_5008-Fa-009)

Vorstellungen über Bord zu werfen, verdross all jene, die sich als wahre Sozialisten und Internationalisten empfanden. Dazu gehörte allen voran die zahlenmässig deutlich geschrumpfte «Eintracht Zürich», nachdem die verteidigungswilligen Soldaten eingerückt und vornehmlich die linksradikalen Mitglieder zurückgeblieben waren. Fritz Brupbacher, Vorstandsmitglied und dezidiertes Pazifist, der zu der Schweizer Minderheit innerhalb der «Eintracht» gehörte, hätte sich nach eigener Aussage lieber «füsillieren» lassen, als «für das Vaterland» zu kämpfen.⁷ Er stand von Anfang an kompromisslos auf der Antikriegsseite und verurteilte die Burgfriedenspolitik der Genossen auf das Schärfste. Bereits vor dem Krieg hatte er einen losen Diskutierclub ins Leben gerufen, der jeweils am Montagabend im Restaurant «Weisses Schwänli» an der Predigergasse zusammenkam. 20-30 Personen, eine Mischung aus Arbeitern und Akademikern, diskutierten dort «über alles zwischen Himmel und Erde».⁸ Nach dem Kriegsausbruch wurde dieser antimilitaristische Kreis personell erweitert. Insbesondere stiessen Literaten dazu, unter anderen solche, die später zu den Protagonisten der Dada-Bewegung gehörten. Die Einigkeit in der Frage der unbedingten Kriegsverweigerung machte Brupbachers «Schwänli» zur lokalen Antikriegsbastion.

Zu Brupbachers Antikriegstruppe gehörte der «Einträchtler» und langjährige Mitarbeiter Greulichs Jakob Lorenz. «Unbegreiflich!», schimpfte Lorenz, «Krieg! Belgiens Grenze verletzt! Es war wie ein Schrei in uns. Aber vor allem – wo blieb die Internationale? Wo waren die Proletarier? Wo die Sozialisten? Ha, die rabiatesten Einträchtler, die geschultesten Gewerkschafter zogen zum Teil freiwillig und singend ab!»⁹ Anny Klawa-Morf, eine der Pionierinnen der «Sozialistischen Arbeiterjugend», die in der «Eintracht Zürich» verkehrte, liess ihrer Enttäuschung über die Kriegseuphorie mancher



«Einträchtler» freien Lauf: «Und in der Eintracht war ich sehr enttäuscht, weil die deutschen Genossen mit Hurra-Patriotismus zum Bahnhof Zürich gewandert sind, um ihr Vaterland zu verteidigen.»¹⁰ Auch Josef Veselic, der letzte Vizepräsident der «Eintracht», bevor diese sich Ende 1916 auflöste, gab seiner Frustration über die Vereinsgenossen in seinen Erinnerungen Ausdruck: «Und dann, 1914, kam der Erste Weltkrieg und mit ihm die grosse Enttäuschung. Mit Ausnahme der sogenannten ‚Staatskrüppel‘ und einer verhältnismässig kleinen Anzahl Unverbesserlichen, die weder dem Wilhelm II. noch dem Franz Josef I. Folge leisten wollten, rückten die meisten ‚Einträchtler‘ in den Krieg ein.»¹¹

Trotzki sorgt für eine klare Antikriegsposition

Doch die patriotische Euphorie der ersten Kriegswochen verflog zumindest bei den deutschen Arbeitervereinen in der Schweiz schnell, und man besann sich auf die alte Antikriegshaltung. Angesichts der zahlreichen kriegswilligen Mitglieder, die dem Militäraufgebot gefolgt waren, nicht ganz wahrheitsgetreu, hielt die «Eintracht Zürich» in ihrem Jahresbericht fest, dass der Verein von der chauvinistischen Welle nicht berührt und seine konsequente politische Stellung durch den Krieg nicht erschüttert worden sei.¹² Tatsache ist, dass sich im Verein

zunehmend die vielen Exilrevolutionäre aus dem Zarenreich Gehör verschaffen konnten, die kurz vor und während dem Krieg nach Zürich und in den Verein gelangt waren. Wie Hefe im Sauerteig hätten sie innerhalb der schweizerischen Arbeiterbewegung gewirkt, vermerkte der Jungburschenführer Willy Münzenberg in seinen Erinnerungen.¹³ Als Leo Trotzki im September 1914 nach Zürich kam und sogleich Aufnahme im Vorstand der «Eintracht» fand, schlug er vor, eine Resolution zu verfassen, die «unseren Standpunkt zum Kriege, die Forderung, dass Schritte unternommen werden zum Wiederaufbau der Internationale und Propaganda für den Frieden zu treiben», enthalte. Trotzki forderte kompromisslos den Frieden und den Wiederaufbau der Internationale: «Wir rufen alle Arbeiter, alle Sozialisten, alle Mitglieder unserer grossen, weltumfassenden geistigen Gemeinde auf, alle Kräfte im Krieg gegen den Krieg und gegen seine Urheber und Leiter mobil zu machen, damit alle Proletarier nach dem Worte des Basler Kongresses ‚es als Verbrechen empfinden, aufeinander zu schiessen zum Vorteile des Profits der Kapitalisten, des Ehrgeizes der Dynastien, oder der höheren Ehre diplomatischer Geheimverträge‘. Wir rufen euch, Brüder, unser altes Losungswort zu, das im jetzigen Augenblick mehr denn je als eine Mahnung und Verheissung klingt: Proletarier aller Länder vereinigt euch!» Die Generalversammlung der «Eintracht» vom 7. Oktober 1914 stimmte dem Manifest mit nur drei Gegenstimmen zu.¹⁴ Die lokalen SP-Führer und Mandatsträger, die ebenfalls zur Verabschiedung von Trotzki's Manifest eingeladen worden waren, erschienen nicht. Trotzki vermutete, sie hätten es für zu riskant gehalten, zu der heiklen Frage öffentlich Stellung zu beziehen.¹⁵ Umso eifriger wurde Trotzki von «Eintracht»-Präsident Moses Mandel unterstützt. Um eine Grossaktion für den Frieden einzuleiten, hatte Mandel es offenbar in Betracht gezogen, die eben erst aufgelöste Landesorganisation in einer Konferenz zu versammeln.¹⁶

Der gut Deutsch sprechende und rhetorisch begabte Trotzki, der in der «Eintracht» auf einen grossen Kreis russischer und polnischer Politemigranten stiess, verstand es, die «Einträchler» neu für die revolutionäre sozialistische Bewegung zu begeistern und für sein Fernziel zu instrumentalisieren, eine neue, dritte Internationale auf die Beine zu stellen. Auf der Basis seiner mit

radikalem Gedankengut unterfütterten Resolution machte die «Eintracht» Opposition gegen die offizielle Burgfriedenspolitik der Partei. Es waren denn auch die Streitpunkte Militärausgaben, Landesverteidigung, Burgfrieden und internationaler Sozialismus, die zu einer markanten Flügelbildung innerhalb der zürcherischen und überhaupt der schweizerischen Arbeiterbewegung führten. Auf dem rechten Flügel befanden sich unter anderen die vier Zürcher SP-Stadträte. Jakob Vogelsanger, Emil Klöti und Paul Pflüger waren alle Grütlianner, Letzterer Präsident des schweizerischen Dachverbands, Pflüger und Klöti zudem Mitglieder der Geschäftsleitung der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Friedrich Erismann, der Mitglied der ersten Stunde der Zürcher SP war, vertrat wie die meisten SP-Gemeinderäte ebenfalls eine gemässigte politische Position. Auf dem linken Flügel standen Fritz Platten, Fritz Brupbacher, Max und Minna Tobler, alle Mitglieder der «Eintracht». Ein drittes, zentristisches Lager bildete sich um Ernst Nobs, ab 1915 Redaktor des Zürcher «Volksrechts» und nachmaliger Bundesrat, sowie Robert Grimm, der zwar als Redaktor der «Berner Tagwacht» in der Bundeshauptstadt lebte, aber als Zürcher und ehemaliger «Einträchler» noch immer stark in der Limmatstadt präsent war.¹⁷

Sozialreligiöse und Arbeiterjugend gegen den «Rausch des Nationalismus»

Weitere Opposition erwuchs der Parteiführung seit dem Kriegsausbruch vom Kreis um die religiösen Sozialisten Leonhard und Clara Ragaz sowie Paul Matthieu. Sie gehörten zu jenen Pazifisten, die dem Untergang der Internationale nachtrauerten. Unmittelbar nach der allgemeinen Mobilmachung gab Ragaz, Professor an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich und seit zwei Jahren Mitglied der SP, seiner masslosen Enttäuschung über den Zusammenbruch der Internationale in einer emotionalen Rede mit dem Titel «Warum die Sozialdemokratie versagt hat» vor dem sozialdemokratischen Abstinentenverein Ausdruck.¹⁸ Vergeblich versuchte er nachzuvollziehen, wie es vom Basler Friedenskongress, dem «grössten Erlebnis dieser Art», zum «Rausch des Nationalismus», mit dem die Völker von den Regierun-

Leo Trotzki, der spätere sowjetische Kriegskommissar, trat unmittelbar nach seiner Ankunft in Zürich im September 1914 in den Vorstand der «Eintracht Zürich»

ein und verfasste im Namen des Vereins sein berühmt gewordenes Antikriegsmanifest. (Aus: Thatcher, Ian D.: Trotsky, London 2003, Tafel 2 zwischen S. 116 und 117)

gen hypnotisiert worden seien, auch innerhalb des Sozialismus hatte kommen können.

Der Parteitag in Bern, der drei Monate nach dem Kriegsausbruch stattfand, widerspiegelte die Uneinigkeit innerhalb der SPS, die sich namentlich an der Kriegskreditfrage aufheizte. Es war dies ein Streit, der letztlich Ausdruck einer grossen Ratlosigkeit war. Man erzielte keine Einigung, die Budgetfrage wurde der Nationalratsfraktion zugespielt, und im Übrigen vertröstete man sich auf einen kommenden Parteitag. Dessen ungeachtet interpretierte die radikale Linke den Nichtentscheid des Parteitags als indirekte Annahme des Bundesbudgets, eine Zustimmung, die namentlich bei der Zürcher Arbeiterschaft für Verdruss sorgte. In Brupbachers Augen war dieser Parteitag in jeder Hinsicht ein schmähhliches Versagen der schweizerischen Partei.¹⁹ Bis zum Frühling 1915 war die innerparteiliche Opposition, die sich gegen die Burgfriedenspolitik sträubte, immerhin so stark geworden, dass das «Volksrecht»-Redaktorenteam Hauth und Sigg abtreten musste und Ernst Nobs an ihre Stelle rückte. Nobs, der zwar eher der Parteimitte zuzuordnen war, zog öfters die Linksradikalen Fritz Platten, Mieczyslaw Bronski, Karl Radek sowie Exponenten der Jugendorganisation als Autoren hinzu. Letztere nahmen den Kampf gegen die Burgfrieden entschieden auf. Die Zürcher Arbeiterschaft war von der Phase der Panik über die Phase des Bettelns wieder in die Phase des Forderns hineingetrieben worden, wie Brupbacher nun befriedigt feststellte.²⁰

Der Anführer der Sozialistischen Jugendorganisation, Willy Münzenberg, war eng mit Fritz Brupbacher befreundet und stand unter dessen Einfluss. Münzenberg war 1910 auf seiner Handwerksburschenwanderschaft nach Zürich gekommen und hatte sofort die Leitung des Jungburschenvereins Aussersihl übernommen, den Paul Pflüger um 1900 als Freizeitverein für junge Männer aus dem Arbeitermilieu gegründet hatte und der seit dem Generalstreik von 1912 eine klassenkämpferische Position einnahm. Auch die redaktionelle Leitung der «Frei-



en Jugend», des Vereinsorgans der Sozialistischen Jugendorganisation der Schweiz, dessen Vorstandsmitglied Münzenberg wurde, fiel an den jungen Aktivisten aus Erfurt. Ab 1915 war er zudem Leiter des «Internationalen Jugendsekretariats» in Bern, und ab 1916 sass er in der Geschäftsleitung der SPS. Der schweizerischen Jugendorganisation kam denn auch das Verdienst zu, als erste Organisation versucht zu haben, die Jugendinternationale neu zu beleben, was mit der Durchführung der Internationalen Konferenz der Sozialistischen Jugendorganisationen an Ostern 1915 in Bern gelang. Zu Recht hielt Münzenberg fest, dass die Jugendorganisationen in manchen Ländern zu den Führern des Gesamtproletariats, zur Avantgarde im «Kampf gegen den imperialistischen und sozialdemokratischen Verrat» wurden.²¹ Ursprünglich hatte es auch enge Verbindungen zwischen der Jugendorganisation und den religiösen Sozialisten um Ragaz gegeben.²² Mit der zunehmenden Radikalisierung der sozialistischen Arbeiterjugend entfernten sich jedoch die Standpunkte der beiden Lager. Kurz nach der Kientaler Konferenz distanzierte sich der linksradikale Flügel von Ragaz' «Liebespredigten», wie Münzenberg den sozial-religiösen Idealismus des Theologen nun nannte. Neue Leitfiguren waren gefragt, denen Münzen-



Antikriegsdemonstration der Sozialistischen Jugendorganisation auf der Zürcher Quaibrücke 1915.

(Schweizerisches Sozialarchiv, F_5008-Fb-O22)

berg und seine Anhänger in der Person Lenins begegneten, der nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt in Galizien beim Kriegsausbruch 1914 durch die Vermittlung von Viktor Adler und Robert Grimm nach Bern gelangt war. Nicht zufällig zog Lenin im Februar 1916 von Bern nach Zürich, wo er auf eine wesentlich radikalere Parteibasis traf als in Bern. In Müngenberg fand er einen seiner getreusten Weggefährten.

Die Zimmerwalder Bewegung leitet die Wende ein

Nur wenige Monate nach der Berner Jugendkonferenz taten es die Älteren den Jungen nach. Die führenden Köpfe der Sozialisten aus ganz Europa trafen sich praktisch exakt ein Jahr nach dem Kriegsausbruch, vom 5. bis 8. September 1915, in der kleinen Berner Oberländer Gemeinde Zimmerwald, wie die Jungburschen mit dem Ziel, die Kräfte der Internationale neu zu sammeln, die beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs zerbröckelt war. Robert Grimm organisierte die geheime Zusammenkunft, die in die Zimmerwalder Bewegung mündete. Noch fand bei diesem ersten Treffen der revolutionäre Standpunkt Lenins, Trozki und anderer, die für eine radikale Kampfansage an den «imperialistischen Krieg» plädierten, keine Mehrheit. Anstatt der erhofften Parteeinigung spaltete sich die Bewegung nach der Konferenz in einen sozialdemokratischen und einen revolutionären, kommunistischen Flügel.

Einen ersten markanten Schritt kamen die Gegner der Burgfriedenspolitik, die von der alten Politgarde verteidigt wurde, auf dem schweizerischen Parteitag vom November 1915 in Aarau voran. Entgegen dem Antrag der Geschäftsleitung stimmten die Genossen der Zimmerwalder Resolution, deren Kernstück das Bekenntnis zum internationalen Sozialismus war, auf Betreiben der Zürcher und Neuenburger Genossen mit grosser Mehrheit zu. Das Auseinanderbrechen der Partei konnte zwar gerade noch einmal verhindert werden, die grundlegenden inhaltlichen Divergenzen zwischen der alten und der jüngeren Führungsgarde waren jedoch offenkundig, der Parteizusammenhalt an der seit je brüchigen Nahtstelle zwischen den Grütlianern und den übrigen Parteimitgliedern eine Frage der Zeit.²³

Wenige Monate später fand vom 24. bis 30. April 1916 in Kiental und in Bern die zweite Konferenz der internationalen Sozialisten, der nunmehr als Zimmerwalder Linke bezeichneten Gruppe, statt. Die revolutionäre Richtung, von denen einige tonangebende Köpfe in Zürich stationiert waren, hatte inzwischen gegenüber dem zentristischen Flügel Terrain gewonnen. Die Konferenz sprach sich in einem Manifest dezidiert gegen den «Sozialpatriotismus» und ein längeres politisches Stillhalten aus. Stattdessen plädierte sie für die Neubelebung des revolutionären Klassenkampfes. Diese Forderung wurde wesentlich von einem Thesenpapier der «Eintracht Zürich» gestützt, das bedingungslos forderte, den

Einige «Zimmerwalder Linke» in Zürich, von links nach rechts: Bucher, Morf, Schweide, Meyer, Trostel, Münzenberg, Marti, Sauter, Böhny. Hintere Reihe: Platten, Nobs, Arnold. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Fb-0013-25)



«Völkermord» umgehend zu beenden und den Klassenkampf wiederaufzunehmen.²⁴ Es sei die Aufgabe «der auf dem Boden der Zimmerwalder Konferenz stehenden internationalen Elemente, die Friedensarmee des Proletariats zu organisieren und zu sammeln», denn der Friedenswille sei nur dort zu finden. Nicht die Erweiterung des eigenen Vaterlands könne die menschliche Gesellschaft aus der Sackgasse der kapitalistischen Widersprüche herausführen, sondern einzig die Umgestaltung der kapitalistischen Gesellschaft in eine sozialistische, die weder Staatsgrenzen noch Kapitaleexport noch Kolonien brauche. Ausserdem wurde beschlossen, dass sämtliche Parlamentsvertreter der Partei die Kriegskredite abzulehnen hatten. Es braucht nicht extra betont zu werden, dass diese Forderung zwangsläufig das Ende des Burgfriedens bedeutete.

Die Kientaler Konferenz war stark von den Delegierten der «Eintracht Zürich» geprägt. Im Vereinsbericht der «Eintracht» vom Juli 1916 unterstützte Mieczyslaw Bronski, der neue Vereinspräsident und einer von Lenins engsten Freunden, denn auch das Fazit der Kientaler Konferenz. Resoluter als je zuvor sagte die «Eintracht» unter dem Einfluss der russisch-polnischen Vereinsleitung der «herrschenden Klasse» den Kampf an. Die sozialistische Internationale preisend, betonte Bronski, die Sozialdemokratie müsse als proletarische Partei eine Kampfpartei sein oder sie werde gar nicht sein.²⁵ Er appellierte an den Kampfwillen der «Eintrachtler»: «Die Not, der Hunger, sorgen überall dafür,

dass dem Proletariat zum Bewusstsein kommt, dass wenn es schon sein Leben in die Schanze schlagen muss, dies aus anderen Interessen geschieht, als in dem des Kapitalismus und der herrschenden Klasse. Diese Entwicklung soweit als möglich zu beschleunigen, dies sei unser Wunsch und unser Gelöbnis am Ende des zweiten Kriegsjahres.»²⁶

Die Antikriegshaltung der «Eintracht» hatte mittlerweile auch eine Mehrheit bei den Zürcher Genossen gefunden, wie eine Parteiversammlung der SP der Stadt Zürich im Juli 1916 zeigte, die sich über drei lange Abende erstreckte. Es kam zu heftigen Debatten, bei der die Nationalratsfraktion und namentlich ihr Präsident, Herman Greulich, einmal mehr unter starken Beschuss gerieten. Der in den 1860er-Jahren zugewanderte Buchbinder-geselle aus Breslau, der als Vater der Zürcher SP und der schweizerischen Arbeiterbewegung schlechthin galt, stand plötzlich zusammen mit seinen Mitstreitern in der Schusslinie der aufstrebenden, jungen Generation, die von Lenins Bolschewismus begeistert war und resolute Handeln forderte. Auch Robert Grimm, der sich beim Kriegsbeginn noch für die Landesverteidigung ausgesprochen hatte, sah sich von schärfster Genossenschelte in die Ecke gedrängt und zur Rechtfertigung genötigt. Seit dem Kriegsausbruch wirke das Auftreten der Nationalratsfraktion wie der Misston einer gesprungenen Glocke, so Ernst Nobs, frischgebackener Gemeinderat und Präsident der Stadtzürcher SP. Zu sehr hätten die Fraktionsmitglieder ihre persönlichen Überzeugun-

gen vertreten, anstatt in Übereinstimmung mit den Massen der Parteigenossen zu handeln. Es sei aber klar, dass die Landesverteidigung im Zeitalter des Imperialismus nicht mehr aufrechterhalten werden könne.²⁷ Noch schärfer ging der «Einträchtler» Fritz Platten mit der alten Führungsgarde ins Gericht: Zürichs Politik sei links orientiert, seine Abgeordneten aber gingen rechts, hielt er fest.²⁸ Nebst einer Kriegskreditverweigerung und der Demobilisation der Armee forderte die Mehrheit der anwesenden Genossinnen und Genossen, dass die Fraktionsstätigkeit durch die «Aktion der Massen» unterstützt werde und dass die Fraktion «Ausdruck des revolutionären Klassenkampfes der Massen» werde.²⁹

Nebst dem Unmut über das Verhalten der Parteivertreter heizten die längst offensichtlich gewordenen Kriegsfolgen die explosive Stimmung des Versammlungsmarathons von Anfang 1916 im überfüllten Volkshaus auf. Die wirtschaftliche Situation hatte sich in den anderthalb Kriegsjahren zunehmend verschlimmert, die Preise waren bei gleichbleibenden Löhnen laufend gestiegen, und immer mehr Menschen waren unterstützungsbedürftig geworden. Seitens der herrschenden Schichten zeichnete sich jedoch kein Entgegenkommen ab, was zu laut geäussertem Missmut in den breiten Arbeiterschichten führte. Der Linken brachte diese soziale Unzufriedenheit Zulauf für die Partei und die Gewerkschaften, auch in den industrialisierten Gegenden auf dem Land. Zu offensichtlich war das ökonomische Leiden der einen angesichts des Gewinns durch Warenspekulation und Waffenexport der anderen. Teilnehmerstarke Streiks und blutige Ausschreitungen waren die Ventile der sozialen Kluft, die sich in der Limmatstadt nicht nur stimmungsmässig, sondern auch optisch zeigte. Zu Antiteuerungsdemonstrationen war es bereits mehrmals gekommen. Anlässlich des Nationalfeiertags 1916 verschaffte sich die radikale Arbeiterjugend in ersten Krawallen Luft. Gemeinsam mit dem Arbeiterinnenverein hatte sie zu einer Zusammenkunft im Sihlhölzli und einem anschliessenden unbewilligten Marsch durch die Innenstadt gegen den «Klimbim der Bourgeoisie» aufgerufen. Als die Stadtpolizei den Demonstrationszug an der Uraniastrasse aufhalten und die Fahnen beschlagnahmen wollte, kam es zu heftigen Zusammenstössen zwischen den Demonstrierenden und den Ordnungskräften. Es war dies der Auftakt zu einer ganzen Reihe von

Bildungskurs der Sozialistischen Jugendorganisation: der polnische Bolschewist und letzte «Eintracht»-Präsident Mieczyslaw Bronski, enger Vertrauter Lenins und später ein Opfer der Stalin'schen «Säuberungen»

(Zweiter von links), Herman Greulich (Bildmitte), rechts von ihm Ernst Nobs, in der zweiten Reihe hinter Nobs Willy Münzenberg. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Fb-0007-02)

Demonstrationen und Krawallen der radikalen Arbeiterjugend.

Dass das parteitaktische Umschwenken nach links aber weiterhin vor allem in der Zürcher SP stattfand, zeigte der schweizerische Parteitag vom 4./5. November 1916 in Zürich. Zwar deutete die äusserst schwache Teilnahme der Grütlianer auf einen Machtumschwung hin. Nur noch 75 Grütlianer-Delegierte fanden den Weg ins «Kaufleuten», nachdem es ein Jahr zuvor noch 176 gewesen waren. Der Entscheid der Grütlivereine, aus der SP auszutreten, war in den folgenden Monaten nur noch Formsache. Tatsächlich erfolgte auch ein Personalwechsel in der Geschäftsleitung. Emil Klöti löste Friedrich Studer als Parteipräsident ab, mit Willy Münzenberg, der den konservativen Johann Sigg ersetzte, nahm nicht nur ein Vertreter der jungen Radikalen, sondern erstmals ein Ausländer Einsitz in der nationalen Geschäftsleitung der Partei. Herman Greulich trat als Fraktionspräsident zurück und gab das Amt an Hans Affolter weiter. Trotzdem fanden die radikalen Anträge der Zürcher bezüglich Militärkreditverweigerung und Massenaktionen gegen Teuerung und Arbeitslosigkeit keine Parteitagsmehrheit. Und als kurz danach die Zimmerwalder Linke einen Sonderparteitag zur Besprechung der Militärfrage verlangte, liess der schweizerische Parteivorstand verlauten, es sei zu heikel, mitten im Krieg das Thema der Landesverteidigung auf das Tapet zu bringen. Die Diskussion über die Einberufung eines Sonderparteitags macht allerdings deutlich, dass selbst in der Zürcher Partei längst nicht alle Mitglieder auf die radikale linke Ausrichtung der Zimmerwalder Bewegung eingeschwenkt waren. An einer städtischen Parteiversammlung im Januar 1917 gab es zahlreiche Stimmen, zu denen auch jene von Nobs gehörte, die einem Sonderparteitag zur Militärfrage nichts abgewinnen konnten und befürchteten, dass die Mehrheit der Arbeiterschaft die Verweigerung der Landesverteidigung ohnehin nicht guteheissen würde. Nach wiederum scharfen

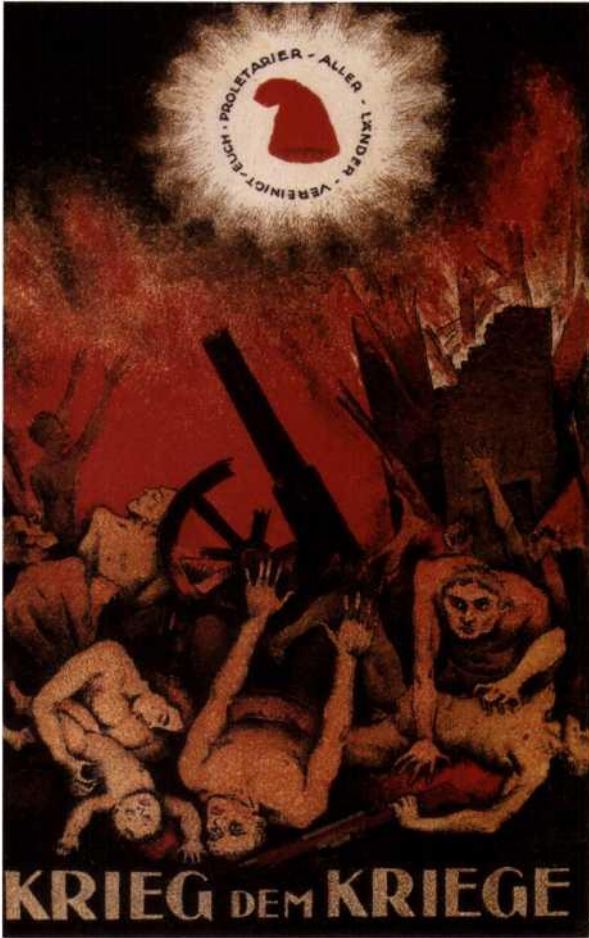


Auseinandersetzungen kam es zum Eklat. Die Wahl Mieczyslaw Bronskis, eines Vertreters der Zimmerwalder Linken und demnach Befürworters des Militärsonderparteitags, in den Vorstand führte zum unmittelbaren Rücktritt von vier Vorstandsmitgliedern. Obwohl eine Untersuchung, welche die Richtigkeit des Wahlvorgangs abzuklären hatte, zum Schluss kam, dass Bronskis Wahl rechtens war, erklärte Parteipräsident Nobs angesichts einer drohenden Spaltung die Wahl für ungültig und berief Neuwahlen ein. Diesmal wurde Bronski nicht mehr gewählt.³⁰

Bronskis Nichtwahl im zweiten Wahlgang ist in vielerlei Hinsicht interessant. Zum einen zeugt sie zweifellos von persönlichen Aversionen gegen seine Person und seine Funktion als letztem Präsident der «Eintracht Zürich», mit der es bis zu ihrer Auflösung auf Ende 1916 seitens des reformistischen Teils der SP jahrelange Reibereien und Machtkämpfe gegeben hatte. Zum anderen machen die Annahme und kurz darauf die Ablehnung von Bronskis Kandidatur deutlich, wie unschlüssig beziehungsweise widersprüchlich die Stellungnahmen selbst innerhalb der Zürcher SP-Führung gegenüber dem radikalen Kurs der Zimmerwalder Linken waren. Der monatelange, leidige Streit um die Abhaltung eines Son-

derparteitags zur Militärfrage, der sowohl im nationalen Parteivorstand als auch in den lokalen Parteiversammlungen immer wieder aufkam, zeugt ebenso von der Angst, eindeutig Stellung gegen die Landesverteidigung zu beziehen und somit die Burgfriedenspolitik klar und offiziell aufzukündigen.

Der ausserordentliche «Militärparteitag» fand schliesslich doch statt, nachdem der Druck auf den schweizerischen Parteivorstand immer grösser geworden war. Die Tagung am 9. und 10. Juni 1917 im Berner Volkshaus stand ganz im Zeichen der Begeisterung für «das siegreiche Fortschreiten der russischen Revolution». In euphorischer Stimmung verhandelten die 343 Genossinnen und Genossen die traktandierten Kientaler Resolutionen und die Militärfrage. Erstere wurden auf Antrag der Sektion Zürich, den Platten und Nobs begründeten, angenommen. Ausserdem sprach sich die Mehrheit der Delegierten dafür aus, künftig sämtliche militärischen Absichten der Landesregierung kategorisch abzulehnen.³¹ Damit schwenkte die SPS tatsächlich auf den Zimmerwalder Kurs ein, doch blieb es bei einem theoretischen Lippenbekenntnis. Praktische Konsequenzen der Parteitagsresolutionen fassten die Delegierten mit Ausnahme des Beschlusses, künftig die Kriegskredite zu verweigern, nicht ins Auge. Indem sich



kurz nach dem Parteitag neun Mitglieder der Nationalratsfraktion, zu der die Zürcher Greulich, Seidel und Pflüger gehörten, öffentlich diesem praxisorientierten Entscheid widersetzten, wurde auch dieser Etappensieg der Zimmerwalder Linken sogleich wieder entwertet, und die Uneinigkeit der Parteispitze lag einmal mehr offen.

Mittlerweile waren in der «Sozialistischen Arbeiterjugend» die inhaltlichen und strategischen Divergenzen derart aufgeköcht, dass die Organisation im Sommer 1917 vor der Zerreißprobe stand. Auch hier waren taktische Meinungsverschiedenheiten, gepaart mit persönlichen Machtkämpfen die Ursache, namentlich zwischen den Kontrahenten Münzenberg und Joggi Herzog, dem Anführer der Gruppe «Forderung». Die Spaltung konnte zwar haarscharf verhindert werden, die Jugendorganisation ging dennoch arg gebeutelt aus dem harten Bandagenkampf zwischen den Führungskräften hervor; der Mitgliederverlust war enorm.³² Hinzu kamen Polizeimassnahmen, welche die Führungsgarde vorübergehend lahmlegten.

Die 1.-Mai-Postkarte der SPS von 1916 drückt scheinbare Einigkeit aus. Das Spektrum der Vorstellungen über das Wie und Wann des Kriegsendes war jedoch sehr breit. (Vorwärts – und nicht ver-

gessen. Ein historisch-volkstümliches Bilderbuch zur 100jährigen Geschichte des 1. Mai in der Schweiz, hg. Von Roland Gretler, Zürich 1990, S. 22)

Praktisch zeitgleich mit dem Sonderparteitag erschien in der «Freien Jugend» anonym Fritz Brupbachers Pamphlet «Aufruf des Gottfried Stutz an die Schweizer Armee», eine Persiflage auf das Vaterland, das die Linke geheim unter den Schweizer Soldaten zirkulieren liess. Damit rief der Armenarzt von Ausser-sihl, der seine radikal antimilitärische Haltung nie aufgab, die Arbeiterschaft auf, nicht länger vor der Obrigkeit zu kuschen, sondern endlich zu handeln und sich der heuchlerischen Burgfriedenspolitik zu widersetzen.³³ Brupbacher beschränkte sich während der ganzen Kriegszeit nebst den Diskussionen in seinem «Schwänli-Club» auf das Publizieren von Antikriegsschriften. Ein politisches Mandat lehnte er aufgrund seiner Verachtung für die seiner Meinung nach opportunistischen «Politikanten» und «Partei bonzen» ab.

Der Ausbruch der Oktoberrevolution in Russland riss die Schweizer Sozialdemokraten schliesslich aus der innerparteilichen Agonie heraus. Lenin und seine Anhänger, aber auch die Menschewiken hatten Zürich im April 1917 und in den darauffolgenden Wochen verlassen. Im November des Jahres kam es in Zürich im Anschluss an den Ausbruch der Oktoberrevolution zu zahlreichen sozialen Unruhen und Ausschreitungen. Eine Sympathiemanifestation der Zürcher Arbeiterschaft für die russischen Genossen, die mit einer Kundgebung für die Beendigung des Kriegs einherging und von rund 2'500 Soldaten gewaltsam niedergeschlagen wurde, löste die Novemberunruhen von 1917 aus und befeuerte die ohnehin schwelende soziale Unzufriedenheit. Es folgten politisch bis auf das Äusserste gespannte Monate, die schliesslich in den Generallandesstreik mündeten, zu deren Anführern Grimm und Platten gehörten. Auch Ragaz stellte sich auf die Seite der streikenden Arbeiterschaft. Trotz einiger Achtungserfolge der Streikenden taxierte die Linke selbst den Streik als nicht erfolgreich. So machte der Landesstreik denn vor allem deutlich, wie stark während der Kriegsjahre die inhaltlichen Gegensätze zwischen den traditionell-reformistischen und den radikal-revolutionär gesinnten Flü-

geln gewachsen waren. Die parteiinterne Krise endete in der Parteispaltung, die sich schon länger abgezeichnet hatte, und zog die Gründung der Kommunistischen Partei der Schweiz nach sich. Zuviel Geschirr war während der vergangenen Jahre innerhalb der Partei zerschlagen worden, zu kompromisslos waren die Protagonisten in-

folge persönlicher Animositäten. Zwar entstand eine neue, dritte Internationale, sie wurde jedoch nicht von einer geschlossenen Parteibasis getragen. Es war die Internationale der von Moskau gesteuerten Kommunisten. Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz ging ihren eigenen Weg.

Anmerkung

- 1 Zu den Auseinandersetzungen anlässlich des Zürcher Generalstreiks vgl. Huser, Karin: Bildungsort, Männerhort, politischer Kampfverein. Der deutsche Arbeiterverein «Eintracht-Zürich» (1840-1916), Zürich 2012, S. 419 f.
- 2 Ausserordentlicher Internationaler Friedenskongress zu Basel am 24. und 25. November 1912, Berlin 1912, S. 23.
- 3 Jahrbuch der SPS und des Grütlivereins 1914, Zürich 1915, S. 9.
- 4 Schweizerisches Sozialarchiv (SSA), Jahresbericht der Landesorganisation der deutschen und österreichisch-ungarischen Sozialdemokraten in der Schweiz, 1914, S. 3.
- 5 Anfang 1915 befanden sich von 889 Mitgliedern 370 im Kriegsdienst. Bei der letzten Erhebung, im Juni 1916, leisteten von den verbleibenden 373 Mitgliedern 206 Männer Kriegsdienst.
- 6 Volksrecht, 1914-1918; Heeb, Fritz: Aus der Geschichte der Zürcher Arbeiterbewegung. Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum des «Volksrechts», Zürich 1948, S. 127 ff.
- 7 Brupbacher, Fritz: 60 Jahre Ketzer, Zürich 1935, S. 193.
- 8 Ebd., S. 188, 190.
- 9 Lorenz, Jakob: Erinnerungen eines simplen Eidgenossen, Erlenbach bei Zürich 1935, S. 280.
- 10 Auszug eines Tonbandinterviews mit Anny Klawa in: Stiftung Studienbibliothek (Hg.): Wili Münzenberg. Eine Dokumentation zur Münzenberg-Tagung im September 1989 in Zürich, Zürich 1990, S.32.
- 11 Veselic, Josef: Die alte Eintracht am Neumarkt vor 50 Jahren. Erinnerungen, Zürich 1959, S. 15. Veselic liess sich 1915 in Zürich einbürgern und heiratete eine Schweizerin. Vgl. Bürgeretat der Stadt Zürich 1922.
- 12 SSA, K1073, Jahrbuch Eintracht 1913/14, S.28.
- 13 Münzenberg, Willy: Die dritte Front. Aufzeichnungen aus 30 Jahren proletarischer Jugendbewegung, [Berlin] 1978 (Erstausgabe 1930), S. 170; Jost, Hans Ulrich: Linksradikalismus, Bern 1973, S. 69.
- 14 SSA, Ar 3.20.5, Vorstandprotokoll «Eintracht»; SSA, Ar 101.10.3, Fritz Brupbacher, Tagebuch 23,26.9.1914, S. 105. Die Resolution ist vollständig abgedruckt in: Volksrecht, 15.10.1914; Jahresbericht der «Eintracht» 1913/14, S. 29-32.
- 15 Trotzki, Leo: Mein Leben. Versuch einer Autobiographie, Hamburg 1990, S. 210. Trotzki gehörte während der ersten internationalen Konferenz zu jenen Teilnehmern, die einen Entwurf für das «Zimmerwalder Manifest» verfassten. Vgl. Lademacher, Horst (Hg.): Die Zimmerwalder Bewegung, Protokolle und Korrespondenz, 2 Bände, Den Haag 1967, Bd. 1, S. 134-137.
- 16 Das von Uerner, Klaus: Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Kolonienbildungen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Frauenfeld 1976, S. 429, zitierte Dokument SSA, KS 335/239-16, fehlt. Zur Person Mandels vgl. Huser, Bildungsort (wie Anm. 1), S. 288.
- 17 Petersen, Andreas: Radikale Jugend, Zürich 2001, S. 339.
- 18 Ragaz' Rede wurde als Artikel gedruckt: SSA, Hg3i5, Die Ähre, 4.10.1914. Vgl. auch den Beitrag von Carlo Moos im vorliegenden Buch.
- 19 Brupbacher, Fritz: Zürich während Krieg und Landesstreik, Zürich 1928, S. 46.
- 20 Ebd., S. 56.
- 21 [Münzenberg, Willy]: Sie ist nicht tot. Bericht der internationalen Konferenz der sozialistischen Jugendorganisationen, abgehalten in Bern den 4., 5. und 6. April 1915, Zürich 1915, S. 13.
- 22 Münzenberg, Willy: Die Dritte Front, Berlin 1930, S. 148 f.
- 23 Volksrecht, 22.11.2015; Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei 1915, S. 28.
- 24 «Thesen des Sozialdemokratischen Vereins Eintracht Zürich. Beschlossen in den Versammlungen vom 12. und 19. März 1916. Zur Vorlegung der II. Internationalen Sozialisten-Konferenz Mai 1916 als Unterlage für ein zu erstellendes Manifest», in: IISG, Robert Grimm Papers H 27; abgedruckt bei Lademacher, Die Zimmerwalder Bewegung (wie Anm. 15), Bd. 2, S. 527-530.
- 25 Trotzki, Bronski und Charitonow, die sich wesentlich im Arbeiterverein einbrachten, hatten an der Kientaler Konferenz vom April 1916 teilgenommen und sich dort – im Einklang mit Lenin – für die Gründung der Dritten Internationale ausgesprochen.
- 26 SSA, KS 335/239 ZII, Bericht Eintracht, 26.7.1916, S. 2.
- 27 Volksrecht, 12.7.1916.
- 28 Ebd., 19.7.1916.
- 29 Ebd., 25.7.1916.
- 30 SSA, Ar. 32.11.3, SP Stadt Zürich, Protokolle der Vertrauensmännersitzung, 6.2.1917, 27.2.1917; vgl. auch Huser, Bildungsort (wie Anm. 1), S. 424 ff.
- 31 SSA, K 96, Protokoll des a. 0. Parteitages 1917 in Bern, S. 13 ff.
- 32 Jost, Linksradikalismus (wie Anm. 13), S. 142 f.
- 33 Freie Jugend, Nr. 16,30. 6.1917.

Aufmarsch der Kavallerie am Paradeplatz während des Generalstreiks am Samstag, 9. November 1918. (Stadtarchiv Zürich, V.L. 82)



Rudolf Jaun

Militärgewalt und das «revolutionäre» Gravitationszentrum Zürich 1917-1918

Das rechte Generalstreiksnarrativ, welches einen von der Armee verhinderten Revolutionsversuch unterstellt, und das linke Generalstreiksnarrativ, welches eine von der Armee niedergeschlagene Manifestation der Arbeiterschaft beschreibt, sind sich in einem Punkt einig: «Die eigentliche Kraftprobe sollte sich in Zürich abspielen.» So formulierte es Peter Dürrenmatt 1963 in seiner «Schweizer Geschichte». Er sah im Generalstreik den Versuch, die Verfassung auf «unrechtmässigem, revolutionärem Weg» zu verändern. Auf der anderen Seite hielt Hans Ulrich Jost 1977 im «Handbuch der Schweizer Geschichte» fest, nach 1917 habe der «klassenkämpferischen Antimilitarismus» um sich gegriffen.

Zwei Akteure bestimmten die Phasen des Landesgeneralstreiks vom November 1918: die Zürcher Arbeiterunion und der auf Zürich fixierte General Ulrich Wille. Wille ortete in dieser Stadt eine «latent vorhandene Disposition zu Krawallen, Generalstreik und Revolution».¹ Am 6. November 1918 marschierten zwei Kavalleriebrigaden und zwei Infanterieregimenter Richtung Zürich. Dies deutete nicht nur die Arbeiterunion Zürich als «Provokation», sondern auch das Oltener Aktionskomitee (OAK), welches seit Anfang 1918 landesweit die politischen Aktionen der Gewerkschaften und der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz koordinierte. Das OAK beschloss nach längeren Diskussionen



«Einbringen von Ruhestörern». Als symbolische Trophäe wurde diese Fotografie, die verhaftete Streikende im November 1918 im Hof der Kaserne Zürich zeigt, 1924 in der Regimentsgeschichte des Dragoner-Regiments 6 publiziert. (S. 195)

einen auf 24 Stunden befristeten landesweiten Protest-Generalstreik gegen das Truppenaufgebot.² Der Bundesrat stellte sich gegen einen Rückzug der Truppen, und die Zürcher Arbeiterunion war nicht bereit, den Proteststreik abubrechen. Auf eigene Faust beschloss diese, unbeschränkt weiterzustreiken und setzte damit das OAK unter Zugzwang. Dieses rang sich durch, einen unbefristeten Landesgeneralstreik auszurufen, den Rückzug der Truppen zu fordern und einen Katalog politischer und sozialer Forderungen zu präsentieren.³

Die Stadt Zürich zeigte sich seit 1917 als diffus fassbarer Ort latenter linker Aktionen und wuchernder rechter Revolutionsimaginationen. Im November 1918 wurde Zürich zum manifesten Gravitationszentrum des sich in drei Phasen abspielenden Landesgeneralstreiks. Zürich wurde zur zentralen Bühne der «Kraftprobe». Dieser Befund regt dazu an, die sich steigernde Dynamik linker Agitation und militärischer Präsenz in Zürich über den Zeitraum Herbst 1917 bis Herbst 1918 zu betrachten und das Handeln der Hauptakteure als Inszenierung politischer Kommunikationsgesten zu verstehen.⁴ Leise ist diese Perspektive in der Geschichtsschreibung schon angedeutet worden. In der Zürcher Kantonsgeschichte von 1994 wird das Kapitel «Der Dämon des Bürgerkrieges» mit dem Hinweis geschlossen, dass sich der Generalstreik in ein bekanntes eidgenössisches «Verhaltensmuster» einfüge: «Nachdem am gegenseitigen Droh- und Imponiergehabe Kräfteverhältnisse und Kampfbereit-

schaft deutlich geworden waren, setzte man sich wieder zusammen, noch ehe die Eskalation nicht mehr umkehrbar war.»⁵ Welch eminenten Stellenwert dem «Droh- und Imponiergehabe» in der sich zuspitzenden Ereigniskette des Landesgeneralstreiks zukam, brachte der Chefredaktor des Zürcher «Volksrechts», Ernst Nobs, gleich nach dem Generalstreik auf den Punkt: «Das Aktionskomitee war immer stark in grossen tönenden Worten, in bombastischen Drohungen. Es war ein Meister der theatralischen Regie. Aber es war nichts dahinter. Es blieb Mache, berechnet auf optische Täuschung. Ein Windhauch blies die gemalte Szenerie zusammen.»⁶

Der vorliegende Aufsatz macht es sich zur Aufgabe, die Dynamik der Inszenierung von linker Agitation und der Androhung von Militärgewalt im «revolutionären» Gravitationszentrum Zürich von 1917 und 1918 zu untersuchen.

Linksradikale und linke Formationen in Zürich

Seit dem 1. August 1916 machten sich Aktionen linker Gruppierungen auf Strassen und Plätzen der Stadt Zürich bemerkbar. Diese schlossen ein Agieren gegen Personen und Sachen ein und steigerten sich wiederholt zu Tumulten und Krawallen. Die beteiligten linken Formationen, die sich während ihrer Aktionen wiederholt von-

Truppeneinsatz als Satire: Bewachung eines Kartoffeltransportes.
Zeichnung im Nebenspalter von Czerpien;
5. Dezember 1914.



einander distanzierten, über einzelne Mitglieder jedoch Kontakt hielten, instrumentalisierten während Manifestationen andere Gruppierungen für sich. Dieses Phänomen soll anhand der Novemberunruhen von 1917, der Junidemonstrationen von 1918 und des Bankbeamtenstreiks vom Oktober 1918 dargelegt werden.

Die sich über drei Tage erstreckenden Krawalle von November 1917 zeigten erstmals die ganze Palette linker und affilierter Gruppierungen, die im öffentlichen Raum ein grosses Publikum – die Massen – suchten.⁷ Den Anstoss gab ein Auftritt der als Stand- und Strassenredner bekannten Pazifisten Max Daetwyler und Max Rotter im Zürcher Volkshaus. Sie wetterten gegen den Krieg und beschworen die Revolutionierung der Gesellschaft, waren aber in keiner Weise in den sozialistischen Organisationen aktiv. Eine Verbindung zu den beiden Aktivisten ergab sich durch die Bekanntmachung ihrer Auftritte in der sozialdemokratischen Tageszeitung «Volksrecht». Von der Veranstaltung am 15. November erfuhren so auch die sozialistischen Jungburschen und viele nicht organisierte Jugendliche, welche so zahlreich kamen, dass die Veranstaltung auf den Helvetiaplatz verlegt werden musste. Daetwyler forderte dazu auf, das Militär durch Massendienstverweigerung aus den Angeln zu heben. Zudem solle mit einer «Demonstration der Tat» sofort ein Anfang gemacht und eine in der Nähe liegende Munitionsfabrik kaltgestellt werden.

Die jugendliche Versammlung liess sich darauf ein, drang sogar zu zwei Munitionsfabriken vor und nötigte die Belegschaft, die Produktion einzustellen. Dies hatte eine polizeiliche und militärische Intervention zur Folge.

Auf den Folgetag wurde mit Flugblättern mobilisiert: «Arbeiter, Sozialisten! Heraus! Marschier auf wie ein Mann: Es gilt die Tat. Die internationale Aktion der Arbeiter, der Munitionsarbeiterstreik muss her! [...] Wer nicht kommt, ist ein Verräter am Sozialismus. Auf zur Tat! Die Sozial-Radikalen.»⁸ Die Diktion verrät, dass nicht mehr die Pazifisten Daetwyler und Rotter die Bewegung dominierten, sondern Aktivisten aus dem Umkreis der sozialistischen Jungburschen und der Gruppe «Forderung» um Jakob Herzog, einer dissidenten, anarchistisch-revolutionären Gruppierung, welche den Krawall suchte.⁹ Herzog rief zur Revolution auf und sein Streitgenosse Hans Heinrich Itschner forderte dazu auf, am nächsten Abend bewaffnet zu erscheinen. So geriet der zweite Veranstaltungsabend zu einem veritablen Krawall mit Steinwürfen gegen die Polizei, Barrikadenbau, dem Gebrauch von Säbeln auf Seiten der Polizei und Schiessereien, die zu vier Toten (zwei Arbeiter, ein Polizist, eine unbeteiligte Frau auf einem Balkon) und einer Militärintervention führten. Einzelne Aktivisten der sozialistischen Jungburschen traten als Redner auf, während Münzenberg lediglich Tuchföhlung hielt und am zweiten Aktionsabend «in der Menge nach Traber,

Nobs und Platten» suchte, aber nur Platten fand.¹⁰ Diese Episode weist auf wichtige Akteure der sozialistischen Organisationen hin, die an spontanen Massendemonstrationen interessiert waren, diese jedoch in von ihnen kontrollierte Aktionen überführen wollten. Platten schlug an der Vertrauensmännerversammlung der SP gleichentags vor, die Partei solle am «folgenden Tag eine Protestkundgebung an die Hand nehmen», was die Vertrauensmänner aber ablehnten. Links aussen wehrte sich die Gruppe «Forderung» gegen eine Einvernahme durch die stärkste sozialistische Organisation auf dem Platz Zürich, die Arbeiterunion, die Dachorganisation des Gewerkschaftskartells und der Sozialdemokratischen Partei, die sich als Organisation klar von den Krawallen distanziert hatten.

Die beiden Krawallnächte konnten als Szenario einer diffusen, wenig zielgerichteten Revolte gelesen werden. Sie liessen erkennen, welche linken Aktivisten in Zukunft Interesse an der Instrumentalisierung solcher spontaner Bewegung zeigten. Der Regierungsrat reagierte darauf mit einer Einschränkung der Versammlungsfreiheit.

Nach der Wiederherstellung dieses Rechts Anfang 1918 beurteilte der Platzkommandant in einem Bericht an General Wille die Lage folgendermassen: «Sofort setzte nun aber wieder eine wilde Agitation ein. Öffentliche und geschlossene Demonstrationsversammlungen wurden jede Woche abgehalten, und wenn in den öffentlichen Versammlungen die Sprache der Redner als massvoll bezeichnet werden muss, so ist doch nicht daran zu zweifeln, dass durch die Massensuggestion die Menge aufgehetzt worden ist, umso mehr, als sich in der Menge immer wieder die Jungburschenschaft breit machte. Immerhin kam es nie zu Ausschreitungen.»¹¹

Dies sollte sich nach dem 1. Mai, der ohne Ausschreitungen über die Bühne gegangen war, ändern. Die Arbeiterunion integrierte erstmals Frauen als Identifikations- und Sympathieträgerinnen in ihre Kampagne. Diese sollten die spezifische Not der Arbeiterfrauen angesichts der Teuerung und Lebensmittelknappheit bezeugen. Nach einem Marsch vom Volkshaus zum Rathaus sollten die Frauen eine Resolution überreichen, was das Parlament jedoch ablehnte. Darauf organisierte die Arbeiterunion am 14. Juni 1918 auf dem Münsterhof eine Grossveranstaltung mit über 10'000 Personen. Eine Resolution versprach den «Frauen jede Unterstützung»

der Zürcher Arbeiterschaft.¹² Danach sollte die Arbeiterunion noch einen Instrumentalisierungsversuch Jakob Herzogs und der Jungburschen erleben. Diese versuchten mit einer Radau-Demonstration durch die Bahnhofstrasse die Menge für ihr revolutionäres Vorgehen einzunehmen: «Wir setzen uns über die Köpfe der Sozialdemokraten hinweg; denkt an Zimmerwald und Lenin, wir wollen handeln, nicht nur demonstrieren.»¹³ Obwohl Ordnungstruppen eingriffen, verlief die Nachdemonstration «avant la lettre» ohne grössere Gewaltakte. Sie gab jedoch Anlass, Herzog zu verhaften. Wille drohte, andernfalls alle Ordnungstruppen aus Zürich abzuziehen. Die Verhaftung Herzogs erfolgte vor dem Rathaus im Rahmen einer zweiten Frauendemonstration. Unverzüglich formierten Manifestanten und durch «Ausrufen» mobilisierte Jungburschen einen Zug, der via Bahnhofstrasse zur Polizeikaserne marschierte, um dort «nach dem bekannten Muster von La Chaux-de-Fonds» Herzog zu befreien.¹⁴ Der Kavallerieschwadron im Inneren des Kasernenhofs begegneten die «Befreier» mit «höhnischen Zurufen, mit Gejohle und Pfiffen».¹⁵ Am Gittertor der Polizeikaserne entstand plötzlich ein Gerangel, welches Platzkommandant Oberst Reiser als Befreiungsversuch interpretierte. Er befahl, gegen die Manifestierenden vorzugehen. Dies misslang beinahe, weil es einem Jungburschen vorerst gelang, die Kavalleristen einzuschliessen. Darauf erzwang ein Offizier mit gezogener Pistole die Öffnung des Tors. Die Berittenen verfolgten nun die Manifestanten Richtung Sihlbrücke. Dort vermischten sich Demonstranten, heimkehrende Werk tätige und Kavalleristen, was zu wüsten Szenen führte.

Diese spontan entstandene Befreiungsaktion blieb politisch folgenlos, verfestigte aber bei Rechts und Links Vorurteile und Stereotypen. Konkret distanzieren sich Arbeiterunion Zürich und OAK endgültig von der Gruppe «Forderung» und sogar von den Jungburschen.

Anlässlich des Bankbeamtenstreiks vom 30. September und 1. Oktober 1918 versuchte der «Hitz- und Wirrkopf» Herzog ein letztes Mal, eine Aktion der Arbeiterunion für eine Revolution zu instrumentalisieren. Gegen Ende des Ersten Weltkriegs begannen sich in der Schweiz auch die Bankangestellten zu organisieren.¹⁶ Der Bankpersonalverband auf dem Platz Zürich orientierte sich zunehmend am Vorbild der Gewerkschaften und strebte in der zweiten Hälfte des Teuerungsjahres

1918 eine Lohnvereinbarung an, wie sie für die Angestellten der Kantonalbank eben eingeführt worden war, ebenso die Anerkennung ihres Verbands bei Lohnverhandlungen. Der Verband der Banken wehrte sich mit Händen und Füssen gegen eine solche Regelung des Arbeitsverhältnisses ihrer Angestellten. Ende September rang sich der Bankpersonalverband unter dem Einfluss seines partiell sozialdemokratisch orientierten Vorstands schliesslich dazu durch, für seine beiden Forderungen zu streiken. Zum Erstaunen des Bankenverbands hatten ihre organisierten Angestellten neben der Arbeiterunion mit ihren zahlreichen streikerfahrenen Gewerkschaften den Regierungsrat sowie den Kantonsrat auf ihrer Seite. Das war für die völlig streikungewohnten Bankbeamten entscheidend. Die Gewerkschaft der Strassenbahner stellte ihnen dienstfreie Tramangestellte zur Verfügung, welche wussten, wie Streikposten aufgezo-gen und Betriebskontrollen durchgeführt werden. Der erste Streiktag war der 30. September 1918 und nur wenige Streikbrecher nahmen die Arbeit auf. Der Bankenverband war bereit, das Lohnreglement der Kantonalbank zu übernehmen, wollte aber den Personalverband nicht anerkennen. Am zweiten Streiktag, als die Verhandlungen über die Anerkennung des Personalverbands sich dahinzogen, nutzte die Arbeiterunion die Gelegenheit und setzte auf 1 Uhr nachmittags einen lokalen Generalstreik an, welcher weitgehend beachtet wurde. Die öffentlichen Dienste, insbesondere die Strassenbahnen, stellten den Betrieb ein und viele Angestellte privater Geschäfte streikten. Dies liess den stolzen Bankenverband einknicken und brachte die Anerkennung des Bankpersonalverbands. Ohne Unterstützung der Arbeiterunion, deren Vertreter Fritz Platten und Emil Küng auch Einfluss auf die Streikleitung nahmen, wäre die Streikbewegung der Bankbeamten Gefahr gelaufen, auseinanderdividiert zu werden. «Die Arbeiterunion verfolgte [...] allerdings zugleich ihre eigenen Absichten, die nicht unbedingt mit denjenigen der Bankangestellten identisch waren. Das Bankpersonal strebte unmittelbar gewerkschaftliche Ziele wie Anerkennung des Verbandes und materielle Besserstellung an: für weitergespannte politische und soziale Forderungen, die letztlich auf eine Konfrontation mit Unternehmertum und Staatsmacht hinausliefen,

dürfte jedoch bei den meisten die Bereitschaft gefehlt haben.»¹⁷

Dass es den Bankangestellten gelungen war, die Prinzipale in kurzer Zeit in die Knie zu zwingen, und dass die Arbeiterunion in der Lage war, aus dem Stand heraus erfolgreich einen städtischen Generalstreik aller Branchen zu organisieren, alarmierte die Behörden, die Armeeleitung und die Arbeitgeber landesweit. Nun hielten diese in der Stadt Zürich weitere Massenstreiks für sehr wahrscheinlich. Der erfolgreiche Bankbeamtenstreik zeigte, dass es eine linke Organisation gab, welche wesentlich stärker und unberechenbarer war als die revolutionär-anarchistische Krawalltruppe um Jakob Herzog und dessen Anhängerschaft aus der Jungburschenvereinigung. Die Arbeiterunion wurde von Aktivisten dominiert, die entschiedener revolutionäre Positionen vertraten als das Oltener Aktionskomitee. Diese waren teilweise bolschewistisch gesinnt und bereit, mittels Massenstreik die Machtfrage zu stellen: «In den Versammlungen der Zürcher Arbeiterunion macht man nur Schindluderei mit den Leuten, die warnen wollen. Man verlangt offen die Bewaffnung. Man will unter dem Schutze der Dunkelheit nächtliche Zusammenstösse», berichtete der sozialdemokratische Oberrichter Otto Lang.¹⁸ Einige Aktivisten wie Fritz Platten bekannten sich nach dem Landesgeneralstreik zum revolutionären Bürgerkrieg und zur diktatorischen Machtübernahme durch die Arbeiter- und Soldatenräte, wie es sein Freund Lenin in Russland vorgemacht hatte. Die Arbeiterunion Zürich musste dem Zürcher Regierungsrat, dem Bundesrat und der Armeeführung als schwierig einzuschätzende Organisation erscheinen.¹⁹

Präsenz und Einsatz der Armee in Zürich, von Mai 1916 bis Oktober 1918

Die Novemberunruhen 1917 bildeten die grosse Zäsur für die militärische Präsenz in Zürich. In der Stadt waren nun ständig Truppen anwesend. Die Frage der Anzahl und der Stärke der aufgebottenen Formationen blieb bis zum Landesgeneralstreik im November 1918 zwischen Regierungsrat, Bundesrat und Armeeführung umstritten.

Der Regierungsrat drang darauf, dass ständig ein Bataillon zur Verfügung des Platzkommandanten stehe, das mindestens teilweise in der Stadt einquartiert sein

solle. Bundesrat und Armeeführung willigten ein. Die in der Stadt einquartierten Truppen wurden meistens im Schanzengraben-Schulhaus untergebracht und zeigten sich durchaus in der Stadt. So marschierte das Urner Bataillon 87 «beim Hauptbahnhof vorbei und mit klingendem Spiel durch die Bahnhofstrasse zum Paradeplatz und von dort zum Schanzengrabenschulhaus».²⁰ Jungburschen kreuzten verschiedene Male beim Schulhaus auf, um etwas zu deklamieren. Mitglieder der Gruppe «Forderung» versuchten Soldaten für ihre geplanten Soldatenräte anzuwerben. Der Bundesrat drängte dem Regierungsrat sogar mehr Truppen als ein Bataillon auf – im Januar 1918 eine ganze Infanteriebrigade. Dies führte zwischen dem Regierungsrat, dem Bundesrat und dem Armeekommando zu einer Diskussion über Provokationen der organisierten Arbeiterschaft. General Wille drohte schon mal, Truppen abzuziehen, wenn die kantonalen und städtischen Behörden seiner Meinung nach nicht resolut genug reagierten.

Seit der Konstituierung des Oltener Aktionskomitees im Februar 1918 und der Entwicklung einer operativen Generalstreiksorganisation der lokalen Arbeiterunionen wandelte sich der Stellenwert des Gewaltinstruments Armee. Neben der blossen Aufrechterhaltung von lokaler Ruhe und Ordnung kam der demonstrativen Präsenz von Interventionstruppen eine eminent politische Dimension zu: «Die Bereitstellung von Truppen für den Ordnungsdienst in Zürich in den Frühjahrs- und Sommermonaten des Jahres 1918 kann als manifeste Drohung und somit als ordnungspolitisches Analogon zu den Generalstreikdrohungen der organisierten Arbeiterschaft interpretiert werden.»²¹ Mit der Entwicklung einer expliziten, auch auf die Ergreifung der Staatsmacht ausgerichteten Generalstreiksstrategie erhielt das Gewaltinstrument Armee für den Bundesrat, die Armeeführung und die linken politischen Organisationen einen spezifischen Status: im Spiel der politischen Auseinandersetzung um einen latenten oder manifesten Generalstreik konnte sich der Bundesrat auf die Armee als Interventionsmittel verlassen. Die Linke hingegen setzte alles daran, dieses Mittel des Bundesrats im Rahmen der Generalstreiksbewegung politisch zu delegitimieren und als «Provokation» zu skandalisieren.

Eisenbahner des strategisch wichtigen Bahnhofes Arth-Goldau, die am Landesgeneralstreik teilnahmen. Das wenig galonierte Stations- und Zugpersonal ist zahlreich vertreten. (Schweizerisches Sozialarchiv F_Fc-0012-46)

Im Kampf gegen Streikbrecher: Zwei Flugblätter warnen vor unsachgemäßem Eisenbahnverkehr. (Staatsarchiv des Kantons Zürich M 1f.2)

Generalstreik und Revolution als nichtdemokratische Wege zur politischen Macht

Um das Verhältnis der Linken zur Armee im Zusammenhang der Generalstreiksstrategie zu verstehen, ist es notwendig, deren marxistische Perspektive auf die Armee zu skizzieren. Diese erklärt auch die irritierende Wirkung linker Deutungen des Verhältnisses von Gesellschaft, Staat und Armee auf die politische Rechte.

Robert Grimm, der eine Theorie des Massenstreiks verfasst hatte, glaubte so sehr an die marxistische Gesellschafts- und Geschichtstheorie, dass er selbst die republikanische Milizarmee der schweizerischen Demokratie vom Klassengegensatz durchdrungen sah: «Im Zeitalter einer fortwährenden Verschärfung der Klassengegensätze, die kein Sozialdemokrat leugnen kann, aber wäre es widersinnig, die Milderung der Klassengegensätze und ihrer Einflüsse gerade bei der Armee zu erwarten, also bei dem Organ, das in erster Linie der Verteidigung der bürgerlichen Klassenherrschaft dient. [...] Und weil man den Klassengegensatz auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft weder mildern noch aufheben kann, deshalb vermochte man auch nicht seinen Einfluss auf die Armee zu verhindern oder zu beschneiden.»²² Welche Mittel in welcher Periode des Klassenkampfes zur Anwendung kommen würden, war für Robert Grimm eine situative «Frage der Taktik»: «Niemandem würde es einfallen zu verlangen, dass der Generalstreik, sobald man ihn als eine Waffe im Klassenkampfe anerkennt, unter allen Umständen, ohne jede Rücksicht auf die taktische Situation erklärt wird.»²³

Als im November 1918 vom Oltener Aktionskomitee unter dem Druck der Zürcher Arbeiterunion der unbefristete Generalstreik «ohne jede Rücksicht auf die taktische Situation» erklärt werden musste, kam die geschichtsphilosophische Gewissheit und Naherwartung,



An das reisebedürftige Publikum.

Das betriebsgewandte Personal der Verkehrsanstalten befindet sich **restlos im Ausstande**. Kein Angestellter des Lokomotiv-, Zugs- oder sonstigen Betriebsdienstes versieht gegenwärtig seinen Dienst.

Allfällige Züge, die ausgeführt werden, sind von unkundigem Personal bedient.

Die unterzeichneten Personalorganisationen glauben im Interesse der Bevölkerung zu handeln, sie auf diese Tatsachen aufmerksam zu machen.

**Die Lokomotivpersonalverbände.
Der Zugpersonalverein.**



An die Bevölkerung

Wir machen die Wahrnehmung, daß auf dem Platze Zürich Schüler aus der Industrieschule, 16–18jährig, von einem im Fahrdienst unerfahrenen Techniker des Depot Zürich in aller Eile für den Führer- und Heizerdienst instruiert werden.

Es muß selbst für einen Laien begreifbar sein, daß der Veruf auf der Lokomotive nicht in einigen Stunden erlernt werden kann. Es wäre unverantwortlich, wenn diese nun noch sehr jungen Schüler für das sich im Streit befindliche Lokomotivpersonal auf der Strecke oder in Bahnhöfen, also im Fahrdienst, Verwendung finden sollten.

Wir machen das reisende Publikum auf dieses, wir dürfen es mit aller Bestimmtheit sagen, geradezu gefährliche Unternehmen aufmerksam und warnen das Publikum, sich einem von solchen Leuten geführten Zug anzuvertrauen.

Die Verantwortung für eventuell eintretende Eisenbahnunfälle müßten wir jenen Instanzen überlassen, die dieses frivole Spiel mit dem Leben des reisenden Publikums angeordnet haben.

Das schweiz. Lokomotiv-Personal.

dem «Endziel» entgegenzuschreiten, dennoch zum Tragen: «Wir stehen wieder einmal an einem Wendepunkt in der Geschichte der Schweiz. Demokratie. Es handelt sich um einen Wendepunkt, wie er nur ein oder zweimal im Verlauf eines Jahrhunderts eintritt. Diesmal steht zum ersten Male in der Geschichte – die Arbeiterschaft, der vierte Stand, als einig vorwärtstreibende Kraft im grossen Strom der Ereignisse und der politischen Erneuerung. Zeigen wir uns dieser historischen Stunde würdig! ... Die Zeit ist für uns! Wir sind unüberwindlich.»²⁴

Da der Wendepunkt nicht eintrat, die Revolution nicht vorankam und der Streik abgebrochen werden musste, hielt Robert Grimm im Nachhinein vor dem Landesgeneralstreiksgericht zur Revolution fest, dass die Klasse, «die in der Gesellschaft unterdrückt war [...] sich in den Besitz der Macht des Staates zu setzen weiss [...], dass diese revolutionäre Klasse ein Ziel verfolge, das gesellschaftlich aus der bisherigen Entwicklung herauswächst und eine historische Entwicklung darstellt. Die Wahl der Mittel aber hat mit dem Begriff der Revolution gar nichts zu tun [...]. Die Evolution selbst ist ein Teil der revolutionären Entwicklung. Es kommt ganz auf die Umstände an, ob sich eine Revolution gewaltsam oder friedlich durchsetzen kann [...]. Die Revolution hat also von vorneherein mit der Gewalt nichts zu tun.»²⁵ Die unablässig vermittelte Botschaft des geschichtsnotwendigen, in den Mitteln variierenden Kampfes für die Revolution wurde in tiefer Gläubigkeit an die geschichtliche Vorsehung ohne Rücksicht auf die Wirkung bei Andersgläubigen an die «Massen» der Arbeiterschaft adressiert. Die chamäleonhaften, aber intransigenten Aussagen ermöglichten es den Gegnern aus dem rechten Lager, die repetitiven propagandistisch-agitatorischen Kampfansagen einseitig als Aufruf zur Machtergreifung und zur Gewaltanwendung zu deuten.

Die Generalstreiksstrategie richtete sich direkt gegen den bürgerlichen Bundesrat als rechtmässigen Inhaber der Regierungsgewalt. Sie forderte letztlich «zum offenen revolutionären Kampf» auf, welcher «in die Periode des offenen Bürgerkrieges» überleite und sich «in ihrer letzten Konsequenz gegen den Bestand des bürgerlich-kapitalistischen Klassenstaates überhaupt» richte: «Der Sturz der bürgerlichen Herrschaft ist das Ziel.»²⁶

Das Oltener Aktionskomitee war sich bewusst, dass im Fall eines Generalstreiks mit «einer Mobilisation» oder der Erklärung «des militärischen Generalmarsches» zu rechnen war. Robert Grimm hat sich bereits in seiner Broschüre über den Massenstreik Gedanken über allfällige Militärinterventionen gemacht: «Militär wird requiriert und der Erfolg der Arbeitsniederlegung ist dadurch in Frage gestellt. [...] Zur Durchsetzung der Rückberufung ist nötig, dass die Regierung in eine solche Verwirrung versetzt wird, dass sie der Situation nicht Herr werden kann.»²⁷

Mit dieser Möglichkeit rechneten Robert Grimm und das OAK1918 nicht mehr. Sie arbeiteten genaue Anweisungen für die Streikenden aus, wie sie sich gegenüber mobilisierten Truppen zu verhalten hätten. Die Wehrmänner sollten sich einem «Einrückungsbefehl nicht widersetzen, dagegen sind sie aufzufordern, den Gehorsam zu verweigern, wenn sie zum Ausrücken oder zu Gewaltmassnahmen gegen die Streikenden beordert werden».²⁸ Propagandistisch-agitatorisch wurde die Delegitimierung des Militärs seit der Jahrhundertwende gesteigert und die zunehmenden Disziplinprobleme der Aktivdienst-Armee seit 1915 wurden mit Bedacht skandalisiert. Die Stigmatisierung der Armee als «Organ», «Werkzeug», «Instrument» oder «Hofhund» der «besitzenden Klasse» hatte sich seit den vermehrten Ordnungsdienstaufgeboten bei Streiks längst als Stereotyp eingeschliffen.²⁹

Aufstandsbekämpfung oder Prävention durch Machtdemonstration?

Da das Oltener Aktionskomitee mit der Generalstreikdrohung auf politischer Ebene im Sommer 1918 einige Erfolge erzielte, befasste sich der Bundesrat grundsätzlich mit der in der Verfassung nicht vorgesehenen Politikform Generalstreik. Das tat auch die Generalstabsabteilung des Armeestabs, welche nicht mit dem Armeekommando des Oberbefehlshabers zu verwechseln ist. Ausschlaggebend für die Vorbereitungen militärischer Massnahmen beim Ausbruch eines Generalstreiks scheint der Beschluss des Basler Arbeiterkongresses vom 27./28. Juli 1918 gewesen zu sein, welcher das OAK erstmals anerkannte und den Generalstreik als politisches Kampfmittel sanktionierte.

Aufruf an das Verkehrspersonal in Zürich, auf Sonntag, 10. November, die Arbeit niederzulegen. (Staatsarchiv des Kantons Zürich M 1f.2)

Die Generalstabsabteilung setzte den Ausbruch eines Generalstreiks in jedem Fall mit dem Beginn einer «sozialen Revolution» gleich. Sie bezeichnete die Streikenden deshalb stets als «Revolutionäre». Diesen wurde ein «generalstabsmässiges» Vorgehen unterstellt, wie es sich nur ein militärischer Generalstab ausdenken konnte: «1. In der Nacht vor dem Losschlagen werden alle Städte und Landesgegenden durch Durchschneiden der Telegraphen- und Telephonleitungen voneinander isoliert werden. Die Drähte sind leicht abzufeilen. 2. In der gleichen Nacht werden verhaftet: Die Bundesräte, die Offiziere vom Armeekommando, die kantonalen Regierungsräte [...]. 3. Die Zeughäuser und Munitionsdepots werden von Jungburschen besetzt. 4. Der Eisenbahnverkehr wird eingestellt. 5. An allen Städte-Ausgängen werden Jungburschen-Posten aufgestellt, um den Verkehr zwischen den Ortschaften einstellen zu können. 6. In den Hauptzentren Bern, Biel, Zürich, Winterthur, St. Gallen etc. werden provisorische Behörden, in Bern oder Zürich eine neue Landesregierung ausgerufen werden.»³⁰ Unterstabschef de Perrot, ein in Preussen geschulter Offizier, ging davon aus, dass diese Revolution überraschend, gezielt und geführt ausgelöst werde und die Armee in «einem ungeleiteten Guerilla-Bürgerkrieg» zur Bekämpfung des Aufstands schreiten müsse. Auch die «Vorsorglichen Weisungen des Armeestabes für die Durchführung einer Gegenrevolution vom 1. November 1918» gingen davon aus, dass die Armee nur mit Not zu mobilisieren wäre und in einem Bürgerkrieg die Staatsgewalt zurückzuerobern hätte.

Als Anfang November 1918 der Zürcher Regierungsrat beim Bundesrat zusätzliche Truppen für einen allfälligen Einsatz in der Stadt Zürich beantragte, befasste sich auch General Wille mit der nahen Zukunft eines Generalstreiks. Er beantragte dem Bundesrat und dem Zürcher Regierungsrat ein ganz anderes Vorgehen, als es sein Generalstab ausgeheckt hatte. Auch Wille hatte Mühe sich vorzustellen, was ein politischer Massenstreik bedeuten mochte. So sprach er in seinem für das



Zürcher Truppenaufgebot entscheidenden «Generalstreiks-Memorial vom 4. November 1918»³¹ zuerst von «Putschen und Tumulten», dann von der in Zürich «latent vorhandenen Disposition zu Krawallen, Generalstreik und Revolution». Schliesslich reproduziert er nach eigenen Erkundungen in Zürich am 3. November das in der politischen Rechten vorherrschende Bild eines erwarteten Generalstreiks: «Allgemein lebt man in der Furcht vor einer plötzlich gänzlich unerwarteten Proklamierung des Generalstreiks, aus dem dann gleich die Revolution hervorginge, die mühelos die Macht in die Hände der Bolschewiki brächte.» Damit begründet er seine Strategie. In der Folge spricht er ausschliesslich von «Generalstreik und Revolution» und von den Streikenden als «Bolschewiki».

Der Zürcher Regierungsrat schenkte dieser Interpretation nicht wirklich Glauben und beantragte beim Bundesrat ein etwas stärkeres Ordnungsdienstkorps aus Zürcher Truppen, das erst bei manifesten Ausschreitungen intervenieren sollte. Wille setzte diesem Ansinnen des Zürcher Regierungsrats wie den strategisch-operativen

Überlegungen seines Generalstabs ein konsequent präventives Vorgehen entgegen: «Vorzubeugen, dass Verbrechen begangen werden, ist für die Menschheit viel wichtiger, als den Verbrecher bei der Tat zusammenzuschlagen oder ihn hintendrein an den Galgen zu hängen. [...] Wir sollen keinen Kampf, keinen Bürgerkrieg wollen, sondern müssen als Pflicht ansehen, ihn zu verhindern.» Um diese Präventionsstrategie umsetzen zu können, verlangte Wille vom Bundesrat das Aufgebot der gesamten vier Kavalleriebrigaden: «Ich glaube, dass das blosses Aufgebot der Kavallerie schon genügt, um den verbrecherischen Willen unserer Bolschewiki-Führer niederzuhalten. Kommt es aber doch zur Revolution, und ist die Kavallerie dann nicht stark genug, um sie zu überwinden, so ist sie doch sicherlich stark genug, um das Feld halten zu können, bis rasch aufgebotene Infanterie eintrifft.» Die Kavallerie sollte nahe der Stadt einquartiert werden und das Gros sogar mit den Pferden nach Hause beurlaubt werden. Vermutete man den Ausbruch von «Generalstreik und Revolution», sollten die Beurlaubten ein «telegraphisches oder telephonisches Aufgebot» erhalten. Begleitet werden sollte dieses Vorgehen durch ein «Manifest des Bundesrates», welches «klipp und klar für die ruhigen Bürger wie für die Bolschewiki angibt, warum die Brigaden aufgeboten worden sind». ³² Dies entsprach seinem generellen Grundsatz, dass nichts über die Beachtung staatlicher Normen und die Pflichterfüllung der Staatsbürger gehe. Wer sich ausserhalb dieser Vorgaben bewegte, war ohne politische Rücksichten als Delinquent generalpräventiv abzuschrecken oder von Staats wegen zu verfolgen. Überraschend ist seine diffuse Lagebeurteilung, die sich tastend dem Bolschewismus-Stereotyp anschloss und der alarmistischen Begründung eines massiven Truppenaufgebots diene. Wille setzte damit auf präventive Kommunikation mittels Machtdemonstration und konnte davon zwar den Bundesrat überzeugen, aber nicht in der von ihm vorgesehenen Form.

Der Landesgeneralstreik vom November 1918

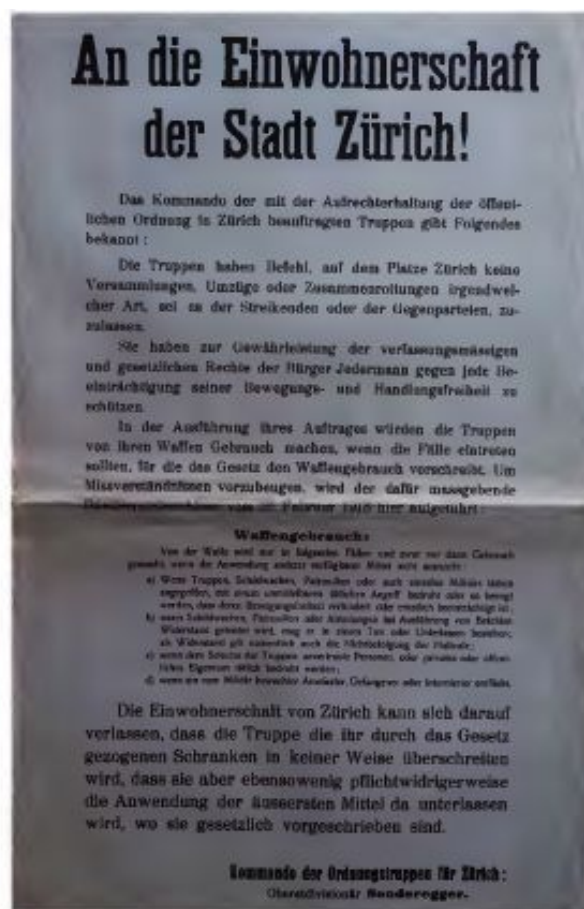
General Wille bekam am Abend des 4. November sein massives Truppenkontingent für den Platz Zürich. Zwar nur in der Form von zwei anstatt von vier Kavalleriebri-

Appelle und Warnschreiben von Oberstdivisionär Sonderegger im Vorfeld und während des Generalstrei-

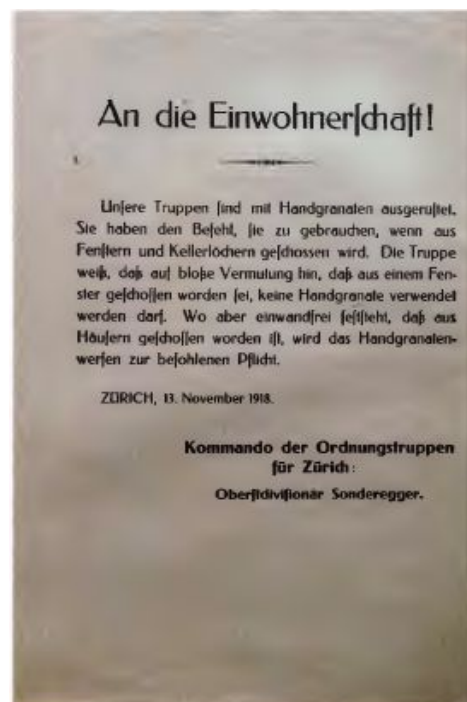
kes, unter anderem mit der Androhung des Einsatzes von Handgranaten. (Staatsarchiv des Kantons Zürich M 1 f.2)

gaden, doch wurden ihm dafür zwei Infanterieregimenter zugestanden. Und bereits am 6. November wurde das Aufgebot verdoppelt. Ausschlaggebend für den überraschenden Beschluss des Bundesrats soll eine kurze Notiz aus dem Zürcher «Volksrecht» vom 1. November gewesen sein, die Wille seinem Memorandum als Postskriptum anfügte: «Jugendliche! Benützt die Zeit des Versammlungsverbotes zu eurer Bildung, lest, arbeitet. Macht noch Wanderungen. In Bälde wird der Platzvorstand zu einer Aktion aufrufen. Rüstet euch! Reserviert den 10. November! Der Platzvorstand.» Auf diese hatte ein Geheimpolizist den Sohn des Generals, Major Ulrich Wille (Stabschef der in Zürich einquartierten 5. Division) aufmerksam gemacht. «Diese brachte ich sofort Steinbuch, ³³ schlug ihm vor, sie im Auto sofort Papa nach Bern zu bringen, traf ihn, als er im Begriff war, zur Bundesratssitzung zu gehen, um den noch unentschlossenen Herren sein Verlangen nach sofortigem Truppenaufgebot zu wiederholen. Die kleine Volksrechtnotiz soll dabei entscheidend gewesen sein.» ³⁴ Gut möglich, dass dieses «Beweisstück» den zögernden Bundesrat endgültig bewog, Willes Antrag zu folgen. Wichtiger war jedoch der Umstand, dass Wille in geradezu machiavellistischer Art das letzte Bataillon, das die Zürcher Linke «überwachte», ins Rheintal verschieben liess, um dort allfälligen Grenzverletzungen aus dem Vorarlberg entgentreten zu können. Zürich war damit von Truppen entblösst. Das machte den Zürcher Regierungsrat empfänglich für einen massiven Aufmarsch, und er flehte beim Bundesrat geradezu um Truppen. ³⁵

Am 6. November marschierten unter dem neuen Platzkommandanten, Divisionär Sonderegger, einem intimen Wille-Schüler, zwei Kavalleriebrigaden und zwei Infanterieregimenter in die Stadt Zürich ein. Mit dem Segen des Generals zog Sonderegger ein auf die direkte, martialisch demonstrative Einschüchterung der Streikenden ausgerichtete Dispositiv auf. Am selben Tag versammelte sich auch das Oltener Aktionskomitee, welches am Abend völlig überrascht zur Kenntnis neh-



men musste, dass Zürich militärisch besetzt worden war. Am folgenden Tag rief das OAK nach zähem Ringen, um die organisierte Arbeiterbewegung nicht auseinanderbrechen zu lassen, auf den Samstag, den 9. November einen 24-stündigen Proteststreik aus: «Gegen diese provozierende Massnahme erheben wir schärfsten Protest.» Explizite Forderungen wurden nicht gestellt. Das OAK war in einem «Augenblick, da unsere Bewegung in einem Ruhestadium sich befand», überrascht worden, wie es selbst bemerkte. In Zürich herrschte bei der Arbeiterunion jedoch weniger Ruhe.³⁶ In eigener Regie beschloss diese am Montag, den Proteststreik unbefristet weiterzuführen. Sie forderte den Rückzug der Truppen, die Wiedereinführung der Versammlungsfreiheit, die Abwendung von Massregelungen, die Freilassung der politischen Gefangenen und die Anerkennung der Sowjetgesandtschaften. Damit war das OAK herausgefordert. Wollte es die Führung über die gesamtschweizerische Arbeiterbewegung nicht verlieren, musste es reagieren. Es entschloss sich, auf den 12. November den unbefristeten Landesgeneralstreik auszurufen. Unter Zugzwang stellte es zudem eilends



heterogene Forderungen zusammen: Rücktritt von Bundesrat und Bundesversammlung, Verfassungsänderungen, für die Volksabstimmungen nötig gewesen wären, und Massnahmen zur Lebensmittelversorgung sowie zum Import/Export. Über 250'000 Streikende folgten dem Aufruf in rund 20 Städten und grösseren Ortschaften vor allem in der Deutschschweiz. Den eidgenössischen Eisenbahn- und Postangestellten war es zu verdanken, dass der Landesgeneralstreik drei Tage dauerte. Ohne ihr Mitwirken wäre der Streik in eine Anzahl lokaler Generalstreiks zerfallen.

Als das OAK den unbefristeten Landesgeneralstreik nach drei Tagen bedingungslos abbrach, war die Enttäuschung nirgends grösser als bei der Arbeiterunion Zürich. «Es ist zum Heulen», titelte das Zürcher «Volksrecht»: «Der Streik war spontan entstanden. Er war der Arbeiterschaft aufgedrängt durch die dummen und herausfordernden Massregeln einer Kantonsregierung [...]. Dann aber trat die Arbeiterschaft, wie wir im ‚Volksrecht‘ an Hand von Hunderten von Berichten festgestellt haben, mit einer beispiellosen Wucht in den Kampf. Seit einem halben Jahre war sie auf den Kampf gerüstet und hatte nur des Zeichens geharrt, um für ihre Klassenforderungen in Ausstand zu treten.»³⁷ Dies traf in hohem Ausmass für das linksbewegte Zürich zu. Hier entwickelte die Arbeiterunion seit dem Sommer 1918 einen Drive, welcher die Kantonsregierung verunsicherte und den Oberbefehlshaber der Armee dazu verleitete, sie als bolschewistische Revolutionsorganisation darzustellen.

Die Arbeiterunion forcierte aber auch das auf nationaler Ebene angeschlagene Tempo, indem sie sowohl den Proteststreik wie den unbefristeten Landesgeneralstreik dem OAK aufdrängte. Der Ausbruch des Landesgeneralstreiks vom November 1918 war keineswegs zwingend, weder aus politischen noch aus akuten sozioökonomischen Gründen. Er hätte auch ausbleiben können. Das OAK, welches mit dieser wenig demokratiekonformen Politikform offensiv operieren wollte, liess sich den Streik von der Armee und von der Zürcher Arbeiterunion aufdrängen. Es bestimmte den Zeitpunkt des Streikausbruchs nicht selbst und verlor mit dem Überraschungsmoment ein Droh- und Verhandlungspotenzial, vor dem sich der Bundesrat und die Armeeführung fürchteten. Die überraschend aufgebotenen Ordnungsdiensttruppen, welche Plätze und Strassen absperren,

nahmen den «Massen», auf welchen die Generalstreikstrategie beruhte, den Raum, in dem sie ihr Demonstrationspotenzial und damit ihre politischen Botschaften öffentlichkeitswirksam hätten zum Tragen bringen können. Dem Landesgeneralstreik von 1918 war angesichts des militärischen Gewaltpotenzials von Anfang an das Momentum der demonstrierenden Massen und der aktionsfähigen Streikleitung genommen. Er verkam damit zum längsten Freilichttheater der Schweizer Geschichte. Das OAK spielte das Stück vom revolutionären Generalstreik, der keiner war, und das Armeekommando bekämpfte einen Revolutionsversuch, der keiner war. Es ging nur noch um Provokation und Anerkennung, um Angst vor Gewalt und angedrohte Gegengewalt. Auf dieser Bühne wurden jedoch nachhaltige neue Identifikations- und Rollenbilder geschaffen: der geschundene, in der Niederlage siegende Arbeiter und der brave, die Revolution abwendende Soldat. Eine wirkmächtige politische Fiktion, die nirgends so stark zelebriert wurde wie in Zürich.

Anmerkungen

- 1 Memorial des Generals vom 4. November 1918, in: Gautschi, Willi: Der Landesstreik 1918. Dokumente, Zürich 1988, S. 171.
- 2 Vgl. den Beitrag von Thomas Buomberger im vorliegenden Band.
- 3 Immer noch gültig, aber stark ereignisgeschichtlich ausgerichtet: Gautschi, Willi: Der Landesstreik 1918, Zürich 1968.
- 4 Mergel, Thomas: Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 574-606; Frevert, Ute / Braungart, Wolfgang (Hg.): Sprache des Politischen, Göttingen 2004; Koller, Christian: Streikkultur. Performanzen und Diskurse des Arbeitskampfes im schweizerisch-österreichischen Vergleich (1860-1950), Wien 2009.
- 5 Fritzsche, Bruno / Lemmenmeier, Max: Auf dem Weg zu einer städtischen Industriegesellschaft 1870-1918, in: Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 3:19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, S. 158-249, hier S.248.
- 6 Nobs, Ernst: ‚Es ist zum Heulen!‘, in: Volksrecht, 14.11.1918; Schweizerische Arbeiterbewegung. Dokumente zu Lage, Organisation und Kämpfen der Arbeiter von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart, Zürich 1975, S. 191.
- 7 Bericht vom 9. November 1918 des Ersten Staatsanwaltes an den Regierungsrat des Kantons Zürich über die Strafuntersuchung wegen des Aufruhrs in Zürich im November 1917, Zürich 1919.
- 8 Thurnherr, Bruno: Der Ordnungsdienstinsatz der Armee anlässlich der Zürcher Unruhen im November 1917, Bern 1978, S.23.
- 9 Jost, Hans-Ulrich: Linksradikalismus in der deutschen Schweiz 1914-1918, Bern 1973, S. 191.
- 10 Willi Münzenberg war hauptamtlicher Sekretär der sozialistischen Jugendorganisationen. Alfred Traber, Emst Nobs und Fritz Platten gehörten zum Kern des Führungspersonals der Zürcher Arbeiterunion. Thurnherr, Ordnungsdienstinsatz (wie Anm. 8), S. 36.
- 11 Wild, Ueli: Zürich 1918. Ordnungsdienstinsätze der Schweizer Armee im Frühjahr und Sommer 1918 in Zürich, Frauenfeld 1987, S. 68.
- 12 Ebd., S. 211.
- 13 Ebd., S. 212.
- 14 1917 wurde der Redaktor der «Sentinelle», Ernest-Paul Graber, durch Demonstranten aus dem Gefängnis von La Chaux-de-Fonds befreit.
- 15 Wild, Zürich (wie Anm. 11), S. 228.
- 16 König, Mario: Die Angestellten zwischen Bürgertum und Arbeiterbewegung. Soziale Lage und Organisation der kaufmännischen Angestellten in der Schweiz 1914-1920, Zürich 1984, S. 123-147.
- 17 König, Angestellte (wie Anm. 16), S. 139.
- 18 Gautschi, Landesstreik (wie Anm. 3), S. 109.
- 19 Ebd., S. 344.
- 20 Wild, Zürich (wie Anm. 11), S. 173.
- 21 Ebd., S. 245.
- 22 Grimm, Robert: Die Militärfrage, in: Neues Leben. Monatsschrift für sozialistische Bildung, 2 (1916) Heft 7/8, S. 193-222, hier S. 209.
- 23 Grimm, Militärfrage (wie Anm. 22), S. 221.
- 24 Nobs, Ernst: Im Grosskampf!, in: Volksrecht, Nr. 263,11.11.1918.
- 25 Rede Grimms im Landesstreikprozess, in: Gautschi, Dokumente (wie Anm. 1), S. 426.
- 26 Das Generalstreiksprogramm des Oltener Aktionskomitees vom März 1918, in: Gautschi, Dokumente (wie Anm. 1), S. 68.
- 27 Vortrag Robert Grimms 1906 über den politischen Massenstreik, in: Gautschi, Dokumente (wie Anm. 1), S. 21.
- 28 Generalstreiksprogramm (wie Anm. 26), S.71.
- 29 Vgl. Jaun, Rudolf: Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle, Zürich 1999, S. 233-253.
- 30 Vorschläge des Unterstabschefs zur Unterdrückung eines Generalstreiks, 31. Juli 1918, in: Gautschi, Dokumente (wie Anm. 1), S. 111.
- 31 Gautschi, Dokumente (wie Anm. 1), S. 171.
- 32 Ebd.
- 33 Hermann Steinbuch, Oberstdivisionär, 1912-1919 Kommandant der 5. Division, Vorgesetzter von Major Ulrich Wille.
- 34 Ulrich Wille 1877-1959: Erinnerungen für meine Enkel, Ms. 1969.
- 35 Gautschi, Willi: General Wille und der Landesstreik 1918, in: Führer, Hans Rudolf / Strässle, Paul Meinrad (Hg.): General Ulrich Wille. Vorbild der einen – Feindbild den anderen, Zürich 2003, S. 341-358.
- 36 Vgl. den Beitrag von Thomas Buomberger im vorliegenden Band.
- 37 Kommentar von Ernst Nobs zum Abbruch des Generalstreiks in: Volksrecht, Nr. 267, 15.11.1918, in: Gautschi, Dokumente (wie Anm. 1), S. 322.

Kavallerie am Paradeplatz am
Samstag, 9. November 1918.
(Stadtarchiv Zürich,
V.L. 82)



I Coiffeur

Thomas Buomberger

Von der Hauptprobe zum Landesstreik

Der Zürcher Generalstreik vom 9. November 1918
und seine Folgen

Der Landesstreik vom 12. bis 14. November 1918 ist eines der folgenschwersten und prägendsten Ereignisse der neueren Schweizer Geschichte. Das gilt sowohl für die Wahrnehmung durch die Linken, welche die Niederlage während Jahrzehnten zu einem heroisierenden Topos stilisierten, als auch durch die Rechten, welche die Führer der Arbeiterschaft während Jahrzehnten dämonisierten und soziale Reformen wie einen fairen Interessenausgleich verhinderten oder zumindest erschwerten.

Dem Landesstreik vorangegangen waren zunehmend heftigere Unruhen, lokale Streiks und Demonstrationen, deren Ursachen in der sich ständig verschlechternden Lage der arbeitenden Bevölkerung lagen. Während Kriegsgewinnler und Wucherer ihren Wohlstand oft mit unverschämter Arroganz zur Schau stellten, litten immer grössere Teile der Bevölkerung Not und Hunger. Im letzten Kriegsjahr 1918 musste rund ein Sechstel der Bevölkerung vom Staat unterstützt werden, in den Städten teilweise gegen ein Viertel. Forderungen der Arbeiterschaft nach Lohnerhöhungen, verbilligten Lebensmitteln oder Preiskontrollen wurden ignoriert. Während die Bauern von stetig steigenden Preisen profitierten, reduzierte sich die Kaufkraft der Arbeiterschaft um 30 Prozent. Fast noch grössere Kaufkraft-Einbussen erlitten manche kaufmännische Angestellte. Die Rationierung der Le-

Arbeiter Zürichs!

Der Belagerungszustand, der in Zürich herrscht, macht den Abbruch des Streiks auf den vom schweiz. Aktionskomitee festgesetzten Zeitpunkt für uns unmöglich. Wir führen den Kampf aus eigenen Kräften weiter und sind gewillt, solange auszuharren, bis die Truppen von Zürich zurückgezogen sind und die Arbeiter-Union Zürich die Bewegungsfreiheit besitzt, die sie in normalen Zeiten hatte.

Der Streik dauert auf unbestimmte Zeit weiter, und wird der Unions-Vorstand das schweiz. Aktionskomitee ersuchen, Mittel anzuwenden, um unsern Kampf wirksam zu unterstützen.

Wir kämpfen um die Befreiung der Stadt von dem Truppenaufgebot.

Wiedereinführung der Versammlungsfreiheit.

Abwendung von Maßregelungen.

Freilassung der politischen Gefangenen.

Anerkennung der Sowjetgesandtschaften.

Jeder Arbeiter und Arbeiterin hat strikte den Beschlüssen nachzuleben. Es liegt in unserem Interesse, daß Zusammenstöße mit der bewaffneten Macht vermieden werden. Unsere stärkste Waffe ist der andauernde Streik.

Es lebe der Kampf!

Arbeiter-Union Zürich.

Die Gewerkschaften treffen sich in ihren Lokalen Sonntag, nachmittags 1 1/2 Uhr, zu einem Hock.

Typographia Zürich.

Generalversammlung heute Sonntag, vormittags 10 1/2 Uhr, im großen Volkssaal.

Aufruf der Arbeiter-Union vom 10. November 1918 zum unbefristeten Streik. (Staatsarchiv des Kantons Zürich M 1f.2)

Appell «vieler» Bankangestellter an ihre Kollegen, dem Streikaufruf zu folgen. (Staatsarchiv des Kantons Zürich M 1f.2)

überhaupt. Mit ihnen solidarisierte sich auch die Arbeiterschaft. Zwei Tage nach diesem Streik beantragte General Wille dem Bundesrat, vier Kavalleriebrigaden als Prophylaxe gegen eine mögliche Revolution aufzubieten, obwohl er keine unmittelbare Umsturzgefahr sah. Wille wollte deshalb Kavallerie im Einsatz haben, weil sie «die einzige Waffe unserer Armee [ist], von der man mit Sicherheit sagen kann, dass sie gar nicht von Bolschewismus und Soldatenbünden infiziert ist».¹ Der Bundesrat lehnte ein Truppenaufgebot vorerst ab, doch auf das dringende Ersuchen der Kantonsregierung, die eine Revolution befürchtete, bot er Infanterie und Kavallerie auf den 5. November auf. Wille hatte schon am 2. November dem Bundesrat die «Organisation der Gegenrevolution» empfohlen und den Druck auf den Bundesrat immer mehr erhöht.² Die Zürcher Regierung wünschte allerdings keine kantonsfremden Truppen. Dagegen wehrte sich Wille heftig und konnte sich schliesslich beim Bundesrat ohne Abstriche durchsetzen.

Der Zürcher Stadtrat, in dem die Sozialdemokraten vier von neun Sitzen besetzten, war über das Truppenaufgebot nicht informiert worden. Oberstdivisionär Emil Sonderegger, ein Hardliner und Haudegen, war mit dem Kommando über die 8'000 Mann starke Ordnungstruppe beauftragt worden. Mit dem Truppenaufgebot begann die Phase der bewaffneten Bundesintervention: die Armee wandte sich vom äusseren Feind ab und gegen den vermeintlichen Feind im Innern.³ Das Oltener Aktionskomitee (OAK), ein Gremium zur Planung von Protestmassnahmen, das seit dem Februar 1918 unter der Führung von Robert Grimm die wichtigsten Persönlichkeiten aus der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften umfasste, schrieb in seinem Rechenschaftsbericht von Ende Dezember 1918 denn auch: «Sie hatten ja die Armee seit mehr als vier Jahren ununterbrochen mobilisiert, ohne dass sie Gelegenheit gehabt hätten, die Probe ihrer Leistungsfähigkeit abzulegen. Jetzt schien der Augenblick dazu gekommen. Konnte man die Truppen nicht gegen den äusseren Feind werfen, so waren die

bensmittel wurde erst 1917 eingeführt. Zur sozialen Not gesellten sich immer häufiger Wut und Zorn über eine elitäre Militärkaste, die ihre Fähigkeiten nie im Kriegseinsatz beweisen musste, dafür mit Drill und Schikanen den einfachen Soldaten ein Gefühl der Minderwertigkeit vermittelte. Eine Mischung aus Frustration und sozialer Not, ergänzt durch die Genugtuung über den Erfolg der russischen Revolution im Jahr zuvor und die Hoffnung auf ein Gelingen des deutschen Matrosenaufstands, kennzeichnete die Stimmung in der Zürcher Arbeiterschaft am Vorabend jenes Proteststreiks, der am 9. November 1918 in 19 Industriezentren der Schweiz ausbrach.

Provokatives Truppenaufgebot

Diesem Protest vorangegangen war eine Bundesintervention, die in einer schon sehr gespannten Situation Öl ins Feuer goss. Im Oktober 1918 hatten die Zürcher Bankangestellten erfolgreich für ihre Forderungen gestreikt. Es war der bisher erste Streik von Bankbeamten

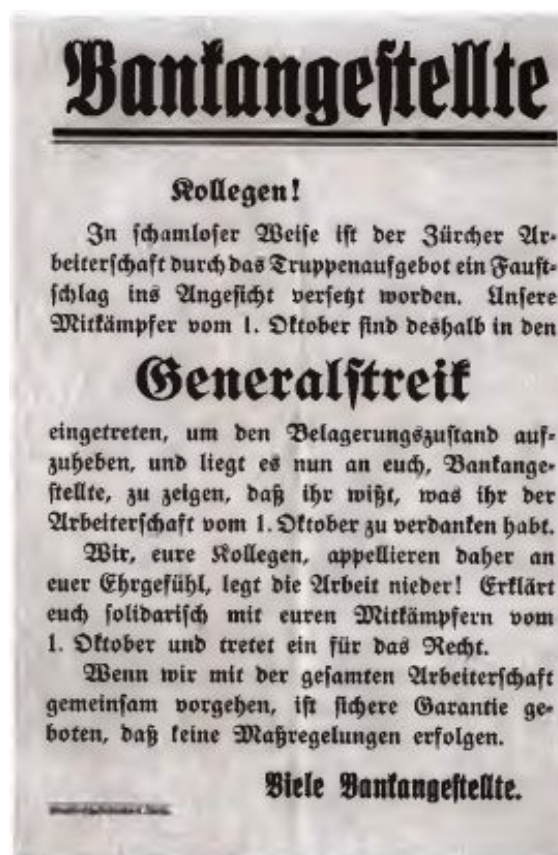
Chancen umso grösser, sie gegen die wehrlose, unbewaffnete Volksmenge spielen zu lassen.» Diese Mentalität habe den Spiessern und Bauern entsprochen, die in den Städten Ordnung machen wollten.⁴ Die Truppenaufgebote und die Besetzung Zürichs empfanden die Führer der Arbeiterschaft, die davon völlig überrascht wurden, als unerhörte Provokation und «als intrigantes Werk der Armeeführung.»⁵ Die Arbeiterunion Zürich protestierte gegen diese «Militärdiktatur».⁶

Am 7. November beschloss das OAK auf den übernächsten Tag einen 24-stündigen Streik in 19 Ortschaften «gegen die Säbeldiktatur». Es schrieb in seinem Aufruf: «Das Aufgebot richtet sich nicht gegen den äusseren Feind. [...] Die in den Städten aufgefahrenen Maschinengewehre, die um die Bevölkerungszentren gelagerten Bataillone beweisen, gegen wen die kopflos und unverantwortlich beschlossene Mobilisation sich richtet – gegen die wider Hunger und Not, wider Spekulation und Wucher kämpfende Arbeiterschaft. Das Massenaufgebot von Truppen ist eine dreiste Herausforderung. Die Provokation wird in der furchtbaren, für Tausende von Familien Elend und Entbehrung zeugende [sic] Zeit zum eigentlichen Verbrechen [...]»⁷

Radikale Zürcher gegen das Oltener Aktionskomitee

In der radikalen Zürcher Arbeiterschaft und deren Führung nahm man diesen Entscheid mit gemischten Gefühlen auf, betrachtete man doch das OAK als zögerlich und weichlich, wenn nicht sogar reaktionär. Sie hatte denn auch auf die Mitwirkung im OAK verzichtet, um sich «volle Handlungsfreiheit» zu sichern.⁸ Die Skepsis der Zürcher zeigte sich an einer Sitzung der Geschäftsleitung der SP Zürich vom 14. September 1918. Rosa Bloch sagte laut Protokoll: «Die Mehrheit im Aktionskomitee will keine Aktion, das macht die Minderheit lahm und misstrauisch.» Worauf der radikale, revolutionär gesinnte Fritz Platten beifügte: «Ich will lieber in der Internationalen untergehen als eine solche verwässerte Politik mitmachen. Das Aktionskomitee ist glatt umgefallen. [...] Grimm ging gegen Genossen, die nicht seiner Meinung waren, auch rücksichtslos vor.»⁹

Rückblickend schrieb die SP des Kantons Zürich: «Die zürcherische Arbeiterschaft war von diesem Be-



schlusse mehr überrascht als erbaut. Sie hielt diese Aktion für überstürzt und konnte sich für einen leeren Demonstrationstreik nicht begeistern. Wenn schon Massenstreik, dann auch ein Kampf um Forderungen. Ein solcher aber war nicht vorbereitet.» Sämtliche Organe der Arbeiterschaft des Kantons Zürich beschlossen deshalb einstimmig, den Generalstreik für den Kanton Zürich zu verhängen und diesen mit Forderungen zu verbinden, falls das OAK den Landesstreik nicht ausrufe.¹⁰

Der 9. November war ein Tag von grosser Symbolkraft. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. dankte ab und ging ins holländische Exil. In Bayern rief Kurt Eisner die Republik aus; in verschiedenen deutschen Städten versuchten Arbeiter- und Soldatenräte nach bolschewistischem Muster die Macht an sich zu reißen. In dieser gespannten Atmosphäre und vor der Drohkulisse des Generalstreiks wollte der Zürcher Regierungsrat die Arbeiterunion zu einer Konferenz einladen, was diese jedoch ablehnte. Der Stadtrat mit seiner starken sozialdemokratischen Vertretung bat die «Städtischen», nicht zu strei-

ken – umsonst. Mit 17 Tramwagen versuchte die Stadtregierung, wenigstens einen rudimentären Trambetrieb aufrechtzuerhalten, stellte den Betrieb nach dem Mittag jedoch ein. Diese Trams waren von Militärpersonen mit aufgefanztem Bajonett «bewacht», und einige «Träm-ler» betätigten sich als Streikbrecher. Das «Volksrecht» schrieb am Tag darauf zu den Versuchen, den Betrieb zu gewährleisten: «Den Arbeitern im Kreise 5 stehen aber Kopf und Herz am rechten Fleck. Sie haben dem Ärger-nis ein Ende bereitet. Sie haben einen grossen Wagen voll Kies auf das Geleise geführt und darauf umgestürzt. Unter dem grossen Jubel des Volkes mussten vor diesem Hindernis die Streikbrecherwagen umkehren, trotzdem in ihnen die Bajonette blitzten, diese Wahrzeichen und Stützen der schweizerischen Volksherrschaft.»¹¹

Naturgemäss wertete die bürgerliche «Neue Zürcher Zeitung» den Streikverlauf anders: «Die Versuche der Streikleitung, kein Tram ausfahren zu lassen, scheiter-ten; es fehlte zwar nicht an allerlei heftigen Szenen, doch fand sich unter dem Trampersonal diesmal doch eine an-sehnlische Zahl von arbeitswilligen Führern und Kon-dukteuren, mit denen der reduzierte Betrieb am Vormit-tag wenigstens auf einigen Hauptlinien aufrechterhalten werden konnte. Die Öffentlichkeit schuldet diesen Leu-ten Dank für ihren Dienst, der ihnen schwer genug ge-macht wurde. Das Unflätigste an Schimpfworten beka-men sie zu hören und auch rabiate Fäuste zu spüren. An den Haupthaltestellen kam es regelmässig zu tumultua-rischen Szenen, sodass das Fahren für keinen der Insas-sen eine Annehmlichkeit war.»¹²

Angst auf beiden Seiten

Am Sonntagnachmittag beschloss das kantonale Ge-werkschaftskartell einstimmig und unabhängig von den Beschlüssen des OAK, sich der Arbeiterunion anzu-schliessen und den Generalstreik auszurufen. An diesem Nachmittag war auf 15 Uhr eine Feier zum ersten Jah-restag der russischen Revolution angesagt. Trotz des Versammlungsverbots kamen rund 7'000 Demonstrie-ende auf den Münsterplatz, wo der Linkssozialist Fritz Platten eine Rede hielt. Vergeblich hatten die Führer der Arbeiterschaft den Abzug der Armee verlangt. Ernst Nobs suchte die Verhandlung mit dem Militär und

schlug vor, dass sich die Versammlung nach dem Abzug der Soldaten auflöse. Der Aufforderung des Militärs, das von Demonstrierenden belästigt und verhöhnt wurde, auseinanderzugehen, wurde keine Folge geleistet. Ein Detachement von 52 Mann räumte daraufhin gewaltsam den Platz und schoss dabei in die Luft und gegen den Boden. Durch abgelenkte Geschosse wurden vier Perso-nen verletzt und ein Soldat durch einen Schuss von un-bekannter Seite tödlich getroffen. Insgesamt verschoss das Militär 660 Patronen. Nach diesen Ereignissen, die sich innerhalb einer halben Stunde abspielten, wurde ein Telefongespräch abgehört. Die Arbeiterunion meldete an Grimm: «Jetzt ist's fertig, jetzt geht's los.»¹³ Für die Behörden und die Militärführung war das ein Beweis mehr, dass ein gewaltsamer Aufstand geplant war.

Angst hatte man auf beiden Seiten: Hier eine viel-tausendköpfige, erhitzte Menschenmenge, euphorisiert vom Sieg der russischen Revolution im Jahr zuvor, dort eine schwer bewaffnete Truppe, die erstmals mit den kurz zuvor eingeführten Stahlhelmen aufmarschiert war. Am Tag nach dieser Demonstration liess Oberstdivisio-när Sonderegger in der Stadt warnende Plakate aufhän-gen und goss damit Öl ins Feuer: «Die Infanterie wird mit 40 Handgranaten pro Kompanie ausgerüstet. Sie haben Befehl, sie zu gebrauchen, wenn aus Kellern und Fensterlöchern geschossen wird.» Auf blosser Vermu-tung hin werde nicht geschossen, wenn aber einwand-freie Beweise vorliegen, «wird das Handgranatenwerfen zur befohlenen Pflicht».¹⁴ Die Stadt Zürich war nun in einem Belagerungszustand. Die Arbeiterunion Zürich antwortete Sonderegger am 11. November: «Wir legen die Kundgebung als Absicht aus, einen bewaffneten Bürgerkrieg herbeizuführen. Wir geben Ihnen Kenntnis, dass die Auffassung der Arbeiterunion dahin geht, den jetzigen Kampf in ruhiger Form weiterzuführen, und nicht vor Abbruch der gesamten Aktion der Schweiz den Streik als beendet zu erklären, auch dann nicht, wenn Hunderte von Leichen die Strassen der Stadt Zürich be-decken sollten. Der Ernst der Situation wird wohl ver-kannt, wenn man glaubt, mit der blossen brutalen mili-tärischen Macht diesen gewaltigen Unwillen in den Ar-beiterkreisen beseitigen zu können.»¹⁵

Die Zürcher Arbeiterschaft verband ihren Streik mit Forderungen. Dazu gehörten die lückenlose Beschlag-nahme sämtlicher Lebensmittel und Bedarfsartikel,

Streik und Streik-Ausnahmen: Die Arbeiterunion informiert über jene Betriebe, die ab dem 9. November 1918

nicht zu bestreiken sind! (Staatsarchiv des Kantons Zürich M 1f.2)

deren Verteilung unter Kontrolle der Arbeiterschaft nach Massgabe des Bedarfs sowie eine erhöhte Abgabe von rationierten Lebensmitteln an die Arbeiterschaft. Weiter verlangte sie eine Rationierung der Wohnungen, die Enteignung der «leerstehenden Wohnungen in Hotels, Villen usw.» Dazu sollten «Schädlinge an der Allgemeinheit, wie Schieber, Wucherer und Spekulanten jeder Art mit Zuchthaus bestraft» werden. Einkommen bis zu 4'000 Franken sollten steuerbefreit sein. Kriegsgewinne über 10 Prozent sollten enteignet und Kriegsgewinnler stärker an den Kriegskosten beteiligt werden.¹⁶

Die Ereignisse in Zürich lösten eine Dynamik aus, gegen die sich das OAK nicht mehr stemmen konnte. Unabhängig von allfälligen Beschlüssen schlossen sich Einzelverbände dem Streik der Zürcher an, so die Eisenbahner, die anfänglich zögerten und gegen einen Generalstreik eingestellt waren. Gerade sie waren jedoch entscheidend für einen möglichen Erfolg eines Arbeitskampfes.

Die Ereignisse geraten äusser Kontrolle

Am Sonntagnachmittag (10. November) trafen sich die Zürcher Stadt- und Kantonsbehörden, um über die Forderungen der Streikenden zu diskutieren. Sie zeigten sich bei der Aufhebung des Versammlungsverbots konzessionsbereit, ebenfalls bei der Forderung, auf Massregelungen von Streikenden zu verzichten. Zudem war der Regierungsrat bereit, sich für eine Proporzwahl einzusetzen, damit die Arbeiterschaft angemessen vertreten war. Für die Freilassung der politischen Gefangenen und die Anerkennung der Sowjetunion, zwei weitere Forderungen, sei hingegen der Bundesrat zuständig. Voraussetzung für Verhandlungen sei der Abbruch des Streiks am Sonntagabend. Dann wolle der Regierungsrat auf den Abzug der Truppen hinwirken. Der Arbeiterschaft gingen die Konzessionen der Behörden indes zu wenig weit. Am Sonntagabend beschloss die Arbeiterunion deshalb mit Zweidrittelmehrheit, eine Zusammenarbeit mit der Kantonsregierung abzulehnen, an den Forderungen

An die Bevölkerung Zürichs

Heute muss die Arbeit ruhn. Ihr habt dafür zu sorgen, dass die Arbeitstrafe eine vollständige ist. Einig und geschlossen ist der Streik durchzuführen. Auf das Unerhörteste hat der Regierungsrat des Kantons Zürich euch Arbeiter provoziert. Er führte seine Sessel wackeln und versucht sich nun auf die Bajonette zu stützen.

Lasst euch nicht reizen, die Unionsdelegiertenversammlung ist Willens und übernimmt die Verantwortung dafür, dass der Streik einig und geschlossen durchgeführt werde, wie es der Bedeutung und der Ehre der allerhöchsten Arbeiterschaft entspricht.

Zusammenstösse mit dem Militär sind zu vermeiden und eventuellen Provokationen durch unkontrollierbare Elemente mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten.

Folgende Betriebe sind nicht stillzuliegen:

1. Gas-, Wasser- und Elektrizitätswert (Sonntagsdienst).
2. Obfzentrale und Ökranlagen. (Der Schlachthof ist teilweise eingestellt. Ausgenommen ist das Personal, das mit lebendem Vieh umzugehen hat, und die Küchleinlagen.)
3. Der Transport des Gesundheitswesens.
4. Auszahlung der Kriegs- und Wehrkräftigen-Unterstützung. (Information ist eingestellt.)
5. Sanitäts-, Rechts- und Rüstwesen.
6. Die alkoholfreien Wirtschäften. (Speisewirtschäften sind offen zu halten bis morgens 9 Uhr, mittags halb 12–2 Uhr und abends 6–8 Uhr.) Die Wirtze sind anzuhalten, keinen Alkohol anzukupfen. Alle andern Cafés sind geschlossen.

Alle diese Betriebe sind der Kontrolle der Arbeiterschaft unterstellt.

Die Geschäftsinhaber werden ersucht, die Betriebe und Geschäfte zu schliessen.

Den Anordnungen der Streikleitung mit roter Armbinde ist unbedingter Gehorsam zu leisten.

Arbeiter Zürichs, heraus zum Protest!

Der Vorstand der Arbeiterunion Zürich.

festzuhalten und den Streik durchzuführen. Zu diesem Zeitpunkt war auch bekannt geworden, dass Verhandlungen in Bern zwischen dem OAK und Bundespräsident Felix Calonder abgebrochen worden waren.

Eine Delegation des Bundesrats führte an diesem Tag zwei Gespräche mit dem OAK. Das Protokoll des Bundesrats schilderte die Stimmung in Zürich so: «Die Delegation erklärte, die Gemüter in Zürich seien sehr erregt durch das Umherziehen der Truppen, durch das Schiessen – es ist in die Luft geschossen worden – und durch das Auffahren von Maschinengewehren. Diese Massnahmen würden von der Arbeiterschaft als Provokation betrachtet. Wenn in Zürich das Militär nicht zurückgezogen werde, so werde am Montag ein Generalstreik ausbrechen.»¹⁷ Calonder machte vage Andeutungen, dass der Streik zu einer «Einmischung fremder Mächte» führen könnte. Das Truppenaufgebot blieb auf Beschluss des Gesamtbundesrats bestehen, worauf das OAK nach den fruchtlosen Gesprächen den Beschluss fasste, ab Montag, den 11. November, Mitternacht, den Generalstreik auszurufen. Gleichzeitig stellte es einen

Forderungskatalog mit neun Punkten auf, der aus heutiger Sicht alles andere als revolutionär war. Die Landesregierung sollte nach dem «vorhandenen Volkswillen» umgebildet, das Frauenstimmrecht und eine Alters- und Invalidenversicherung eingeführt werden. Weiter forderte das OAK die 48-Stunden-Woche sowie die «Tilgung aller Staatsschulden durch die Besitzenden». Nachdem der Streikbeschluss Calonder mitgeteilt worden war, schien dieser unter der Last der kommenden Ereignisse zusammenzubrechen und dem Weinen nahe. Grimm schilderte die Situation später so: «Es war nicht erhebend, als dieser scheinbar kraftvolle Staatsmann weinerlich den Kopf in die Hände nahm und flehte, wir sollten nicht weitermachen.»¹⁸

Der Zürcher Kantonsrat trat vom 11. bis 13. November zu einer Sitzung zusammen. Der Regierungspräsident erstattete Bericht und kolportierte dabei die Gerüchte von Bombenfunden und einem beabsichtigten Putsch. Es gebe in der Arbeiterschaft zwei Gruppen, die sich ausserhalb von Gesetz und Verfassung stellten. Mit Platten und anderen Bolschewiki setze sich das «Volkrecht» für die Weltrevolution ein, weshalb der Regierungsrat – auch wegen der Vorgänge in den Nachbarstaaten – für Zürich Schlimmes befürchten musste.¹⁹ Dennoch zeigte er sich zu einem Entgegenkommen auf der Basis von Gesetz und Verfassung bereit. Einen Rückzug der Truppen wollte die bürgerliche Seite nur veranlassen, wenn zuerst der Streik beendet werde. Der Kompromissbereitschaft der bürgerlichen Politik machte allerdings Oberstdivisionär Sonderegger ein Ende. Er wies das Ansinnen, seinen Auftrag einzuschränken, vehement zurück. «Mein Auftrag lautet: Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, und in dessen Ausführung: Wahrung der verfassungsmässigen und gesetzlichen Rechte der Bürger, d. h. ihrer Handlungs- und Bewegungsfreiheit und ihrer Freiheit, zu arbeiten oder nicht. Von diesem Auftrag kann ich selbstverständlich nichts markten lassen; wenn gemarktet werden soll, muss das in Bern geschehen.»²⁰ Der Kantonsrat beendete am Abend des 13. Novembers seine Verhandlung, ohne dass die Arbeiterschaft etwas Konkretes erreicht hätte.

Lohnempfänger sind die Verlierer des Kriegs

Es kann hier nicht darum gehen, die Geschichte des Landesstreiks nachzuerzählen. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr verschlechterten sich die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft. Er war überdies ein Kampf der Arbeiterschaft um Mitwirkung in Staat und Gesellschaft, um Einfluss auf Dinge, die für sie elementar waren. Während etwa die Bauern dank des Geschicks und des Machtbewusstseins von Bauernführer Ernst Laur eine gewichtige Stimme hatten und letztlich zu den wirtschaftlichen Gewinnern des Kriegs gehörten, wurde die Arbeiterschaft erst ab der zweiten Kriegshälfte in beratende Gremien des Bundesrats berufen, und selbst das nur auf Druck. Die Lohnabhängigen – Arbeiterschaft und kaufmännisches Personal – waren nicht nur völlig unterrepräsentiert, sondern trugen im Wesentlichen auch die Kosten des Kriegs über eine sich immer stärker beschleunigende Inflation. Gleichzeitig profitierten viele Unternehmer vom Verkauf kriegswichtiger Güter, ebenso wie Wucherer und Schieber, die aus knappen Gütern und unregulierten Märkten Gewinn schlugen und diesen oft schamlos zur Schau stellten. So schrieb «Die Vorkämpferin» nach einer Demonstration von mehr als 1'000 Frauen in Zürich am 10. Juni 1918 über die Zuschauerinnen an der Bahnhofstrasse: «Für gewöhnlich sind es ja ‚Damenstiefelchen‘, die da hinab und hinauf tänzeln und schwänzeln und ihren Putz und Luxus Parade führen. Dort trippelte eben eine auf wofränkigen Stiefeletten und trug einen mehrhundertfränkigen Hut, Brillanten und ein einfaches Seidenkleid. Sie glotzte, wie die übrigen ‚bessern‘ Spaziergänger, diesen Frauenzug verständnislos an; aber sie verstummten alle vor dem, was ihre Augen sahen.»²¹

Auf der anderen Seite gab es ein verunsichertes und verängstigtes Bürgertum, dessen Lebensstandard sich zum Teil gesenkt hatte. Die Revolutionsrhetorik von Teilen der Arbeiterschaft für bare Münze nehmend, scharte es sich hinter das Militär und begrüßte eine kompromisslose Durchsetzung von Ruhe und Ordnung. Die Stimmung in weiten Teilen der Schweiz war äusserst gereizt und die Spannung mit Händen greifbar, als die Bundesversammlung auf den 12. November eine zweitägige Debatte zum Landesstreik ansetzte, in wel-

cher die Meinungen heftig aufeinanderprallten und die immer gehässiger wurde. Bald ging das Wort vom Bürgerkrieg um. Zeigte sich am Anfang Bundespräsident Calonder noch zu Zugeständnissen an die Streikenden bereit, etwa bei der Erhöhung der Zahl der Bundesräte auf neun, so nahm er unter dem Druck der sich intransigent zeigenden bürgerlichen Mehrheit eine kompromisslose Haltung ein und verurteilte den Streik in markigen Worten: «Schon seit einiger Zeit waren skrupellose Hetzer und namentlich Vertreter des bolschewistischen Terrors in verschiedenen Gegenden der Schweiz am Werke, um den Boden für aufrührerische Bewegungen vorzubereiten. Diese revolutionären, zum Teil ausgesprochen anarchistischen Wühlereien wurden namentlich in der Stadt Zürich immer frecher und intensiver betrieben, so dass sich nach und nach eine hochgradige Aufregung der dortigen Bevölkerung bemächtigte, die sich auch auf weite Kreise der übrigen Schweiz übertrug.»²²

Am Streik, der entgegen der Bezeichnung kein «Generalstreik» war, beteiligten sich bloss etwa 250'000 von 800'000 Fabrikarbeitern, nicht zuletzt deshalb, weil viele Fabriken durch Militär geschützt waren. Insgesamt folgte nur etwa die Hälfte der organisierten Arbeiterschaft dem Streikaufruf. In der Deutschschweiz wurde er wesentlich besser beachtet als in der Romandie, in den Städten besser als auf dem Land, wo kaum gestreikt wurde. Wo die Arbeiterschaft gut organisiert war, war die Streikintensität hoch. In katholischen Gegenden wurde kaum gestreikt; hier lagen die Hochburgen der christlichsozialen Gewerkschaften, die sich gegen den Landesstreik ausgesprochen hatten. In der Romandie hatte man zudem Vorbehalte gegen das OAK, das man als deutschfreundlich betrachtete – der Graben, der sich wegen unterschiedlicher Sympathien gegenüber den Kriegführenden durch die Bevölkerung zog, manifestierte sich auch hier.

Konflikt zwischen Humanität und Disziplin

Die lokalen Streikleitungen hatten eine straffe Organisation aufgezo-gen und achteten insbesondere darauf, dass der Transport unterbrochen wurde. Allerdings waren sie oft im Zwiespalt, weil sie die notwendige Versorgung der Bevölkerung nicht gefährden wollten. Sie erhielten

Anfragen von Behörden, gewisse Transporte zuzulassen, so etwa am 11. November vom Gesundheitsamt Zürich. Dieses ersuchte um die Bewilligung, fast 200'000 Kilogramm Gemüse und Obst abzuladen, das kurz vorher eingetroffen war. «Es hat wahrhaftig keinen Sinn, dass wir in einer Zeit, wo uns die Lebensmittelversorgung so grosse Schwierigkeiten bereitet, fast 200'000 kg der Gefahr der Verderbnis aussetzen, wenn diese Gefahr im Lauf von 4 Stunden abgewendet werden kann.»²³

Die Durchsetzung des Streiks stand oft auch in einem Konflikt zwischen Konsequenz und Humanität, wie in einem Brief des Arztes Dr. J. Hüppi an die Gewerkschaft VHTL, Zürich, vom 12. November zum Ausdruck kommt: «Persönlich bin ich freudig bereit, alle jene Opfer mit zu tragen, welche der gegenwärtige heroische Kampf des schweizerischen Proletariats von jedem Einzelnen unter uns fordert. Aber der Opferwille und die Disziplin der Masse muss seine Grenzen finden an der Humanität und der Vernunft. Ich bitte Sie deshalb, die Milchzufuhr für die Krankenanstalten frei zu geben.» Durch Ausspannen der Pferde sei die Milchlieferung ins Theodosianum verhindert worden. «Unsere gute Sache darf nicht durch unsinnige Härten und Brutalitäten befleckt werden.»²⁴ Die Frauengruppe Zürich 4 forderte an einer Versammlung vom 12. November unter anderem einen «Hilfsdienst zur bessern Ernährung der Kinder einzuführen, damit die konsequente Durchführung des Streiks eher möglich werde».²⁵

Im Sozialarchiv Zürich finden sich Dutzende von Situations- und Erlebnisberichten. Stellvertretend sei ein gewisser Baumeister vom Ordnungsdienst zitiert, der in seinem Bericht vom 14. November schrieb: «Ein Radfahrer der Arbeiter-Union mit dem Plakat ‚Der Streik geht weiter‘ fuhr durch die Bahnhofstrasse. An der Schützengasse wurde er durch Kavalleristen angehalten. Ein Kavallerist (Unteroffizier oder Soldat) hieb mit der *scharfen* Kante eines Säbels dem Radfahrer direkt auf den Kopf und verwundete denselben schwer. Nachher wurde er durch 3 Soldaten verhaftet.»²⁶

Der Bundesrat stand unter enormem Druck, den Landesstreik notfalls mit Gewalt zu beenden. Dieser Druck kam auch von ausserhalb des Parlaments: General Wille verlangte vom Bundesrat die Aufhebung der Immunität Grimms und seine sofortige Verhaftung. Am

13. November – das Bundeshaus war mittlerweile von Soldaten in Stahlhelmen besetzt worden – richtete Bundespräsident Calender ein Ultimatum an Grimm und forderte ihn auf, den Streik abubrechen. Er drohte mit der Verhaftung der gesamten Streikleitung. Unterstützt vom Parlament suchte Calender die Konfrontation. Das schon immer gespaltene OAK wollte einen Bürgerkrieg vermeiden. Es hatte nicht erwartet, dass der Bundesrat auf Konzessionen verzichtete und mit allen Mitteln den Generalstreik unterdrücken wollte.²⁷ Angesichts der unnachgiebigen Haltung des Bundesrats und der «Ungleichheit der Waffen und Kampfmittel» beschloss es mit allen gegen zwei Stimmen den Abbruch auf den 14. November. Der Streik endete mit einer vollständigen «Kapitulation»: «Es war ein Zusammenbruch, wie er fürchterlicher nicht gedacht werden konnte», schilderte ein Teilnehmer den Verlauf der entscheidenden Sitzung.²⁸ Zerwürfnis und Verbitterung unter der Arbeiterschaft waren die Folgen. Ernst Nobs, Mitglied der Geschäftsleitung der SPS, schrieb im «Volksrecht»: «Es ist zum Heulen! Niemals ist schmälicher ein Streik zusammengebrochen, nicht unter den Schlägen des Gegners, nicht an der Entkräftung, nicht an der Mutlosigkeit der eigenen Truppen, sondern an der feigen, treulosen Haltung der Streikleitung!»²⁹ Grimm hingegen verstand den Streikabbruch als Akt der Vernunft angesichts der unnachgiebigen Haltung der Regierung. Im Gegensatz zu rhetorischen Heissporen, die von einem Blutbad schwafelten, wollte er ein Blutvergiessen vermeiden.

Bürgerwehren treten in Erscheinung

Die teilweise schon vor dem Landesstreik gegründeten, aber mit dem Landesstreik zur Abwehr eines Putsches gewissermassen legitimierten Bürgerwehren traten nun offen hervor. Am 7. November kam es zu einer Gründung in Genf; weitere Gründungen in Bern, Basel und im Aargau folgten. Schon während des Landesstreiks gab es Zusammenstösse mit Bürgerwehren. In Zürich ging die Initiative zur Gründung einer Bürgerwehr von Studenten aus. Sie regten die Bürgermobilisierung von rechts bei Oberstdivisionär Sonderegger an, der die Zünfte dafür zu gewinnen vermochte. Am 12. November wurde im Zunfthaus «Zur Waag» «unter allseitig

lebhafter Zustimmung» beschlossen, die Sache an die Hand zu nehmen.³⁰

Am 14. November rief ein anonymes Organisationskomitee, hinter dem die Zünfte standen, alle über 18jährigen Schweizer Bürger auf, sich in einem der 17 Einschreibelokale zu melden. Es skizzierte ihr selbst verfasstes Pflichtenheft folgendermassen: «Die Zürcher Stadtwehr ist die bürgerliche, freiwillige Organisation zur Aufrechterhaltung der verfassungsmässigen Sicherheit, Ruhe und Ordnung. Sie tritt im Notfall an die Seite unserer zürcherischen Ordnungstruppen. Diesen stellt sie notwendige Hilfskräfte für Spezialdienste jetzt schon zur Verfügung.»³¹ Prägnant fasste ein Inserat im «Zürcher Tagblatt» den Zweck zusammen: «Wer Zürich liebt und die Bolschewiki hasst, tritt der Stadtwehr bei!!» Allerdings bemühten sich verschiedene Initianten um gemässigtere Töne und versicherten, dass es sich nicht um eine «Unternehmung des Klassenkampfes» handle. In den Tagen nach dem Aufruf sollen sich bei den Einschreibestellen über 10'000 Personen gemeldet haben.³²

Ein Regierungsratsbeschluss vom 7. Januar 1919 billigte die Zürcher Stadtwehr als privaten Verein zur «Ausübung kollektiver Notwehr». Der behördlichen Kontrolle unterstellt, durfte sie aber nur mit Bewilligung der kantonalen Polizeidirektion aufgeboden werden. Der Zürcher Stadtrat betrachtete den Erlass des Regierungsrats als Misstrauensvotum, zumal er in der Vernehmlassung nicht konsultiert worden war.³³ Trotz der Skepsis der Stadtbehörden erhielt die Stadtwehr im März 1919 vorerst 400 Gewehre von der kantonalen Zeughausverwaltung, mit Billigung der Eidgenössischen Kriegsmaterialverwaltung. Zusätzlich wurden 180'000 Patronen für Gewehre und Pistolen abgegeben. Später folgten weitere 1'000 Gewehre und 200'000 Gewehrpatronen. Die Forderung von Stadtwehrkommandant Schmid nach Handgranaten und Maschinengewehren blieb hingegen unerfüllt. Im Juli 1919 umfasste die Stadtwehr 3'000-4'000 an der Schusswaffe ausgebildete Männer.³⁴ Sie entwickelte rege Aktivitäten, kümmerte sich um den Objektschutz, errichtete einen «Automobil-Kurier-Dienst», baute einen Nachrichtendienst auf und organisierte über die ganze Stadt verteilt ein System von Sanitätsposten. Mit fingierten Waffen- und Munitionsangeboten sondierte man in Arbeiterkreisen, ob es «Rote Garden» gab.³⁵ Zürcher Finanzkreise, die in Kontakt mit

Die Stadtwehr als Abwehrmittel?
Aufruf zum Eintritt in die Zür-
cher Stadtwehr.

(Winterthurer Bibliotheken,
Studienbibliothek, Ms. Acht-
nich 17)

Alfred Frey, dem Präsidenten des Vororts, standen, unterstützt die Stadtwehr mit 1,5 Millionen Franken. Zusätzlich scheinen beträchtliche freiwillige Beträge zusammengekommen sein, erhielten doch die Einberufenen Taggelder und Verpflegungsentschädigungen. Als private Organisation, die von Regierung und Armee anerkannt und von rechtsbürgerlichen Kreisen finanziell massiv gefördert wurde, trug die Stadtwehr zweifellos zur Verschärfung der Klassengegensätze bei. Sie verstärkte die Demütigung der Arbeiterschaft nach der Niederlage im Landesstreik und erschwerte die Integration der Arbeiterschaft in Staat und Gesellschaft bis in die 1930er-Jahre hinein.

Vielen zahlten einen hohen Preis

Gegen die Verfasser des Generalstreikaufrufs folgte im März 1919 ein Prozess; gegen 3'500 Personen wurde schliesslich ein Verfahren eröffnet. Nach einmonatiger Prozessdauer wurden Robert Grimm, Friedrich Schneider, Fritz Platten und Ernst Nobs zu mehrmonatigen Gefängnisstrafen verurteilt, zusammen mit 127 weiteren Angeschuldigten. Für die Bürgerlichen fielen die Urteile viel zu milde aus, die Linke hingegen sprach von «Klassenjustiz».

Viele Teilnehmer des Landesstreiks zahlten persönlich einen hohen Preis. Hunderte wurden verhaftet, manche erhielten mehrmonatige Haftstrafen und wurden arbeitslos. Davon zeugt etwa der Brief von Erwin Keller an die Rechtsschutzkommission der Arbeiterunion Zürich: «Hiermit erlaube ich mir die höfl. Bitte an Sie zu richten mir für die ausgefallene Arbeitszeit während des Generalstreikes eine Vergütung zukommen zu lassen. Ich habe für eine sechsköpfige Familie zu sorgen und war längere Zeit arbeitslos.»³⁶ Auch Hermann Meierhans bat um Hilfe: «Wie Sie vielleicht wissen, musste ich anlässlich des Generalstreiks vom Nov. 18 fünf Wochen ins Gefängnis wandern. Und nur wegen des kleinen Vergehens, weil wir am ersten Tag des Streikes, als das Tram noch fuhr, einen Wagen über das Tramgeleise





Staatliche Lebensmittelfürsorge:
Ausgabe von verbilligten Kartoffeln
an der Uraniastrasse, 1917.

(Stadtarchiv Zürich / Schweizerisches Sozialarchiv)

warfen, um die Weiterfahrt des Trams zu verhindern. Kurz und gut, ich habe meine Pflicht getan und darum musste ich ins Loch.»³⁷ Im Unterstützungsgesuch für Karl Laibacher vom 27. September 1919, der wegen antimilitaristischer Propaganda zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde, heisst es: «K. Laibacher befindet sich in der Polizeikaserne. Bekanntlich ist dort die Verpflegung miserabel und auch die übrigen Verhältnisse stellen an die Nervenkraft eines Gefangenen grosse Anforderungen. Deshalb scheint es doppelt nötig, dass Laibacher wenigstens genügend Nahrung hat, damit er seine Haft nicht als seelisch gebrochener Mensch verlässt.»³⁸

Ein halbes Jahr lang blieb Zürich eine besetzte Stadt; die Truppen wurden erst im Juni 1919 abgezogen. Beide Seiten, das verängstigte Bürgertum und die gedemütigte Arbeiterschaft, hatten ihren eigenen Popanz aufgebaut: hier die Gefahr einer «Militärdiktatur», dort eine «bolshewistische Revolution». Mit der aggressiven Rhetorik, mit der die jeweilige Anhängerschaft aufgeputscht werden sollte, vertieften sich die Gräben zwischen den beiden Lagern. Die Jahre nach dem Landesstreik waren von einer verschärften Repression durch das Bürgertum gekennzeichnet, das unbotmässige Arbeiter massregelte oder gar auf die Strasse stellte. Die Depression der 1930er-Jahre, die durch eine rigide Sparpolitik noch ver-

schlimmert wurde, blockierte ebenfalls eine Annäherung. Erst die Bedrohung durch Nazideutschland liess die Sozialdemokratische Partei 1935 die bewaffnete Landesverteidigung anerkennen und führte unter dem Dach der kulturel-nationalistischen Sammlungsbewegung der «geistigen Landesverteidigung» zu einer Versöhnung sowie zur Integration der Arbeiterschaft in Staat und Wirtschaft. Diese wurde 1937 mit dem Friedensabkommen in der Metall- und Maschinenindustrie besiegelt, dank welchem die Streikhäufigkeit markant zurückging. Im Zweiten Weltkrieg hatte man von den Fehlern des Ersten gelernt. Die Versorgung mit Lebensmitteln klappte dank frühzeitiger Rationierung gut, die Preise stiegen zwar, aber weniger stark als im Ersten Weltkrieg. Die Löhne vermochten Schritt zu halten, und die Soldaten an der Grenze erhielten eine Unterstützung, welche die Familien vor Not bewahrte. Ausgerechnet der frühere Streikführer Robert Grimm leistete als Berner Regierungsrat und nebenamtlicher Leiter der Sektion Kraft und Wärme innerhalb der kriegswirtschaftlichen Administration einen wichtigen Beitrag zur Landesversorgung. Und Ernst Nobs, der Grimm wegen der «Kapitulation» im Landesstreik vehement kritisiert hatte, wurde 1943 erster sozialdemokratischer Bundesrat.

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Kurz, Hans Rudolf: Dokumente zur Grenzbesetzung 1914-1918, Frauenfeld 1970, S. 269 ff.
- 2 Brief von General Wille an den Bundesrat vom 2.11.1918, zitiert nach Jost, Hans-Ulrich: Der historische Stellenwert des Landesstreiks, in: Gautschi, Willi: Der Landesstreik 1918, 3. Aufl., Zürich 1988, S.X.
- 3 Gautschi, Landesstreik (wie Anm. 2), S. 211.
- 4 Schweizerisches Sozialarchiv (SSA), Ar 1.255.20, Die Novemberstreiks 1918 in der Schweiz. Situationsbericht vom 9. November, dem 2. Allgem. Schweiz. Arbeiterkongress zu Bern (22/23. Dezember 1918), S. 15 f.
- 5 Gautschi, Landesstreik (wie Anm. 2), S. 245.
- 6 Traber, Alfred: Ich war der «Trämlergeneral». Rückblick auf mein Leben, Zürich 2011, S. 69.
- 7 SSA, Ar 2.50.1, Akten Generalstreik 1918.
- 8 Traber, Trämlergeneral (wie Anm. 6), S. 70.
- 9 SSA, Ar 1.110.9c.
- 10 SSA, Ar 27.20.1, Geschäftsbericht der SP des Kantons Zürich 1918, S. 7 f.
- 11 Volksrecht, 10.11.1918.
- 12 Neue Zürcher Zeitung, 10.11.1918.
- 13 Zitiert nach Gautschi, Landesstreik (wie Anm. 2), S. 264.
- 14 Archiv SGB, Bern, Novemberstreiks 1918, Flugblatt.
- 15 SSA, Ar 2.50.1, Akten Generalstreik 1918.
- 16 Ebd.
- 17 Zitiert nach Gautschi, Landesstreik (wie Anm. 2), S. 273 f.
- 18 Zitiert nach ebd., S. 276.
- 19 SSA, Ar 2.50.1, Akten Generalstreik 1918.
- 20 Zitiert nach Gautschi, Landesstreik (wie Anm. 2), S. 270.
- 21 SSA, Ar 2.50.1, Akten Generalstreik 1918.
- 22 Schweizerisches Bundesarchiv, Amtliches Bulletin der Bundesversammlung, <http://www.amtsdruckschriften.ch/viewOrig-Doc.do?id=10026913>, Bundespräsident Calonder vor dem Parlament am 12.11.1918.
- 23 SSA, Ar 2.50.1, Akten Generalstreik 1918.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 Ebd.
- 27 Gautschi, Landesstreik (wie Anm. 2), S.319.
- 28 Schneider, Willi: Die Geschichte der Winterthurer Arbeiterbewegung, Winterthur 1960, S.37.
- 29 Volksrecht, 14.11.1918.
- 30 Greminger, Thomas: Ordnungstruppen in Zürich. Der Einsatz von Armee, Polizei und Stadtwehr Ende November 1918 bis August 1919, Basel 1990, S. 93 ff.
- 31 SSA, Ar 2.50.1, Akten Generalstreik 1918, Flugblatt.
- 32 Zitiert nach Greminger, Ordnungstruppen (wie Anm. 30), S. 95.
- 33 Greminger, Ordnungstruppen (wie Anm. 30), S. 104 f.
- 34 Ebd., S. 115.
- 35 Ebd., S. 109 f.
- 36 SSA, Ar 2.50.1, Rechtsschutzkommission: Akten 1918-1919, Brief Erwin Keller, 6.12.1918.
- 37 SSA, Ar 2.50.1, Rechtsschutzkommission: Akten 1918-1919, Brief Hermann Meierhans, 20. 5.1919.
- 38 SSA, Ar 2.50.1, Akten Generalstreik 1918.

Vorsichtsmaßregeln gegen die Grippe.

Das starke Auftreten der Grippe erfordert von unserer Bevölkerung ausser-
ordentliche Vorsichtsmaßnahmen!

**Die Durchführung derselben soll, so-
lange als immer möglich, nicht auf dem
Wege des Zwanges verlangt, sondern
dem gesunden Verstand unserer Bevöl-
kerung anheimgestellt werden.**

Um sich und andere vor Ansteckung zu bewahren, empfehlen wir jeder-
mann die Befolgung folgender Grundsätze:

1. **Man unterlasse Krankenbesuche**, da die Ansteckung durch die Berührung mit erkrankten Personen erfolgt.
2. **Alle überflüssigen Ansammlungen von Menschen sind zu vermeiden**, da sie Anlass zur Ansteckung vieler Personen geben.
3. **Wer sich vor Ansteckung schützen will, bleibe zu Hause** und meide den Besuch von Versammlungen, Kinos, Wirtschaften, überfüllten Trams etc.
4. **Kranke und Genesende**, sowie diejenigen, welche mit Kranken verkehren (Pfleger, Angehörige), haben **Jede Berührung mit der gesunden Bevölkerung zu vermeiden**, da sie sonst der Verbreitung der Krankheit Vorschub leisten.

Basel, den 16. Oktober 1918.



Sanitätsdepartement.

Die Verwandlung der Revolution in Frieden? Eine «Metamorphose» in der Zeichnung von Boscovits jun. im Nebel-spalter vom 8. Dezember 1917.



Frieden als Fata morgana?
Zeichnung von Mohr im Ne-
belspalter vom 24. November
1917.



Carlo Moos

Wie schafft man Frieden?

Kontext des Ersten Weltkriegs

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs war der in Zürich lehrende Bündner Theologe Leonhard Ragaz (1868-1945) klar für ein sich formierendes Friedenslager positioniert: als Professor der systematischen und praktischen Theologie, als Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, als stark beachteter Publizist und als Redaktor der 1906 gegründeten «Neuen Wege», einer in der Folge legendär gewordenen Monatszeitschrift mit dem Untertitel «Blätter für religiöse Arbeit» (heute «Beiträge zu Religion und Sozialismus»). Der plötzlich über Europa hereingebrochene Krieg war für ihn ein Schock und machte ihn zum vehementen Kriegsgegner und Internationalisten. Anstelle unverbindlicher Erklärungen wollte er praktische Friedensarbeit. Folgerichtig wurden die «Neuen Wege» zum Sprachrohr einer neu entstehenden Friedensbewegung, welche Friedensvermittlung als Aufgabe für die Schweiz sah – eine Vorstellung, die allerdings bald verfliegen musste.¹

Geistige Unabhängigkeit

Zwar interpretierte Ragaz in einem an der Universität Zürich im Wintersemester 1914/15 gehaltenen Vortrag den Weltbrand als Folge «unserer ganzen Kultur», einer Kultur der Gottlosigkeit.² Aber die unmittelbare Verantwortung für den Krieg sah er im deutschen Militarismus, der sich für ihn mit dem

Durchmarsch durch das neutrale Belgien als Kriegsschuldiger bestätigte. Mit dieser Überzeugung stellte er sich gegen die Mehrheit der deutschfreundlichen Deutschschweizer auf die Seite der ententefreundlichen Welschschweizer, unter denen er in Zürich eine Reihe treuer Freunde hatte, so den Mitarbeiter des «Journal de Genève» und Romanisten an der ETH, Paul Seippel (dem er im November 1914 schrieb, ohne die Welschen hätte er kaum mehr ein Vaterland),³ und den Romanistenkollegen an der Universität, Ernest Bovet. Sie formierten sich mit weiteren Gesinnungsgenossen zu einer Art gesamtschweizerisch ausgerichteter Pressure-Group zur Überbrückung des gefährlich aufgebrochenen Ost-West-Grabens, ein Bemühen, dessen Höhepunkt Carl Spittlers grosse Rede zum «Schweizer Standpunkt» vom Dezember 1914 wurde. Ziel sollte eine neue Interpretation des Neutralitätsgedankens sein, die man – wie Markus Mattmüller es umschreibt – «innenpolitisch bedingte Neutralität nennen möchte».⁴ Vielleicht könnte man noch weiter gehen und von einer Art höherer Gesinnungsneutralität in einer existenziellen Notlage des Landes reden.

Ragaz sprach in diesem Kontext schon im August 1914 von der Verpflichtung zur «wirklichen» Neutralität, welche für die Schweiz Vermittlung und nicht Parteinahme bedeuten müsse.⁵ Diesen Gedanken spitzte er ein gutes Jahr später anlässlich einer am 15. November 1915 von Paul Seippel in Bern organisierten Hochschuldozententagung zum Thema der intellektuellen Unabhängigkeit der Schweiz zu. In Bezug auf die an den deutschschweizerischen Universitäten gelehrte protestantische Theologie äusserte er, die Schweiz müsse gegenüber einer imperialistisch gewordenen deutschen Theologie das Eigene festhalten, das heisst Zwingli und Calvin anstelle Luthers, und internationalistisch statt nationalistisch werden. In ausführlichen Repliken auf scharfe Kritik einzelner Amtsbrüder präzisierte er, die wahre Mission des Lands liege nicht in der Rasse oder der Sprache, sondern im Geist, in der Suche nach einem höheren Schweizertum spiritueller und intellektueller Art.⁶ Die Suche nach einer solchen Mission in einer auf dem Geist beruhenden neuen Weltordnung sollte es sein, die ihn im Sommer 1917 den Bestseller «Die neue Schweiz» schreiben liess, der es 1918 in wenigen Monaten auf vier Auflagen brachte und dessentwegen er später vor allem in Erinnerung blieb.⁷

Friedensarbeit

Im weiteren Verlauf des Kriegs interessierte sich Ragaz mittels eines breiten Beziehungsnetzes immer wieder für mögliche Friedensbemühungen, in die er sich teilweise selbst einzubringen versuchte. In seinen in den letzten Lebensmonaten verfassten Erinnerungen schreibt er, seine Frau Clara und er hätten «nie aufgehört, auf eine Abkürzung des Krieges hinzuwirken».⁸ Was Clara Ragaz (1874-1957) anbelangt, die Willy Spieler « die wohl bedeutendste Friedensfrau der Schweiz» nennt,⁹ ist insbesondere auf ihr Engagement beim Aufbau der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit zu verweisen, deren Schweizer Sektion sie 1915 mitgründete und bis 1946 präsidierte.¹⁰ Für sich selbst zählt Ragaz eine Reihe solcher Friedensversuche auf, die ihm freilich – wie er einräumt – im Rückblick «ziemlich fruchtlos» vorkamen.¹¹ Beispielsweise durchschaute er das Bethmann-Hollweg'sche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 nach dem Sieg der Mittelmächte über Rumänien rasch als «Lügendewebe», nahm es aber zum Anlass, um über den ihm bekannten Francis Herbert Stead an den englischen Premierminister Lloyd George zu gelangen und dabei immerhin Labour-Chef Henderson und Aussenminister Balfour zu erreichen.¹² Bei dieser Gelegenheit entwickelte er ein internationalistisches Friedensprogramm, das von den Völkern selbst ausgeführt werden müsse und das er in den «Neuen Wegen» veröffentlichte. Zwar fiel die Antwort der Ententemächte an Bethmann-Hollweg nicht in seinem Sinn aus, sehr wohl dagegen ihre Reaktion auf die Friedensnote des amerikanischen Präsidenten Wilson vom 21. Dezember 1916, die wegen der Ankündigung des unbeschränkten U-Boot-Kriegs durch das Deutsche Reich am 31. Januar 1917 allerdings obsolet wurde.¹³ Kurz zuvor hatte Wilson am 22. Januar 1917 vor dem US-Senat seine «Peace without Victory»-Rede gehalten, worin er eine übernationale Gewalt für die neue Nachkriegs weit vorschlug. Ragaz war von dieser Rede schon deshalb besonders beeindruckt, weil sie ihn an die Hauptlinien eines neuen Völkerlebens erinnerte, das er in seiner Rede vor der Zürcher Freistudentenschaft bereits Ende 1914 skizziert hatte. Darin hatte er ein Parlament der Vereinigten Staaten Europas vorgeschlagen, das sich zu einem Weltparlament auswachsen sollte, sowie neben einer ebenbürtigen Beteiligung der Frauen unter anderem

Leonhard Ragaz. (Leonhard Ragaz im Profil, Chur 1995)

ganz «wilsonianisch» ein Ende der Geheimdiplomatie.¹⁴ Nicht zufällig druckte er in den «Neuen Wegen» denn auch mehrere Seiten der Wilson-Rede ab und hätte gerne eine Schweizer Äusserung dazu gesehen. Er sprach mit dem Zürcher Völkerrechtler Max Huber darüber, der als Berater des Politischen Departements wirkte, konnte aber wegen der kritischen Einstellung von Bundesrat Hoffmann nichts erreichen.¹⁵

In Bezug auf solche Friedensinitiativen fielen von Ragaz' Seite auch ungerechte Urteile über Bemühungen anderer, so über die wenige Monate später gestartete und spektakulär gescheiterte Grimm-Hoffmann-Unternehmung zur Herbeiführung eines deutsch-russischen Separatfriedens.¹⁶ Dabei dürfte sich nicht zuletzt Ragaz' offenbar unüberwindliche Aversion gegen Robert Grimm ausgewirkt haben, der in seiner heterogenen Partei andere Ziele vertrat. Natürlich gehörte Grimm nicht zu der im Sommer 1919 anlässlich der Frage eines Beitritts zur Dritten (Kommunistischen) Internationale bekämpften «Leninisten-Bande»,¹⁷ verkörperte für ihn aber – wie er in den Erinnerungen schrieb – die «zu Tode kompromittierte alte Führung» der «offiziellen» Sozialdemokratie, von der er sich Jahre später, 1935, denn auch trennte.¹⁸

Selber versuchte Ragaz am 8. Dezember 1917 in einem langen Brief an Leo Trotzki, zu dem er seit 1914, als dieser in Zürich weilte, gute Beziehungen hatte,¹⁹ den sich abzeichnenden deutsch-sowjetischen Separatfrieden zu hintertreiben, weil er zu Recht fürchtete, dass mit den so freiwerdenden Truppen dem «deutschen Militärmoloch» im Westen neues Leben geschenkt würde.²⁰ Ob Trotzki diesen und einen weiteren Brief, den Ragaz ihm während der Verhandlungen von Brest-Litowsk schrieb, erhielt, ist nicht bekannt.²¹ Als der Pfarrer einer Thurgauer Gemeinde ihn in der «Neuen Zürcher Zeitung» wegen eines Anfang Dezember 1917 von ihm mitunterzeichneten Telegramms an Lenin und Trotzki anschuldigte, antwortete er in einer ins Französische übersetzten Entgegnung, niemand könne einen Separatfrieden wünschen, der «une paix allemande» und «une paix du diable» statt einer «paix universelle dictée non par les



diplomates, mais par les peuples» wäre.²² Klar scheint in dieser Sache allerdings, dass Ragaz die Zwänge, denen die sowjetische Seite unterlag und die den Frieden von Brest-Litowsk herbeiführen mussten, unterschätzte. Ebenso klar dürfte sein, dass sich Lenin auch unter anderen Umständen kaum an Ragaz' Ratschläge gehalten haben würde, sprach er doch von «weinerlichen Sozialpfaffen», welche die Arbeiterschaft von der Gewaltanwendung zurückhalten wollten.²³

Antimilitarismus

Im Lauf des Kriegs verschärfte sich Ragaz' Stellungnahmen gegen jede Form von Militarismus, der für ihn Hand in Hand mit kapitalistischem Mammonismus und weltpolitischem Imperialismus ging. Schon in einem Vortrag vom 1. September 1914 zum Thema, warum die Sozialdemokratie gegenüber dem Krieg versagt habe, erklärte er dies mit der falschen Unterscheidung von aggressivem und defensivem Krieg (weil jede Regierung

ihren Krieg als Verteidigungskrieg darzustellen verstehe) und folgerte, die Sozialisten müssten grundsätzlich gegen jeden Krieg sein.²⁴ In diesem Kontext ist sein unerschrockener Einsatz für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen in den «Neuen Wegen» und seine Zeugenschaft für Einzelne von ihnen vor Gericht oder im akademischen Senat seiner Universität zu sehen.²⁵ Zwar versuchte er sie nach eigenem Zeugnis so gut wie möglich von ihrem Schritt abzuhalten, indem er ihnen die Folgen, die sie erwarteten, aufzeigte; wenn sie aber bei ihrer Überzeugung blieben, stellte er sich voll hinter sie und nahm mit dieser Haltung persönliche Schwierigkeiten etwa durch massive Presseangriffe in Kauf. General Wille stempelte ihn im Bericht an die Bundesversammlung zum Aktivdienst 1914-1918 nachträglich geradezu zum Anstifter der Dienstverweigerung und zum Jugendverderber. Demgegenüber galt Dienstverweigerung Ragaz als Zeugnis für das Reich Gottes und gegen das Reich der Gewalt,²⁶ eine Argumentation, der ein Wille kaum zu folgen befähigt sein konnte.

Schwierigkeiten ergaben sich für Ragaz weiter durch seine Einstellung zum Landesstreik im November 1918, den er nicht anders beurteilte als den Zürcher Generalstreik von 1912. Von Letzterem sagte er, er habe ihn zwar missbilligt, noch mehr aber das Verhalten des Bürgertums und besonders «das ganz unnötige und unrechtmäßige Militäraufgebot».²⁷ Sein Auftreten gegen das Bürgertum habe ihn damals, wie er in einem undatierten autobiografischen Text schrieb, «zum gefürchtetsten und gehasstesten Mann der Schweiz» gemacht; daraufhin sei er 1913 «in die Sozialdemokratie» eingetreten.²⁸ Nach den Schüssen auf dem Zürcher Münsterhof vom 10. November 1918 erschien am 14. November im «Volksrecht» eine von Ragaz entworfene Solidaritätserklärung, worin die herrschende Gesellschaftsordnung angeprangert und eine wahre Volksgemeinschaft verlangt wurde. Diese müsse Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf neue und umfassende Weise verwirklichen und in die Richtung einer sozialistischen Republik weisen.²⁹ Schuld an der Eskalation der Ereignisse trug für ihn auch im Herbst 1918 der Einsatz des Militärs als Folge des von ihm stets bekämpften Militarismus, der nicht nur die hohen Militärführer und den General – sie aber ganz besonders – auszeichnete. General Wille war für ihn schlicht ein «verhängnisvoller Mensch» und ein

«preussischer Menschenverächter», der sich von den reaktionärsten Zürcher Kreisen inspirieren liess und dem Bundesrat seinen Willen aufdrängte.³⁰

Gegen den Versailler Gewaltfrieden

Ähnlich wie der seit 1915 im Zürcher Exil lebende österreichische Pazifist und Friedensnobelpreisträger Alfred Hermann Fried, einer von Ragaz' «antiimperialistischen Kampfgenossen»,³¹ hielt Ragaz den Versailler Frieden für einen Gewalt- und Schandfrieden. Fried blieb in seinem vierbändigen Kriegstagebuch bis zum Ende ein rabiaten Gegner der deutschen Kriegführung, sprach dann aber im Zusammenhang mit dem «Pfuscherwerk von Versailles und Saint Germain» von Dummheit und Sadismus auf der Ententesseite, was für ihn jetzt schlimmer war als der preussische Militarismus in Brest-Litowsk und Bukarest.³² Auch Ragaz hatte von den Ententemächten ein anderes Verhalten erwartet, zumal er den Sieg der Westmächte als «religiöses Ereignis» und als «Bestätigung des göttlichen Weltregimentes»³³ empfand. «Unsere bescheidensten Hoffnungen [sind] enttäuscht und unsere schlimmsten Befürchtungen übertroffen worden», schrieb er im Mai 1919 in den «Neuen Wegen». Obwohl die Lage viel besser sei, als sie im Fall eines deutschen Siegs wäre, wenn die Welt eine Kaserne und Hölle geworden wäre, sei aus der «Fluchsaat» eine «Fluchernte» erwachsen.³⁴ Zwar hatte das kriegstreiberische Deutschland seiner Meinung nach keine Schonung verdient, aber dass die Sieger in ihrem Rachedenken nichts Besseres zu tun wussten, als sich proportional zum Verhalten ihrer Gegner aufzuführen, war im Hinblick auf die Nachkriegszeit auf eine Weise verhängnisvoll, deren Folgen er geradezu prophetisch erfasste.

Besonders enttäuschend erschien Ragaz die Nachgiebigkeit des amerikanischen Präsidenten Wilson gegenüber den von den Ententepartnern geschaffenen oder vorgeschobenen Sachzwängen. Dennoch habe Wilson – wie er im Mai 1919 schrieb – unermessliche Verdienste um die Menschheit, denn er habe die Welt vor Ludendorff gerettet und ihr den Völkerbund gebracht.³⁵ Im gleichen Monat wandte er sich mit einem eindrücklichen Appell persönlich an den Amerikaner, sich direkt an die Völker zu wenden und Vertreter von allen «zu ei-

Der Tanz um den heißen (Friedens-)Brei und ein hoffnungsvoller Neujahrswunsch. Zeichnungen von Boscovits im Nebel-spalter vom 28. April 1917 und 29. Dezember 1917.



ner wirklichen Friedenskonferenz» zusammenzurufen.³⁶ Auch der tote Präsident blieb für ihn eine visionäre Lichtgestalt, auf die er an der Zürcher Gedächtnisfeier vom 10. April 1924 eine geradezu hymnische Rede hielt, in der er ihn in einer bezeichnenden Wendung als Calvinisten würdigte. Seine «Vierzehn Punkte» seien eine Fortsetzung der Erklärung der Menschenrechte und zugleich eine «Fortsetzung des Werkes Calvins ins Politische hinein». Als «Prophet der Souveränität und Majestät der Kleinen und Schwachen» sei er ein «echter Sohn Genfs», das durch seinen Einfluss zum «Mittelpunkt des Völkerbundes» geworden sei. So werde die Schweiz ein «Kanton in einem Lande, dessen Grenzen die der Erde sind», und stosse der Völkerbund «die zum Teil eingerosteten und mit Spinnweben bedeckten [...] Fenster des Schweizerhauses nach allen Richtungen der Welt auf».³⁷



Für den Völkerbund

Der Völkerbund blieb das Einzige, was im Pariser Friedenskontext vor Ragaz' vernichtendem Urteil verschont blieb. Entgegen seiner Partei setzte er sich mit geradezu unglaublicher Vehemenz für den Schweizer Beitritt ein, und zwar gerade mit dem Argument, dass man von dessen Mängeln absehen und sich an die zugrundeliegende Idee halten müsse. Die Auseinandersetzung um den Beitritt war für Ragaz «ein Ringen um Leben und Zukunft der Schweiz», und die erfolgreiche Abstimmung dann die «Rettung von einer Art Tod für unser Volk».³⁸ Unmittelbar vor der Abstimmung hatte er in der Aprilnummer der «Neuen Wege» festgestellt, bei einer Ablehnung des Beitritts wäre die Existenz der Schweiz nur noch «ein Vegetieren»; ein ablehnendes Votum wäre eine «moralische Katastrophe» und eine «Art Selbstmord».³⁹ Einmal im Völkerbund, erwartete Ragaz dann von der Schweiz in einem grossen Aufsatz in den «Neuen Wegen» von 1924, dass sie die Abrüstung als ihre Aufgabe betrachten müsse. Die Militaristen würden die wahre Schweiz verraten. Die Schweizer Armee sei im Weltkrieg «unsere grösste Gefahr» gewesen, ihre oberste Führung habe sie mehrmals beinahe in äussere Verwicklungen oder in den Bürgerkrieg geführt; gerettet worden sei das Land weniger durch als trotz der Armee. Die Schweiz könne nur im Frieden bestehen, weshalb jeder, der sie liebe, jetzt ihre Abrüstung fordern müsse. Das Militär sei weniger ein Schutz gegen aussen als eine Gefahr gegen innen. So habe das Militär in Zürich im November 1918 den Generalstreik herbeigeführt und den Grippetod vermehrt. Die wahre Mission der Schweiz sei nicht der Kult der Flinte und des Schiessens, sondern eine durch den Willen Gottes regierte Volksgemeinschaft; sie gipfle im Völkerbund, der eine erweiterte Idee der Schweiz darstelle. Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich seien an ihrem Militarismus zugrunde gegangen; dagegen sei die sofortige und vollständige Abrüstung der wahre Realismus.⁴⁰ Ähnlich, aber apokalyptischer, äusserte er sich in einem 1929 auf der Comburg bei Schwäbisch-Hall unter dem Titel «Der Sinn der Friedensbewegung» gehaltenen Vortrag, ein neuer Weltbrand würde das Ende des Abendlands bedeuten. Dieses lebe an einem Ozean von Blut und Fluch und stehe auf Bergen von Leichen. Demgegenüber brächte

der Zukunftskrieg als Giftgas- und Luftkrieg noch eine Steigerung und den Selbstmord Europas. Deshalb sei die Friedensbewegung eine absolute Notwendigkeit. Ihr Antimilitarismus bedeute die völlige Ablehnung des Kriegs und jeglicher Kriegsvorbereitung.⁴¹

Wenn Ragaz in der Abessinienkrise 1935 entgegen seinem überzeugten, aber hochkomplexen Pazifismus für militärische Sanktionen gegen Mussolinis Italien eintrat, als welche er beispielsweise die Sperrung des Suezkanals sah, war das nur scheinbar ein Widerspruch. Er war entschieden der Meinung, dass der Völkerbund gegen Friedensbrecher eine Zwangsgewalt brauche, denn Recht könne nicht ohne Zwang auskommen. Idealerweise müsse nach einer Totalabrüstung der Völker eine Völkerbundspolizei eingerichtet werden.⁴² Schon anlässlich der ersten Völkerbundsversammlung 1920 hatte er wegen der damals anstehenden Armenienfrage bedauert, dass der Völkerbund keine Armee und keine Flotte habe.⁴³ Durchaus folgerichtig kritisierte er 1935 auch das Unterlaufen der ohnehin unzulänglichen wirtschaftlichen Sanktionen durch die Schweiz. Sein Urteil über Bundesrat Mottas Politik war und blieb vernichtend.⁴⁴ 1938 lehnte er die von Motta pilotierte Rückkehr zur integralen Neutralität aufs Schärfste ab; diese habe uns «in das Nichts» geführt, «auch wenn wir uns noch so fest in den Mantel der Schweizerpende und Rotkreuzarbeit hüllen», urteilte er 1945 post festum im letzten von ihm betreuten Heft der «Neuen Wege».⁴⁵

Der neue Krieg

Die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs bestätigte Ragaz in seinen Auffassungen. Im Mai 1940 schrieb er in den «Neuen Wegen»: «Wenn es nach uns [den Antimilitaristen] gegangen wäre, [...] [hätten] wir einen Völkerbund, der die Schwachen schützte. Dann hätte ein solcher Völkerbund seine Hand über Abessinien gehalten, über Albanien, über Österreich, über die Tschechoslowakei, über Polen, über Finnland, über Dänemark, über Norwegen – über die Schweiz!» Stattdessen hätten zu viele Leute (Militärgläubige, Aufrüster und Saboteure des Völkerbunds) «nicht an den Geist [...], sondern bloss an die Gewalt» geglaubt.⁴⁶ Wie Bertha von Suttners Kampf um den Frieden (so Ragaz 1943) nicht erfolglos

gewesen sei, selbst wenn er die zwei Weltkriege nicht verhindert habe, so sei es auch derjenige des Völkerbunds nicht, denn die neue Friedenswelt müsse aus den Trümmern des Weltkriegs auf den Grundlagen der früheren Friedenskämpfer erbaut werden.⁴⁷ Alles bestärkte ihn in der Grundüberzeugung, dass Wilson richtig gesehen habe, weshalb er den von Roosevelt gegen Ende des Kriegs betriebenen Aufbau der UNO als konsequente Weiterführung von Wilsons Werk interpretierte. Roosevelt habe, wie er im April 1945 schrieb, als Schüler Wilsons das Erbe der Friedensschaffung durch den Völkerbund übernommen und rette damit dessen Persönlichkeit und dessen Werk, die Überwindung der Gewalt durch das Recht.⁴⁸

Folgerichtig konnte Ragaz' Urteil über das Abseitsstehen der Schweiz im Entstehungsprozess der UNO wegen ihres «Neutralitätsmythos»⁴⁹ nur negativ ausfallen. Überhaupt beurteilte er noch unmittelbar vor seinem Ableben in der Nacht zum 7. Dezember 1945 das ganze Schweizer Weltkriegsverhalten in einer trotz ihrer Kürze nach allen Azimuten bis zum Verhalten der Banken und zu der «schweren Versündigung unserer Fremdenpolizei» gewaltigen Abrechnung äusserst kritisch: «Wir haben gemeint, eine Politik des Egoismus treiben zu dürfen, uns profitlich abseits von dem Kampf der Völker um Recht und Freiheit halten und uns doch in einem Schweizertum und in einer schweizerischen Grösse und Herrlichkeit sonnen zu können, für die wir nichts mehr einsetzen wollten [...]. Nun zerfliesst nach und nach dieser ganze Trug und wir stehen da in unserer ganzen Armut und Blösse.»⁵⁰

Jedenfalls kann es nicht erstaunen, dass über die «Neuen Wege» die Vorzensur verhängt worden war und die Zeitschrift von Mai 1941 bis Juli 1944 nur rudimentär und in «vertraulichen Sendungen» vertrieben wurde. Die groteske Auseinandersetzung mit dem Pressestab, die sich 1941 über verschiedene Etappen bis zu einem abgelehnten Rekurs hinzog, wurde von ihr unter dem Titel «Noch ein Kampf um die Schweiz» in drei Akten ausführlich dokumentiert.⁵¹

Schlussbemerkung

Mit Ausnahme seines Einsatzes für den Schweizer Völkerbundsbeitritt habe ich Ragaz erst bei der Entstehung des vorliegenden Textes näher kennengelernt, obwohl Markus Mattmüller, dessen gross angelegte Ragaz-Biografie leider unvollendet blieb, seinerzeit viel von ihm sprach. Meine späte Begegnung mit diesem kämpferischen Theologen und leidenschaftlichen politischen Publizisten ist fulminant und überwältigend gewesen, obwohl nicht zu übersehen ist, dass er, auch wenn er das Wesen von Faschismus und Nationalsozialismus klar-sichtig erfasste,⁵² das Gewaltpotenzial Mussolinis, anders als dasjenige Hitlers, eher unterschätzte⁵³ und umgekehrt die Möglichkeiten des Völkerbunds zweifellos überschätzte. Dennoch hat er sich mir als unbeirrter Wahrheitskämpfer und grossartiger Visionär gezeigt, der jederzeit für seine Überzeugungen einstand und ihretwegen als 53-Jähriger seine Professur aus innerer Notwendigkeit aufgab, ohne sich allzu sorgenvolle Gedanken über die Zukunft zu machen. Dieser eindrückliche Schritt muss – wie mir scheint – letztlich als Folge der Weltkriegsereignisse und des gesamten Erfahrungsschatzes, der damit zusammenhing, interpretiert werden. Insofern lässt sich wohl die These vertreten, dass der Erste Weltkrieg für Ragaz eine entscheidende existenzielle Erfahrung dargestellt haben muss.⁵⁴ Dieser Krieg war für ihn nicht nur eine katastrophale militärische Konflagration, sondern die grundstürzende Infragestellung aller scheinbar sicheren Werte, auf die er vorher gebaut hatte, mit der einzigen Ausnahme des Reichs Gottes, an dessen Kommen er festhielt und um dessen Verwirklichung er in dieser Welt nunmehr «frei von der Belastung durch Kirche, Staat, Theologie, Amt und Métier» kämpfen wollte. Dies zeigt sein Demissionsschreiben vom 24. Mai 1921 an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, welches «im Gehorsam gegen die Stimme des Gewissens und das, was ich als Willen Gottes betrachte», von eigentümlich imponierender Würde ist.⁵⁵

Leonhard Ragaz an der Universität Zürich

1908 wurde der Basler Münsterpfarrer Leonhard Ragaz als Professor der systematischen und praktischen Theologie an die Universität Zürich berufen. Seine Professur versah er, vor allem was die Religionsphilosophie und die philosophische Ethik betraf, mit Erfolg (die Studierendenzahlen stiegen an) und mit grosser Geradlinigkeit («es war mir stets um die Wahrheit zu tun und um nichts anderes»).⁵⁶ Gerade deswegen eckte er immer wieder an, so 1915 mit einer scharfen Polemik gegen die seiner Meinung nach imperialistisch gewordene deutsche Theologie, von der er sich unter Berufung auf Zwingli und Calvin demonstrativ absetzte, oder durch das wiederholte Einsteigen für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen, was ihm von General Wille den Vorwurf eintrug, ein Verderber der Jugend zu sein. Andererseits war – wie sein Biograf urteilt – die Botschaft des religiösen Sozialismus gerade in diesen Jahren «historisch am wirksamsten».⁵⁷

Nach wachsendem Unbehagen gegenüber der Kirche, die er als «Gegensatz zum Reich Gottes» sah,⁵⁸ und gegenüber dem sozial abgehobenen Universitätsbetrieb, dem «akademischen Tretrad»,⁵⁹ dessen «ganzes

System» für ihn «von Grund aus falsch» war,⁶⁰ sowie nach einem gesundheitlichen Zusammenbruch trat der überaus selbstkritische Ragaz 1921 von seinem Amt zurück. Dieser Schritt erregte enormes Aufsehen – «eine Sensation» –, wie er in den Erinnerungen schreibt.⁶¹ Er war zu diesem Zeitpunkt 53-jährig und sah einer ungesicherten Zukunft entgegen, weil er durch den Rücktritt seinen Pensionsanspruch verlor. Seitens der nahezu einmütigen Studenten (19 von 20, alle männlich) und einer Mehrheit der Fakultät (vier zu zwei) wurde versucht, sein Verbleiben durch die Reduktion des Pensums auf die systematische Theologie wenigstens teilweise zu sichern.⁶² Die Hochschulkommission und der Regierungsrat, die kurz vorher der Verlängerung seiner Anstellung um weitere sechs Jahre knurrend zugestimmt hatten, liessen sich auf diesen eleganten Kompromiss nicht ein. Vermutlich sahen sie in dem kritischen Theologen vor allem den politischen Gegner, der 1913 der Sozialdemokratischen Partei beigetreten war und sich 1918 mit dem Landesstreik solidarisierte.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Mattmüller, Markus: Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus. Eine Biographie, Bd. II: Die Zeit des Ersten Weltkriegs und der Revolutionen, Zürich 1968, S. 257 f., 269.
- 2 Ragaz, Leonhard: Über den Sinn des Krieges. Vortrag gehalten vor der Zürcher Freistudentenschaft, Zürich 1915, S. 26-29. Dem Inhalt nach fand der Vortrag Ende November 1914 statt.
- 3 24. November 1914. Leonhard Ragaz in seinen Briefen, Bd. 2:1914-1932, Zürich 1982, S. 64.
- 4 Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 59.
- 5 Vgl. ebd., S. 66 f.
- 6 Die Vorträge von Seippel, Ragaz und anderer sowie Ragaz' anschliessende Repliken finden sich in einem Separatdruck, der mir nur in einer französischen Übersetzung vorliegt: Paul Seippel et al.: L'indépendance intellectuelle de la Suisse, Zürich 1917, S. 40,44,46, 50, 55, 79 ff.
- 7 Vgl. Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 437,443,473,489-
- 8 Ragaz, Leonhard: Mein Weg, Bd. II, Zürich 1952, S. 53.
- 9 Spieler, Willy: Ein religiöses Nein zur herrschenden Ordnung. Leonhard Ragaz zum Landesgeneralstreik 1918, in: Bündner Monatshefte 4 (2009), S. 391-401, hier S.394.
- 10 Vgl. dazu: Brassel-Moser, Ruedi: Leonhard Ragaz und der Pazifismus, in: Neue Wege

- 88/1 (1994), S. 3–15, hier S. 5 f.; Studer, Brigitte: Ragaz|-Nadig], Clara, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 10, Basel 2011, S. 69 f.
- 11 Ragaz, Mein Weg II (wie Anm. 8), S. 54–58.
- 12 Vgl. Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 92–94.
- 13 Vgl. zu diesem ganzen Problemkomplex Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 303–312.
- 14 Ragaz, Über den Sinn des Krieges (wie Anm. 2), S. 40 f.
- 15 Vgl. Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 313–318.
- 16 Vgl. ebd., S. 338 ff.
- 17 26. August 1919 an Max Gerwig, Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 186.
- 18 Ragaz, Mein Weg II (wie Anm. 8), S. 180.
- 19 Vgl. Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 108–111.
- 20 Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 108, 111.
- 21 Vgl. Ragaz, Mein Weg II (wie Anm. 8), S. 80 f.
- 22 Ragaz, Leonhard: Il y a Paix et Paix ...! Parole franche d'un Suisse au peuple Suisse, Genf 1918, S. 5 f. Der Text ist datiert vom 4. Januar 1918 und erschien primär in Neue Zürcher Zeitung, 6. und 9. 1. 1918.
- 23 Ragaz, Mein Weg II (wie Anm. 8), S. 83.
- 24 Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 105.
- 25 Siehe etwa für den Fall seines einstigen Basler Konfirmanden Wolfgang Schwemmer Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 283 f., oder im Fall des Studenten Dubied vor dem akademischen Senat ebd., S. 286.
- 26 Vgl. Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 279, 284.
- 27 Ragaz, Leonhard: Mein Weg, Bd. I, Zürich 1952, S. 313.
- 28 Ragaz, Leonhard: Meine geistige Entwicklung, in: Mattmüller, Markus: Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus. Eine Biographie, Bd. I: Die Entwicklung der Persönlichkeit und des Werkes bis ins Jahr 1913, Zollikon 1957, S. 244 f.
- 29 Erklärung zum Generalstreik 1918, in: Brassel, Ruedi/Spieler, Willy (Hg.): Ragaz, Leonhard: Eingriffe ins Zeitgeschehen. Reich Gottes und Politik. Texte von 1900–1945, Luzern 1995, S. 122 f.
- 30 17. Dezember 1918 an Adolphe A. Ferrière, Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 169.
- 31 Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 494.
- 32 Fried, Alfred H.: Mein Kampf gegen Versailles und St. Germain vom November 1918 bis Juni 1919, Leipzig 1920, S. 2, 14. Bei dieser Broschüre handelt sich um einen Auszug aus dem IV. Band von Frieds Kriegstagebuch.
- 33 Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 493.
- 34 Ragaz, Leonhard: Zum Pariser Frieden, in: Eingriffe ins Zeitgeschehen (wie Anm. 29), S. 259, 261–263. Gemäss Herkenrath wurde dieser Artikel in die von Alfred H. Fried 1920 herausgegebene Aufsatzsammlung «Der Weltprotest gegen den Versailler Frieden» übernommen. Vgl. Herkenrath, Silvia: Politik und Gottesreich. Kommentare zur Weltpolitik der Jahre 1918–1945 von Leonhard Ragaz, Zürich 1977, S. 58.
- 35 Ragaz, Zum Pariser Frieden, in: Eingriffe ins Zeitgeschehen (wie Anm. 29), S. 263 f.
- 36 20. Mai 1919. Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 180.
- 37 Ragaz, Leonhard: Die Bedeutung Woodrow Wilsons für die Schweiz und für die Welt. Schriften der Schweiz. Vereinigung für den Völkerbund, Nr. 2, Weinfelden [1924], S. 16 f., 18 f., 20 f.
- 38 24. Mai 1920 an Marie Lanz, Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 199.
- 39 Ragaz, Leonhard: Die Schweiz vor der Lebensfrage – Zur Abstimmung über den Beitritt des Landes zum Völkerbund am 16. Mai 1920, in: Eingriffe ins Zeitgeschehen (wie Anm. 29), S. 191 f.
- 40 Ragaz, Leonhard: Die Abrüstung als Mission der Schweiz. Separatabdruck aus «Neue Wege», Zürich [1924], S. 6, 9, 15 f., 21–25.
- 41 Ragaz, Leonhard: Der Sinn der Friedensbewegung, in: Kommende Gemeinde 1/3–4 (1929), S. 17–19, 25. Vgl. zu diesem Vortrag Ragaz, Mein Weg (wie Anm. 8), Bd. II, S. 241–245.
- 42 Ragaz, Leonhard: Zur Sanktionenfrage im Konflikt um Abessinien, in: Eingriffe ins Zeitgeschehen (wie Anm. 29), S. 192 f. Vgl. zum Problem der Sanktionen Herkenrath, Politik und Gottesreich (wie Anm. 34), S. 215–220; zur Komplexität von Ragaz' *relativem Pazifismus* Brassel-Moser, Pazifismus (wie Anm. 10), bes. S. 11.
- 43 26. November 1920 an Christine Nadig sowie Jakob und Christine Ragaz. Vgl. Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 209.
- 44 Vgl. Herkenrath, Politik und Gottesreich (wie Anm. 34), S. 257–265.
- 45 Neue Wege 39/12 (1945), S. 662. Vgl. Brassel Moser, Ruedi: Markus Mattmüller zum 70. Geburtstag am 18. Juli 1998. «Nun geht es für die Schweiz ans Bezahlen». Leonhard Ragaz zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, in: Neue Wege 92/7–8 (1998), Heft 7–8, S. 225–235, hier S. 228.
- 46 Ragaz, Leonhard: «Wenn es nach euch gegangen wäre!», zitiert in Trautvetter, Paul: Der Kampf um den Frieden im Leben von Leonhard Ragaz, Sonderabdruck aus «Aufbau», 1968, Zürich 1970, S. 15.
- 47 Ragaz, Leonhard: Bertha von Suttner, in: Neue Wege 37/6 (1943), S. 288–291, hier S. 290.
- 48 Vgl. Ragaz, Leonhard: Die grossen Drei. Wilson, Masayk, Roosevelt, in: Neue Wege 39/4 (1945), S. 168–174, hier S. 168 f.
- 49 Brassel Moser, Schweiz (wie Anm. 45), S. 228.
- 50 Ragaz, Leonhard: Zur schweizerischen Lage. 5. Dezember 1945, in: Neue Wege 39/12 (1945), S. 660–668, hier S. 662.
- 51 Neue Wege 35/7 (1941), S. 2–49. Vgl. Herkenrath, Erland: Die Freiheit des Wortes. Auseinandersetzungen zwischen Vertretern des schweizerischen Protestantismus und den Zensurbehörden während des zweiten Weltkriegs, Zürich 1972, S. 95–126.
- 52 Vgl. Herkenrath, Politik und Gottesreich (wie Anm. 34), S. 89–112.
- 53 Dies gilt meines Erachtens trotz allem, was er in den Erinnerungen über das «Gewaltwesen» im Faschismus schreibt. Ragaz, Mein Weg II (wie Anm. 8), S. 328.
- 54 Die Äusserung von Mattmüller in der Einleitung zum dritten Band von Ragaz' Briefen, wonach dessen Verstummen als Tagebuchschreiber damit Zusammenhängen könnte, dass er sich seit den grossen Kämpfen um den Rücktritt als Professor offenbar in einer Lebenssituation befand, die seinem Empfinden entsprach, dürfte diese These stützen. Mattmüller, Markus: Leonhard Ragaz als Briefschreiber, in: Leonhard Ragaz in seinen Briefen, Bd. 3: 1933–1945, Zürich 1992, S. 12.
- 55 Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 219.
- 56 Ragaz, Weg (wie Anm. 27), S. 308.
- 57 Mattmüller, Ragaz I (wie Anm. 28), S. 194.
- 58 Ragaz, Mein Weg II (wie Anm. 8), S. 111.
- 59 Ebd., S. 116.
- 60 Ragaz, Briefe (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 143 f.
- 61 Ragaz, Mein Weg II (wie Anm. 8), S. 121.
- 62 Vgl. Mattmüller, Ragaz II (wie Anm. 1), S. 576 f.

Das Zürcher «Wehrmännerdenkmal» auf der Forch. Vom erhöhten Aussichtspunkt aus wirken die Berge besonders nah. Postkarte, vermutlich aus den 1930er-Jahren. (Staatsarchiv des Kantons Zürich)



Regula Schmid

En Témoignage – Denkmäler zum Ersten Weltkrieg im Kanton Zürich

Nach jedem Krieg gilt es, Tote und viel Leid zu rechtfertigen. Kriegsdenkmäler und die Zeremonien, die um sie herum gestaltet werden, sind wichtige Mittel, mit denen Staaten versuchen, die kriegsbedingten Gräben in der Gesellschaft zu überbrücken.¹ Der Verweis, dass die Soldaten im «Dienst des Vaterlands» gestorben und sich für die «Gemeinschaft geopfert» haben, soll dem Sterben Sinn verleihen. Gedenksteine und Inschriften, die an Schlachten und Gefallene erinnern, gehen in Mitteleuropa auf das 14. Jahrhundert zurück. Erst in der Neuzeit nutzten aber europäische Herrscher Kriegsdenkmäler als wichtige politische Instrumente, und erst nach 1800 enthalten diese oft die Namen von Gefallenen.

Die Napoleonischen Kriege machten Kriegsdenkmäler zu einem Massenphänomen. Die Monarchien Europas steuerten die Errichtung von Denkmälern; in Deutschland etwa sollten nach 1813 auf kaiserlichen Beschluss alle Gemeinden im Reich die Namen der für Kaiser und Vaterland Gefallenen auflisten.² Der Kult um die Toten war Teil der Ausbildung der europäischen Nationen, denn mit den Verstorbenen sollten die Ereignisse, die zu ihrem Sterben geführt hatten, mit Sinn versehen werden.

Die Schweiz ist in dieser europäischen Geschichte von Totenkult und Kriegsdenkmälern vor allem ein Kontrastbeispiel. Denkmäler, welche an

siegreiche Herrscher erinnern – in den umliegenden Monarchien vor 1800 der weitaus häufigste Denkmaltyp – fehlen. Auch das Gedenken an die grossen Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts – des Deutsch-Französischen Kriegs 1870/71 und der Weltkriege – wird in der Schweiz als nicht Krieg führendes Land anders gestaltet. Zudem gibt es in der föderalistischen Schweiz keinen einheitlichen Denkmaltyp.³

Formen und Inhalte von Denkmälern verweisen auf die politische Kultur, aus der heraus sie entstanden. Allerdings machen sie das nicht geradlinig; Denkmäler folgen auch künstlerischen Moden und Motiven. Nachahmung und Wettbewerb sind wichtige Treibmittel verschiedener «Denkmalbooms» und sorgen durchaus für international vergleichbare Lösungen. Vor Ort sind nicht nur die politischen und sozialen, sondern auch die konkreten räumlichen und finanziellen Umstände sowie einzelne Personen ausschlaggebend. Die Geschichte von Denkmälern zu erforschen ermöglicht deshalb nicht nur, Ereignisse wieder in Erinnerung zu rufen, welche Menschen zu einer bestimmten Zeit als bedeutend empfinden, sondern öffnet auch Zugänge zur Gesellschaft, welche die Denkmäler setzte und pflegte.

In der Stadt und im Kanton Zürich erinnern mindestens sechs Denkmäler an den Ersten Weltkrieg. Nur eines davon, das 1922 eingeweihte, kantonale Wehrmännerdenkmal auf der Forch, ist heute einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Die anderen Denkmäler kennen höchstens Eingeweihte.⁴ Vier werden hier näher vorgestellt. Es handelt sich neben dem Forchdenkmal um das 1916 errichtete Fliegerdenkmal auf dem Gelände des Militärflugplatzes Dübendorf, die 1918 im Hof des Landesmuseums angebrachte Marmortafel mit einer Inschrift zur Erinnerung an die Aufnahme französischer Evakuierter und das 1929 enthüllte «Deutsche Kriegergrab» mit den Namen der im Weltkrieg gefallenen Deutschen aus Zürich und Umgebung auf dem Friedhof Sihlfeld. Mit dieser kleinen Geschichte der Denkmäler zum Ersten Weltkrieg im Kanton Zürich soll gezeigt werden, wie sich Ereignis und Erinnerung, die Absichten der Urheber und die Bedürfnisse des Publikums, wie sich also am konkreten Fall Gedächtnis und Geschichte zueinander verhalten.

FESTA NAZIONALE 1942



Das kantonale Wehrmännerdenkmal auf der Forch (1922)

Nicht das früheste, aber sicher das bedeutendste und mit dem umfassendsten Anspruch sowie dem grössten Aufwand errichtete Denkmal ist das kantonale Wehrmännerdenkmal auf der Forch. Die Initiative dazu ergriff die Unteroffiziersgesellschaft des Kantons Zürich. Sie bildete 1920 ein Komitee, das einen Standort suchte und einen Gestaltungswettbewerb ausschrieb. Den Zuschlag erhielt der Zürcher Architekt Otto Zollinger mit seinem Projekt «Das Opfer». Es ist als 18 Meter hohe Flamme auf einem über 4 Meter hohen, gestuften Sockel gestaltet und schwingt sich somit auf weit über 20 Meter empor.⁵

Das Forchdenkmal wurde am 24. September 1922 unter Anteilnahme von 30'000-50'000 Personen, darunter Regierungsmitgliedern und Militärangehörigen, eingeweiht. Unter den Gästen waren der aus Wädenswil stammende Bundespräsident Robert Haab und General Ulrich Wille, Ehrenbürger von Meilen. Die Inschrift «DIES DENKMAL BAUTE DAS ZÜRCHER VOLK ALS SINNBILD SEINER OPFER, DIE DER WELTKRIEG 1914-1918 ZU DES VATERLANDES SCHUTZ FORDERTE» hebt die Anstrengungen der Bevölkerung von Stadt und Kanton Zürich während des Ersten Weltkriegs hervor.

Das Forchdenkmal spielt eine bedeutende Rolle als Ort des Gedenkens an die beiden Aktivdienste. Hier findet auch die offizielle Bundesfeier der Gemeinde Küsnacht statt, was wohl gleichermassen dem patriotischen Flair des Orts wie der vorhandenen Infrastruktur geschuldet ist. An attraktiver Lage mit Aussicht auf den

Das kantonalzürcherische Wehrmännerdenkmal (das «Opfer») wurde 1943 philatelistisch zum aussagekräftigen, nationalen Symbol.

(1943, «Pro Patria»-Viererblock; Sammlung Bachmann, Winterthur)

Zürichsee und die Alpen⁶ steht das Denkmal in nächster Nähe der Verbindungswege zwischen den Dörfern am Zürichsee und der Greifensee-region sowie dem Oberland und der Stadt Zürich. Entsprechend früh wurde das Gebiet durch öffentliche Verkehrsmittel erschlossen. Neben der auch andernorts mit dem Ausbau der touristischen Infrastruktur beschäftigten Standortgemeinde Küsnacht bezahlten denn auch der Besitzer des nahegelegenen Restaurants und die Forchbahn namhafte Beiträge.

1951 stellte der Regierungsrat des Kantons Zürich die Umgebung des Forchdenkmals unter Schutz, die Zone um das Denkmal wurde mit einem Bauverbot belegt.⁷ 1980 bildete sich die «Stiftung Erholungsgebiet Wehrmännerdenkmal Forch» zum Schutz der Umgebung. Politische Vorstösse zur Ergänzung der Namen gestorbener Soldaten (1946, 1954 und 1991) und diverse Sanierungen riefen das Denkmal der Öffentlichkeit regelmässig in Erinnerung.

Das Forchdenkmal ist schweizweit bekannt und wurde auch Thema der wissenschaftlichen Denkmalforschung.⁸ Diese hebt hervor, dass die verstorbenen Wehrmänner, an die das Denkmal erinnert, vor allem Grippe-tote waren. Diese Einengung lässt sich zwar schon in einzelnen Reden der Einweihung fassen, doch weist die Inschrift darauf hin, dass es sich vor allem um eine spätere Entwicklung handelt. 1922 standen die kriegsbedingten Anstrengungen der ganzen Bevölkerung des Kantons im Vordergrund. Tatsächlich zeigen auch die anderen Denkmäler, die in Zürich an Ereignisse des Ersten Weltkriegs erinnern, dass der Krieg einschneidende Auswirkungen auf das Leben von unzähligen Personen in der Stadt und im Kanton Zürich hatte.

Das Fliegerdenkmal in Dübendorf (1916)

Auf dem Flugplatz Dübendorf steht eine Säule aus Granit, auf der ein Adler sitzt. Heute trägt die Vorderseite der Säule die Inschrift «ZUM GEDENKEN AN DIE IM DIENSTE DES VATERLANDS GEFALLENEN KA-

MERADEN», die rückseitigen Inschriften sind zur Unleserlichkeit verblasst.⁹ Die ursprüngliche Inschrift verwies aber mit der Jahrzahl direkt auf die Kriegszeit. Sie füllte die ganze Vorderseite aus und lautete: «ZUM GEDENKEN AN DIE IM DIENSTE DES VATERLANDS GEFALLENEN KAMERADEN GEWIDMET VON DER SCHWEIZERISCHEN FLIEGERABTEILUNG 1915». Auf der Rückseite standen die Namen der vier Militärpiloten, die bis zur Einweihung des Denkmals am 23. Juli 1916 abgestürzt waren: Moritz Vollenweider und Felix Probst (4. Juni 1915), Marcel Lugin (24. Juni 1915) und Roger de Weck (7. Juli 1916).¹⁰

Bei ihrem ersten Zusammentreten am 3. August 1914 bestand die Fliegertruppe aus einem Hauptmann und neun Piloten und verfügte über acht Flugzeuge und einen Reservemotor.¹¹ Dazu kamen Beobachter, Mechaniker und weiteres Hilfspersonal. Die erste Generation Militärpiloten gehörte zu den Pionieren der Fliegerei überhaupt, einzelne waren weltberühmt – allen voran der Chefpilot Oskar Bider (1891-1919), der im Januar 1913 als Erster die Pyrenäen und im Juli des gleichen Jahres die Alpen überflogen hatte. Ihrem Kommandanten Theodor Real (1881-1971) glückte unter anderem der erste registrierte Flug vom Ausland in die Schweiz (1911, Darmstadt-Basel).

Die an Real gestellten Anforderungen waren von ihm kaum zu bewältigen. Die Fliegertruppe hatte sich zunächst auf der Berner Allmend (Beundenfeld beim heutigen Wankdorfstadion) eingefunden, wo die Halle der militärischen Ballonfahrer stand. Erst im Dezember 1914 überführten die Piloten die Flugzeuge nach Dübendorf, wo mit dem Abschluss eines Pachtvertrags zwischen der initiierten «Terraingenossenschaft Dübendorf» und dem Bund am 3. Dezember das Flugfeld zum eidgenössischen Militärflugplatz geworden war.¹² Vordringlichste Aufgaben Reals waren die Beschaffung neuer Flugzeuge und die Ausbildung von Piloten. Nach jahrelangem Kampf gegen «Dilettantismus, Missgunst und Interesselosigkeit» beantragte er am 16. Juni 1916 seine Entlassung als Kommandant der Fliegertruppe.¹³ Zuvor sorgte er allerdings dafür, dass die Leistung und das hohe Risiko, das seine Piloten täglich eingingen, nicht vergessen würden.

Die ersten verunfallten Piloten, Vollenweider und Probst, befanden sich 1915 in Ausbildung. Sie verloren bei der Rückkehr von einem Trainingsflug nach Bern in einer Wolke die Orientierung und stürzten auf dem Ge-



Leutnant Moritz Vollenweider (ganz links) und Korporal Hans Probst (ganz rechts) mit ihrem Fluglehrer Oskar Bider (Dritter von rechts) vor dem Start zu ihrem letzten Flug, 4. Juni 1915. Das Bild wurde erstmals 1915 in der «Schweizer Illustrierten Zeitung» veröffentlicht. (1915, Schweizerisches Bundesarchiv, Nachlass Theodor Real)

Das Fliegerdenkmal in Dübendorf mit der ursprünglichen Inschrift sowie einer zusätzlichen Gedenktafel für den 1919 abgestürzten Cheffluglehrer Oskar Bider. (1922, Foto: Schweizer Luftwaffe)

Das Fliegerdenkmal in Dübendorf mit vereinfachter Inschrift. (1993, Foto: W. Friedli, Flugarchiv Graubünden)

biet der Gemeinde Maur ab.¹⁴ Knapp drei Wochen später starb der renommierte Pilot Marcel Lugin.¹⁵ Am 16. Juli 1916 schliesslich kam Roger de Weck ums Leben, nur wenige Wochen nach dem Erwerb des Fliegerbrevets.¹⁶ Die Mitglieder der Fliegertruppe initiierten 1915 das Denkmal zur Erinnerung an ihre Kameraden und an die, welche ihnen in den Tod folgen sollten. Tatsächlich wurde das Denkmal um eine Gedenktafel an Oskar Bider, den am 7. Juli 1919 abgestürzten Cheffluglehrer, ergänzt. Diese Tafel verschwand später aber wieder – vielleicht 1924 nach der Errichtung des Bider-Denkmal auf der Kleinen Schanze in Bern. Weitere Namen von Abgestürzten kamen entgegen der ursprünglichen Absicht nicht dazu.

Vom Künstler ist wenig mehr als der Name bekannt. Als er den Adler fertigte, war Friedrich Emil (Fritz) Oboussier 22-jährig.¹⁷ Er stammte aus einer Aarauer Fabrikantenfamilie. Neben dem Fliegerdenkmal schuf er das 1919 in Aarau errichtete Denkmal zur Erinnerung an den Aktivdienst der Aargauer Truppen 1914-1918. Es wurde am Rand der Altstadt aufgestellt, 1949 indes durch ein Denkmal zur Erinnerung an die Grenzbesetzungen beider Weltkriege von Ernst Suter ersetzt und auf den Friedhof Rosengarten verlegt.¹⁸ Oboussier fer-

tigte das Denkmal gratis an, nur der Stein, der Transport und die Aufstellung mussten bezahlt werden.¹⁹

Das Fliegerdenkmal wurde am Sonntag, dem 23. Juli 1916, «in Anwesenheit sämtlicher Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der schweizerischen Fliegerabteilung sowie einer Reihe von geladenen Gästen und einês zahlreichen Publikums» eingeweiht.²⁰ Reden hielten der Pfarrer von Ebmatingen, Christof Graf, der den Absturz von Probst und Vollenweider miterlebt hatte, und Hauptmann Theodor Real.²¹ Ihre Ansprachen zeugen zunächst von persönlicher Betroffenheit. Darüber hinaus transportieren sie drei Motive: Opferbereitschaft, Vaterland und Heldentum. Pfarrer Graf bezeichnet das Denkmal als «Erinnerungszeichen», das «uns und unseren Nachkommen» «von dem Opfermut unserer Zeit» erzählt. Als er unter das Wrack gekrochen sei und den Tod der Flieger feststellen musste, «durchzuckte» ihn, so berichtet er, der Gedanke: «O Gott, zwei Opfer für's Vaterland [...]. Damit war jede Schwächeanwandlung fort, neue Kraft und neuer Opfermut beseelte mich, ich hätte mit Gott ein Schlachtfeld abräumen können. Vorläufig konnte ich nur tun, was meines Amtes war: die herbeiströmenden, teilnehmenden Menschen auf Gott hinweisen und dann helfen, die Leichname sanft und lin-



de zu betten. Ein schwerer, schmerzlicher Dienst!» Der Opfertod der anderen hilft also, den eigenen Dienst für ein Vaterland zu tun, das aus «Bergekranz und Firnenglanz», «schönen Feldern und herrlichen Wäldern» sowie «fleissigen Bewohnern» besteht. Es ist «mit heiliger Liebe» zu behüten, «dass es sei und bleibe eine wohlbewahrte Friedensinsel inmitten des Weltbrandes, ein Hort in der Welt Not, ein Fels, an dem die Wogen des Weltkriegs sich brechen». Darauf erinnert Pfarrer Graf an das heldenhafte Zusammenstehen der alten Eidgenossen, das es ermöglichte, «eine riesige Übermacht anzugreifen, eben weil sie Eidgenossen waren». Genauso halte die Fliegertruppe aus kameradschaftlicher Liebe zusammen.

Hauptmann Real sieht im Denkmal ein Zeichen des Danks an die verstorbenen Piloten, «für das, was sie für unser schönes, liebes Vaterland getan haben, dem auch wir dienen wollen». Sie seien «für das Vaterland den Heldentod gestorben». Allen soll dies «steter Ansporn treuer Pflichterfüllung» sein.

Während Pfarrer Graf die Schweiz als Friedensinsel beschreibt, gehört für Real der Kampf zur Friedenssicherung der Piloten: «Mit Stolz dürfen wir sagen, dass bei keiner Waffe der ganzen Armee der Friedensdienst so nahe der Wirklichkeit des Krieges kommt, als gerade bei der Aviatik. Ob im Kriege Kugeln pfeifen, oder gegnerische Flieger einem auf den Rekognoszierungsflügen entgegentreten, vermehrt die Gefahren des Fluges nur um geringes; die Hauptfeinde, Wind und schlechtes Wetter, Motorlaunen und ungünstiges Landungsterrain, existieren für den Flieger schon im Frieden.»

Nach der Wiederholung, dass die Piloten «im Anblick unserer herrlichen Alpen, der blauen Seen und grünen Hügel, mit ihren freundlichen Dörfern» im Dienst des Vaterlands ums Leben kamen, lässt Real das Sem-pacherlied anstimmen, «das nicht nur den Helden Winkelried, sondern alle andern Schweizer, die nach ihm sich für das Vaterland opferten, verherrlicht». Das Bild von Winkelrieds Tod befindet sich auch auf dem Gedenkblatt, das 1916 zur Erinnerung an den Piloten Roger

de Weck, den Sohn des Stadtpräsidenten von Freiburg, publiziert wurde. Winkelried ist wohl das meist zitierte Ideal der Zeit: ein Held, dessen Opfer den Kameraden den Sieg gegen eine übermächtige Gegnerschaft und der Gemeinschaft ein Leben in Selbstbestimmung ermöglichte.²²

Auch wenn die populäre Presse den Tod im Dienst des Vaterlands zur Stilisierung der Piloten zu nationalen Helden einsetzte, traf der Verlust zuerst die Familienangehörigen und die Fliegerkollegen. Bei aller Rhetorik war die Betroffenheit von Pfarrer Christian Graf, der unter das Wrack kroch und die Hand des sterbenden Vollenweider hielt, ebenso persönlich und einschneidend wie die Trauer von Kommandant Theodor Real. Die persönliche Trauer darf bei Überlegungen zur Funktion moderner Denkmäler jedenfalls nicht vergessen werden.

Die Gedenktafel zur Aufnahme französischer Evakuierter (1917/18)

Die Tafel im Hof des Landesmuseums ist aus schwarzem Marmor, der zwischenzeitlich zu einem hellen Grau verblasst ist. An der Südwand rechts vom Zugang zum Platzspitz und über Kopfhöhe angebracht, trägt sie die einst vergoldete Inschrift: «154'000 ÉVACUÉS / DES RÉGIONS / DU NORD DE LA FRANCE / ONT PASSÉ PAR ZÜRICH / D'OCTOBRE 1914 À OCTOBRE 1917 / ET ONT ÉTÉ ASSISTÉS / ET RÉCONFORTÉS / PAR LE COMITÉ SUISSE / DE RAPATRIEMENT DE ZÜRICH / ET LA POPULATION ZÜRICHULOISE / EN TÉMOIGNAGE DE GRATITUDE».²³

Während der Kriegsjahre wurden zahlreiche Kriegsgefangene und Verwundete, darunter insbesondere die «Versehrten» («grands blessés»), durch die Schweiz transportiert und zum Teil vorübergehend aufgenommen. Den grössten Anteil der Transportierten machten aber nicht Soldaten aus, sondern Zivilisten aus dem Norden und Nordwesten des besetzten Frankreich. Die meisten waren Flüchtlinge, deren Wohnorte zerstört worden waren. Zudem waren viele Angehörige lokaler Führungsgruppen dabei, die als Geiseln über längere Zeit in deutschen Lagern interniert gewesen waren («internés civils»).²⁴ Diese Gruppen blieben nach ihrer Ankunft in der Regel noch einige Monate in der Schweiz interniert, bevor sie repatriert wurden.²⁵



Der Transport dieser Personen ging auf ein Abkommen der Schweiz, Frankreichs und Deutschlands vom September 1914 zurück. Demnach sollten Frauen, Kinder, Alte sowie Männer unter 18 und über 50 Jahren durch die Schweiz in ihre Herkunftsländer transportiert werden. Die Kosten für die «rapatriés» übernahm das jeweilige Land. Zuständig war das «Bureau de rapatriement des internés civils» in Bern. Die deutschen und österreichischen-ungarischen Staatsbürger sollten über Bellegarde und Genf via Singen und Bregenz in ihre Heimat geführt werden, die französischen über Konstanz und Schaffhausen via Zürich, Bern und Lausanne nach Genf. Während zuerst Personen repatriert wurden, die sich beim Kriegsausbruch im Ausland aufgehalten hatten, konzentrierte sich der Transport sehr schnell auf die Überführung von Personen aus Nordfrankreich. Nach dem Transport durch die Schweiz übernahmen die französischen Behörden diese und verteilte sie auf Gemeinden in Südfrankreich.

Ab Oktober 1914 erreichten täglich Züge mit französischen «évacués» Schaffhausen. Die Ankunft war jeweils zwischen 15 und 16 Uhr, die Abfahrt um 22 Uhr. Dazwischen wurden die Flüchtlinge ernährt, mit dem Nötigsten ausgestattet, sie erhielten Gelegenheit, sich zu waschen, und wurden bei schönem Wetter sogar zu einer Besichtigung an den Rheinfall geführt! Die Kranken

Durch Private gespendete Kleider, Decken und Esswaren erwarten 1915 die französischen Evakuierten am Eingang des Landesmuseums. (Schweizerisches Nationalmuseum, LM-10160324)

Eine Gruppe von evakuierten Kindern, Frauen und Alten im Hof des Landesmuseums, 1915. (Schweizerisches Nationalmuseum, LM-101603162)

Nach kurzem Aufenthalt verlassen 1915 französische Evakuierte Zürich Richtung Genf. Sie werden von Helferinnen und Helfern verabschiedet. (Schweizerisches Nationalmuseum, LM-101603148)



blieben zur Pflege in der Schweiz zurück. Ab März 1915 kam zusätzlich täglich um 7 Uhr morgens ein Zug direkt in Zürich an. In nur 3½ Stunden bis zur Abfahrt um 10.30 Uhr wurden 500 Personen bewirte, gepflegt und neu ausgerüstet.²⁶

In Zürich erwies sich der direkt neben dem Ankunftsgleis liegende Hof des 1898 eröffneten Landesmuseums als ideal für die Aufnahme. Darin wurden Holzbaracken errichtet, welche wie der Eingang des Landesmuseums vor der Witterung schützten, die dekorativen Treppenstufen und die Pyramiden aus steinernen Kanonenkugeln boten willkommene Sitzgelegenheiten,

während verschiedene Büsche Schatten spendeten. Die französische Regierung übernahm die Transport- und weitere Unkosten, die Arbeit in Zürich koordinierte das «Comité de rapatriement». Es stand unter der Leitung von William Cuendet, dem Pfarrer der französischen Kirche in Zürich.²⁷ Die Armee stellte Ärzte, das Rote Kreuz Krankenschwestern und Pfleger zur Verfügung. Daneben standen zunehmend gut organisierte, freiwillige Helferinnen und Helfer im Einsatz, und Privatpersonen spendeten Nahrungsmittel, Decken, Kleidung und Windeln.

Die Aufnahme von Hunderttausenden von Evakuierten, der enorme Einsatz von Privaten, dem Staat und

dem Roten Kreuz während der Kriegsjahre und nicht zuletzt die Logistik, welche die Durchfahrt der Züge ermöglichte, erhielten international ein starkes Echo.²⁸ Zahlreiche Reportagen zeigten das menschliche Leid auf, hielten das Interesse und die Spenden aufrecht und dienten selbstverständlich auch der Propaganda.²⁹ In auffälligem Kontrast dazu steht die Tatsache, dass dieses Grossunterfangen weder wissenschaftlich aufgearbeitet noch im kollektiven Gedächtnis der Schweiz verankert ist.

Der Wunsch nach Erinnerung und Würdigung kam aus der französischen Gemeinde in Zürich und insbesondere von einzelnen Evakuierten. Als im Herbst 1917 die Aufnahme von Zürich an Basel übergegangen war, richtete der Internierte Leutnant André Ayçoberry³⁰ als Präsident der «Amicale des internés alliés à Zürich» am 23. November 1917 ein Schreiben an Stadtpräsident Nägeli. Darin schildert er, wie von November 1914 bis Oktober 1918 täglich Evakuierte aus Nordfrankreich und Belgien durch Zürich transportiert worden waren und geht auf die Tätigkeit des «Comité suisse de rapatriement» ein. Die bewundernswerte Leistung gereiche der traditionellen Gastfreundschaft der Schweiz und insbesondere Zürichs zur Ehre, denn nicht nur das Komitee, sondern die ganze Bevölkerung hätten sich als «magnifiques exemples de charité» erwiesen. Nun, da die Züge nicht mehr in Zürich, sondern in Basel hielten, solle diese Leistung nicht vergessen gehen. Die «Amicale des internés alliés de Zürich» wünsche deshalb eine Gedenktafel anzubringen, und zwar «sur les murs du ‚Kunstgewerbemuseum‘³¹ près des baraques où précisément se trouvaient les services de secours». Ayçoberry schlägt einen Text vor, der sowohl die «réfugiés des pays occupés du Nord de la France» wie auch die «soldats français grands blessés revenant de captivité» erwähnt. Er fügt bei, dass der Architekt des Landesmuseums, Gustav Gull, aus gestalterischer Sicht keine Einwände gegen die Tafel habe.

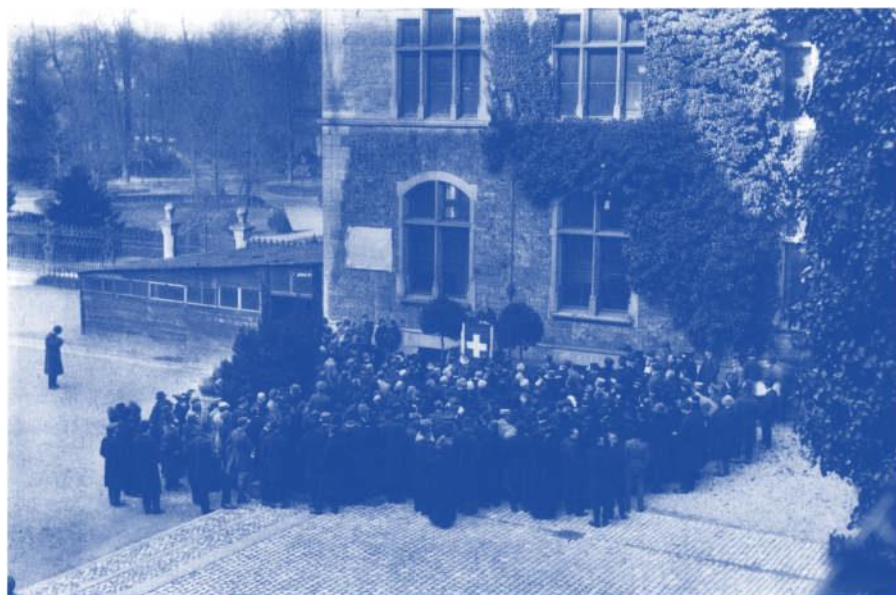
Am 19. Dezember behandelte der Stadtrat das Anliegen und ermächtigte die «Amicale des internés alliés» zur Anbringung einer entsprechenden Gedenktafel. Eine Kopie dieses Beschlusses wurde an das Departement des Innern in Bern weitergeleitet, das sich zuvor ebenso wie die Landesmuseumskommission und Architekt Gull mit der Anbringung einverstanden erklärt hatte.

Über den ausführenden Bildhauer ist nichts bekannt. Hingegen berichtete die «Neue Zürcher Zeitung» ausführlich über die Einweihung am Dienstag, dem 26. Februar 1918.³² Anwesend waren «konsularische Kreise, die Kantonsregierung und die Behörden der Stadt» sowie Vertreter des Militärs. Anstelle des verhinderten Botschafters von Frankreich, Jean-Baptiste-Paul Beau,³³ trat als erster Redner der französische Konsul Maxime Mongendre auf die «mit den schweizerischen und französischen Farben geschmückte, kleine Tribüne». Mongendre verknüpfte in seiner Rede den Dank für die herzliche Aufnahme der Evakuierten mit der humanitären Tradition der Schweiz: «[...] in diesen Werken kennt das Land keine Neutralität». Danach beschwor Pfarrer Cudendet als Präsident des «Comité suisse de rapatriement» die «Bande des Herzens», die nach dem Krieg auch Frankreich und die Schweiz stärker verbinden würden. Das Schlusswort sprach Stadtpräsident Hans Nägeli, der seinerseits die Hoffnung äusserte, «dass die freundschaftlichen und herzlichen Gefühle, welche die grosse französische Republik und ihre benachbarte schweizerische Schwesterdemokratie verbinden, fort dauern werden» und Frankreich willens sei, «die seit Jahrhunderten bestehenden guten Beziehungen zu der Schweiz zu erhalten und auszubauen», zur Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt.

Auffällig ist, wie die vorgeschlagene Inschrift für die ausgeführte Tafel verändert wurde: Nicht mehr die «Flüchtlinge aus den besetzten Gebieten», sondern «Evakuierte der Regionen aus dem Norden Frankreichs» passierten Zürich, und die Versehrten sind auf der fertigen Tafel nicht erwähnt. Und obschon die Tafel durch die Anwesenheit und die Reden der Repräsentanten Frankreichs eindeutig als französisch gekennzeichnet war, wurde die Aussage «en témoignage de la gratitude française» auf das neutralere «en témoignage de gratitude» gekürzt. Die euphemistische Sprache beugte allfälligen deutschen Empfindlichkeiten vor; noch war der Krieg nicht zu Ende.

Am 1. Juli 1922 fanden sich auch im französischen Bahnhof in Basel Delegierte der Regierungen Frankreichs, der Schweiz, der Stadt Basel sowie des französischen Roten Kreuzes und des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz zusammen. Die Inschrift der dort eingeweihten Marmortafel folgt derjenigen in Zürich: «192'000 évacués des régions occupées du nord de la

Einweihung der Gedenktafel für die französischen Evakuierten am 26. Februar 1918. (Schweizerisches Nationalmuseum, LM-DIG-17522)



France ont passé par Bâle d'octobre 1917 à octobre 1918 et ont été assistés et réconfortés par le comité suisse de rapatriement de Bâle et la population bâloise. Témoignage de gratitude.»³⁴ Am darauffolgenden 2. Juli³⁵ wurde schliesslich in Schaffhausen, dem ersten Anlaufort der Evakuierten, das monumentale «Franzosen-Denkmal» des Pariser Bildhauers Paul Landowsky eingeweiht. Es zeigt eine Krankenschwester, die sich um eine Frau und einen Knaben kümmert. Die Darstellung nimmt die im Basler Strassburger-Denkmal (1895 zum Gedenken an die Evakuierung von 1'400 Zivilisten 1871 aus dem belagerten Strassburg im Deutsch-Französischen Krieg errichtet) vorbildhaft gestaltete Idee von der humanitären Schweiz, die Verwundete heilt und beschützt, auf.

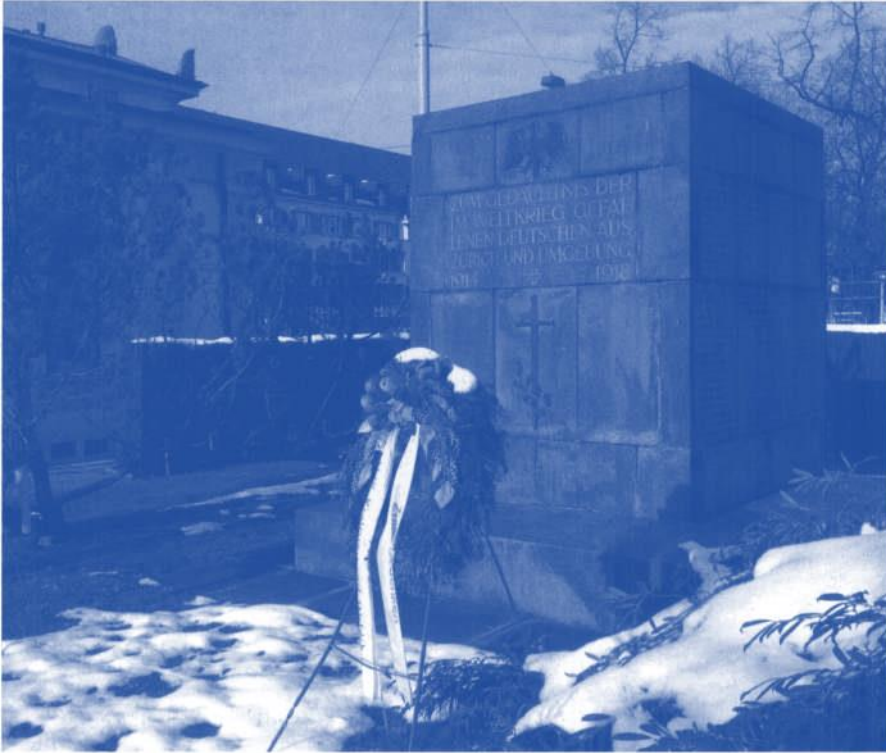
Das Deutsche Kriegerdenkmal (1929)

Am 26. Mai 1929 nahmen Hunderte auf dem Friedhof Sihlfeld an der Einweihung eines Gedenksteins «ZUM GEDÄCHTNIS DER IM WELTKRIEG GEFALLENEN DEUTSCHEN AUSZÜRICH UND UMGEBUNG 1914-1918» teil. Der heute als «Deutsches Kriegsgrab» geführte Stein enthielt ursprünglich 672 Namen von Deutschen, «die von Zürich und Umgebung ausgezogen waren, um dem Vaterlande zu dienen und nicht mehr in ihre zweite Heimat zurückzukehren».³⁶ In den folgenden Jahren wurden zudem sterbliche Überreste von in der Schweiz

verstorbenen deutschen Internierten am Fuss des Gedenksteins begraben. 1931 wurden diese Interniertengräber jedoch aufgelöst und nach dem zweiten Weltkrieg das Gedenken mit der neuen Inschrift «DEN OPFERN VON KRIEG UND GEWALTHERRSCHAFT 1939-1945» erweitert.

Die Geschichte des Gedenksteins hat eine deutsche, eine schweizerische und eine spezifisch zürcherische Seite. Ende Januar 1914 lebten 43'091 deutsche Staatsangehörige in der Stadt Zürich, das heisst sie machten 21,43 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Ende Dezember des gleichen Jahres war die Zahl der Deutschen auf 38'173 (19,45 Prozent der Gesamtbevölkerung) gesunken.³⁷ Der grösste Einbruch zeigt sich im August, als zahlreiche deutsche Männer einberufen wurden. Zurück blieben ihre Frauen und Kinder, deren Auskommen oft nicht mehr gesichert war. Neben kirchlichen und anderen Institutionen übernahm der 1856 gegründete «Deutscher Hilfsverein» die Fürsorge. Er sollte auch bei der Errichtung des Denkmals 1927 eine Rolle spielen.

Am 20. Juli 1927 stellte der deutsche Generalkonsul Friedrich (Fritz) Heilbron³⁸ dem Zürcher Stadtpräsidenten den Antrag um die Überlassung von Grund zur Errichtung «eines gemeinsamen Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen Deutschen aus Zürich und Umgebung». Die «deutschen Vereine Zürichs» waren zwischenzeitlich übereingekommen, die Stadt «um die gültige Überlassung des Platzes zu bitten, der links vom Eingang des Zentralfriedhofes liegt».³⁹



Das Denkmal für die aus Zürich stammenden gefallenen Deutschen («Deutsches Kriegsgrab») beim Haupteingang des Friedhofs Sihlfeld. Am jährlichen Volkstrauertag legen der deutsche Konsul in Zürich und Angehörige der deutschen Gemeinde Kränze ab. (16. Februar 2013, Foto: Regula Schmid)

Wenig bekannte Erinnerungsorte an den Weltkrieg: Die 1950 im Hof von Schloss Laufen am Rheinfluss angebrachte Gedenktafel und der «Hungerbrunnen» in Zürich-Wipkingen von 1918, der an die besonderen Umstände der Errichtung der Siedlung Nordstrasse erinnert. (Fotos Peter Niederhäuser 2013 und Martin Leonhard 2006)

Der Stadtrat stimmte am 7. September 1927 zu und ergänzte den Antragstext taktisch: «Nachdem schon 1910 dem französischen Generalkonsulate und der Société de bienfaisance in Zürich ein Platz im Friedhof Manegg zur Errichtung eines Denkmals für die 1870/71 und seither gefallenen Franzosen aus Zürich und Umgebung, und zwar unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden ist, dürfte dem vorliegenden Gesuche grundsätzlich ebenfalls zu entsprechen sein.»⁴⁰

Drei über den Einzelfall hinausweisende Punkte werden in dieser Argumentation sichtbar. Erstens waren Konkurrenz und Nachahmung wichtige Triebfedern für die Errichtung von Denkmälern, und sie prägten die Dynamik der nationalen «Denkmalbooms» wesentlich. Zweitens werden die einzelnen kriegerischen Ereignisse – hier der Deutsch-Französische Krieg und der Erste Weltkrieg – über die Denkmäler im öffentlichen Bewusstsein in einen historischen Zusammenhang gebracht. Und drittens verweist die Aussage auf ein wesentliches Merkmal der schweizerischen «Denkmaltopografie»: in der neutralen Schweiz stehen unzählige Denkmäler anderer Nationen, die an Personen erinnern, welche entweder aus der Schweiz in den Krieg zogen⁴ oder als Internierte in der Schweiz starben.

Die Schweiz war insofern an diesen Denkmälern beteiligt, als die Behörden den Platz dafür zur Verfügung stellten. Dies bedeutete über die behördliche Zustimmung hinaus eine indirekte finanzielle Unterstützung. Dagegen wurde im Fall des deutschen Kriegerdenkmals zwar prompt interveniert. Die Baudirektion wies die Beschwerde jedoch «mangels Zuständigkeit» zurück.⁴²

Hinter der Errichtung des Gedenksteins auf dem Friedhof Sihlfeld stand der «Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge». Die Entstehung seines Landesverbands in der Schweiz war wesentlich vom «Deutschen Hilfsverein Zürich» getragen worden. Dieser kümmerte sich in den Kriegsjahren um Angehörige der Soldaten in Zürich. Er bestand seit 1856 und war Vorort des «Verbands der deutschen Hilfsvereine in der Schweiz». Vorsitzender des am 1. Juli 1928 gegründeten Landesverbands Schweiz des «Volksbunds» war der erwähnte deutsche Generalkonsul Heilbron in Zürich.⁴³

Für sein Anliegen konnte Heilbron auf die Unterstützung des Präsidenten des «Deutschen Hilfsvereins»⁴⁴ zählen. Prof. Dr. Arnold Meyer (1861-1934) war von 1904 bis 1931 Professor für Neues Testament und Praktische Theologie an der Universität Zürich, 1910-1912 amtierte er als Rektor.⁴⁵ Am 26. Mai 1929 hielt Meyer als Vorsitzender des «Verbands der deutschen



Vereine der Schweiz» die Weiherede zum Denkmal.⁴⁶ Dabei erinnerte er an «die Grösse der rückhaltlosen Treue und ihren heldenmütigen Kampf im siegreichen Vorwärtsstürmen [...] während wir Lebenden oft matt wurden, unsere Pflicht zu erfüllen». Finanziert hatten das Denkmal die deutschen Vereine in Zürich sowie die Reichsregierung.

Die Einweihungsfeier reihte sich in eine Serie von Gedenkaktivitäten ein. Auch in Zürich fanden nach 1922 am Totensonntag im November und am Volkstrauertag in der ersten Jahreshälfte kirchliche Gedenkfeiern statt. Kurz nach der Einweihung im Mai war das Denkmal am 13. September 1929 erneut in eine grosse Feier eingebunden. Der Chemnitzer Lehrgesangsverein besuchte es mit 200 Sängern und sprach seinen Dank an die «für das Vaterland Gefallenen aus». Unter dem Motto «Helden und Sterben ist Männerlos, Leiden und Sterben ist ehrenwert, Leiden und Sterben für das Vaterland ist höchsten Ruhmes würdig» schworen die Anwesenden: «Wir wollen alle unsere Kraft einsetzen für Volk und Vaterland.» Die Niederlegung eines Lorbeerkranzes – eigentlich das Symbol des Siegs – bekräftigte die positive Deutung, die hier gesucht wurde. Die Rede hielt auch hier Arnold Meyer, er lobte die «vaterländische Treue», erinnerte daran, dass von 210'000 Deutschen in der Schweiz 30'000 in den Krieg gezogen wa-

ren, und rief zu Einigkeit auf: «Wir Deutschen haben es nötig, uns fürs Auslandsdeutschtum zusammenzuschliessen!»⁴⁷ Das Denkmal sollte in erster Linie den ansässigen Familien das private Gedenken ihrer fern der Heimat verstorbenen Angehörigen ermöglichen. Für die in den deutschen Vereinen organisierten Staatsbürger war es zudem Brennpunkt ihrer Integrationsbemühungen im Exil.

Der Stein verweist auf den bedeutenden Anteil, welche Deutsche an der Zürcher Geschichte seit spätestens dem 19. Jahrhundert hatten, und erinnert daran, dass es Tausende von Personen in Zürich und Umgebung gab, deren Angehörige im Krieg fielen oder verwundet zurückkehrten. Für einen wesentlichen Teil der Bevölkerung Zürichs bedeutete der Krieg so eine existenzielle Krise.

Geschichte, Gedenken, Vergessen und Erinnerung

In der Stadt und im Kanton Zürich wird das Erleben des Kriegs insgesamt durch das Forchdenkmal heraufbeschworen. Doch obschon dieses vergleichsweise ungewöhnlich an die Opfer des ganzen «Zürcher Volks» erinnert, spricht es wohl ausschliesslich die Schweizerin-

Brief von Leutnant André Ayçoberry, französischer Internierter und Präsident der «Amicale des internés alliés de Zürich», an den Zürcher Stadtpräsidenten. Zürich, 23. November 1917.⁴⁸

«Le s/ Lieutenant André Ayçoberry, interné français président de l'Amicale des Internés Alliés de Zürich, à Monsieur le Président du Stadtrat de Zürich.

De Novembre 1914 à Octobre 1917 des convois quotidiens d'évacués du Nord de La France et de la Belgique sont passés par Zürich. Leur misère était extrême, leur état digne de pitié. Dès les premiers passages des trains, il s'est formé un ,Comité Suisse de rapatriement) dont le Président fut Monsieur le Pasteur Cuendet et le vice président Monsieur Wixler, négociant à Zürich. Ils organisèrent avec le concours de nombreuses personnalités zürichoises et l'aide matérielle de personnes dévouées et organisme qui pendant 3 ans se prodigua à chaque passage de train, assistant les évacués et les réconfortant. Assistance aux enfants et aux vieillards, soins corporels, distributions de vêtements, repas chauds, recherches de disparus, rien ne fut oublié par les divers services dont l'œuvre admirable fait honneur à l'hospitalité traditionnelle suisse et en particulier à la ville de Zürich; car ce n'est pas seulement du comité, mais aussi de la population de Zürich qui n'ayant pas accès sur les quais faisait passer ce qu'elle pourrait se procurer, que se sont montrés de magnifiques exemples de charité.

L',Amicale des Internés Alliés de Zürich) a pensé que maintenant que les convois d'évacués passent par Bâle, un pareil acte ne devrait pas être oublié. Il constitue dans l'histoire de la Suisse pendant la guerre, un des plus beaux traits qui se soient manifestés pour le soulagement directé des victimes de la guerre et il a été au vœu de tous, surtout par la délicatesse de la forme sous laquelle il s'est exprimé.

Aussi l',Amicale des Internés Alliés de Zürich) désirerait elle accueillir favorablement par le Stadtrat de Zürich la demande suivante:

Elle désirerait obtenir l'autorisation d'apposer sur les murs du Kunstgewerbemuseum) près des baraques où précisément se trouvaient les services de secours, une plaque de marbre sur laquelle se trouveraient gravés ces mots: ,200'000 Réfugiés des pays occupés du Nord de la France et soldats français grands blessés revenant de captivité, sont passés par Zürich de Novembre 1914 à Octobre 1917. Ils ont été assistés et réconfortés par les soins du ,Comité suisse de rapatriement de Zürich) et par la population de Zürich. En témoignage de la gratitude française.)

N.B. Tous les renseignements sur la précision du chiffre ne m'ont pas encore été transmis par l'ambassade de France à Berne. Il doit atteindre près de 300'000.

Ce projet a déjà eu l'approbation du professeur Gull, architecte du Musée, qui ne voit aucun inconvénient dans la pose de cette plaque au point de vue décoratif et artistique.

D'autre part, cette manifestation qui volontairement a voulu prendre un caractère simple, a, comme vous pouvez vous en rendre compte par l'inscription de la plaque, le seul but de rendre hommage à un bel acte de charité, et de témoigner notre gratitude.

C'est ,l'Association Amicale des Internés Alliés de Zürich' qui en a pris l'initiative, car tous ses membres à leur arrivée en Suisse ont été ému de leur réception à Zürich, et par la suite, ils ont été les témoins de l'effort continu qui s'est répété tous les jours pendant trois ans. Je me tiens entièrement à votre disposition, pour vous fournir, de vive voix, tous renseignements complémentaires; dès que cette proposition sera acceptée, je vous prierai de me fixée [sic] la date à laquelle vous désirez que nous nous rendions avec M. le Prof. D. Gull, pour fixer l'emplacement où devra être scellée la plaque.

Je vous prie de croire, Monsieur le Président, à l'expression de mes sentiments les plus distingués.

A. Ayçoberry.»

nen und Schweizer an, welche während des Kriegs ihr «Vaterland» «beschützten». Das Fliegerdenkmal ist auch heute noch auf die Erinnerung im kleinen Kreis beschränkt, ist es doch innerhalb des Flugplatzes Dübendorf für zufällige Passanten nicht sichtbar. Die Tafel am Landesmuseum und der Gedenkstein für die getöteten Deutschen schliesslich erinnern an ausländische Gruppen, die vorübergehend oder dauerhaft einen wesentlichen Anteil an der Bevölkerung ausmachten und deren Schicksal in vielfältiger Weise dasjenige der Zürcherinnen und Zürcher berührte.

Während des Ersten Weltkriegs lebten die Bewohnerinnen und Bewohner Zürichs und der Schweiz tatsächlich auf einer «Friedensinsel». Dennoch erfuhren

auch sie in vielfältiger Weise den Krieg unmittelbar und in seinen internationalen Dimensionen.

Die Denkmäler wurden zum Zweck errichtet, das kriegsbedingte Schicksal von Tausenden von Personen aus dem In- und Ausland nicht dem Vergessen anheimzugeben. Auch Denkmäler werden zur Geschichte. Gehen sie jedoch vergessen, ist das Wissen um das Ereignis oder die Personen, an die sie erinnern sollen, gefährdet. Geschichte und Erinnerung, Denkmal und Geschehnis bedingen sich gegenseitig. Gedenkjahre bieten die Gelegenheit, Geschehenes in Erinnerung zu rufen und mit dem Denkmal Verständnis für die dahinterstehenden Ereignisse zu schaffen.

Anmerkungen

- 1 Ketting, Manfred: Nationale Weichenstellungen und Individualisierung der Erinnerung. Politischer Totenkult im Vergleich, in: Ketting, Manfred / Echternkamp, Jörg (Hg.): Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung, München 2013, S. 11-42.
- 2 Ketting, Manfred / Echternkamp, Jörg: Heroisierung und Opferstilisierung. Grundelemente des Gefallenengedenkens von 1813 bis heute, in: Dies. (Hg.): Gefallenengedenken (wie Anm. 1), S. 125-158.
- 3 Kreis, Georg: Zeitzeichen für die Ewigkeit. 300 Jahre schweizerische Denkmaltopografie, Zürich 2008; zu den nationalen Ausprägungen und der durchaus vorhandenen Einbettung in einen internationalen Kontext ebd., S. 188-190.
- 4 Ich bin einer Reihe von Personen und Institutionen zu Dank verpflichtet: Prof. Dr. Manfred Hettling hat sich mit mir lange über Gefallenendenkmäler unterhalten und mir die Quellen aus dem Archiv des Volksbunds vermittelt. Peter Paessler (Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V., Kassel) hat die einschlägigen Materialien herausgesucht. Prof. Dr. Rudolf Jaun, Prof. Dr. Georg Kreis und Hugo Maeder (Ortsgeschichtliche Dokumentationsstelle Dübendorf) haben mich mit weiterführenden Informationen versorgt, und die Mitarbeitenden der Bibliothek am Guisanplatz, der Fotosammlung des Schweizerischen Nationalmuseums, des Schweizerischen Sozialarchivs in Zürich (SSA), des Stadtarchivs Aarau, des Stadtarchivs Zürich und des Schweizerischen Bundesarchivs (BAR) in Bern lotsten mich durch ihre Bestände und beantworteten freundlichst meine Fragen.
- 5 Bruppacher, Jürg: Das kantonal-zürcherische Wehrmännerdenkmal auf der Forch, in: Küssnacht Jahressblätter (1977), S. 56-63.
- 6 Urteil des Preisgerichts, November 1921, zit. nach Bruppacher, Wehrmännerdenkmal (wie Anm. 5), S. 56.
- 7 Verordnung zum Schutze des Landschaftsbildes beim Wehrmännerdenkmal Forch, 20. 9.1951 (Nr. 702.411).
- 8 Kuhn, Konrad J. / Ziegler, Béatrice: Heimatfilme und Denkmäler für Grippetote. Geschichtskulturelle Reflexionen zur wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Ersten Weltkriegs in der Schweiz, in: Kühberger, Christoph / Pudlat, Andreas (Hg.): Vergangenheitsbewirtschaftung. Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft, Innsbruck 2012, S. 199-215; Kreis, Zeitzeichen (wie Anm. 3), S. 287 f.
- 9 Ich danke Silvio Kurmann, ChefSupport Flugbetrieb, Militärflugplatz Dübendorf, für seine Unterstützung bei der Beschaffung des Bildmaterials.
- 10 Renati, Anne-Marie: «Kunst bei der Luftwaffe» – Das Steinadler-Denkmal, in: Luftwaffenzeitung 13 (1999), S. 30.
- 11 <http://www.lw.admin.ch/internet/luft-waffe/-de/home/themen/history/pionier.html> (Version vom 24. 6.2013). Vgl. die Liste der ersten Militärflugzeuge in einer Dokumentation der Luftwaffe, http://www.lw.admin.ch/internet/luftwaffe/-de/home/dokumentation/assets/aircraft_parsys.79030.downloadList.93005.DownloadFile.tmp/milkennungen.pdf (Version vom 24. 6.2013). In literarischer Schilderung z.B. Walter, Otto: Bider der Flieger. Ein Buch der Erinnerungen, Olten 1938, S. 101.
- 12 Vgl. die Dokumentation von Walter Dürig zur Entstehung des Flugplatzes Dübendorf, http://www.lw.admin.ch/internet/luftwaffe/-de/home/themen/history/pionier/duebendorf_parsys.76573.downloadList.74903.DownloadFile.tmp/dokumentationflpueben-dorf.pdf (Version vom 9.9.2010).
- 13 Renati, Anne-Marie: Theodor Real (1881-1971) (Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik 67), Meilen 1998, S. 9-27, Zitat S. 21.
- 14 Brotschi, Peter: Gebrochene Flügel. Alle Flugunfälle der Schweizer Luftwaffe, 5. Aufl., Zürich 2009, S. 15 f.
- 15 Cornaz, Philippe: Marcel Lugin (22.6.1891-24. 6.1915), in: L'aviation vaudoise, Le Mont sur Lausanne 1997, S. 40-45.
- 16 La Patrie Suisse. Journal Illustré 23/596 (1916), <http://www.notrehistoire.ch/article/view/492/> (Version vom 2.7.2013). Vgl. auch die dem Flieger als Erinnerungsblatt gewidmete Ausgabe von L'ami du foyer 5/août (1916) (BAR, J1.339-01, Schachtel 2004/486_BD: 4; Mappe 03-03: «Diverse Un-

- terlagen. Darin u. a.: Korrespondenz Reals, 1914-1921»).
- 17 6.8.1893-11.10.1963. Freundliche Auskunft von Dr. Martin Pestalozzi, Stadtarchiv Aarau.
- 18 Die Inschriften lauten: «Der Aargau seinen Soldaten, 1914-18 und 1939-45» sowie «Den schützt die Freiheit nur, der sie beschützt». Leimgruber, Yvonne: [Dokumentation] Gedenkstätten (Denkmäler, Grenzbefestigungsanlagen) und Museen zum 1. Weltkrieg in der Schweiz. Zentrum Politische Bildung und Geschichtsdidaktik, Pädagogische Hochschule FHNW, Schweiz, S. 3, http://www.europe14-18.eu/fr/telechargements/axe3_musees_sites/suisse/01-09-Axe_3_suisse.pdf.
- 19 BAR, J1.339-01, Schachtel 2004/486_BD: 4: «Erinnerungsschrift Reals für seine Kameraden anlässlich des 25. Jahrestages der Gründung der Fliegerabteilung, 1938-1939», S. 72.
- 20 Neue Zürcher Zeitung, 24.7.1916, S. 3.
- 21 Einweihung des Flieger-Denkmal auf dem eidgenössischen Flugplatz Dübendorf, 23. Juli 1916, Weihegebet und Ansprachen, Uster 1916. (BAR, J1.339-01, Schachtel 2004/486_BD: 4, Mappe 03-03: «Diverse Unterlagen. Darin u. a.: Korrespondenz Reals, 1914-1921.»)
- 22 Ami du Foyer (wie Anm. 16). Die Ausgabe befindet sich im Nachlass Real. Zur Bedeutung von Winkelrieds Opfertod für die Gemeinschaft vgl. Kreis, Zeitzeichen (wie Anm. 3), S. 281, zu den Winkelried-Denkmalern ebd., S. 33-42.
- 23 Schweizerisches Nationalmuseum, Inv.-Nr. LM-143954, Höhe 100 cm, Breite 150 cm, Marmor.
- 24 Zu den Internierungen von Geiseln in Rastatt: <http://www.wegedererinnerung-nordfrankreich.com/die-hintergruende-verstehen/das-departement-nord-und-das-kohlebecken-waehrend-der-besatzungszeit/zwangsarbeit-geiseln-und-deportation.html> (Version vom 30.6.2013).
- 25 D'Alix, Andrée: Le rapatriement. Etude sur le rapatriement et ses œuvres de secours, Paris 1919, S. 51.
- 26 D'Alix, Le rapatriement (wie Anm. 25); Chaptal de Chanteloup, Léonie: Rapatriés, 1915-1918, Paris 1919; Roger, Noëlle: Le passage des évacués à travers la Suisse, Paris o.J. [1916]; Roger, Noëlle: Was ich gesehen habe. Mit den Evakuierten von Schaffhausen bis Genf, übersetzt von Friedrich Maibach, mit einer historischen Einleitung von Eugène Pittard, Neuenburg o.J. [1916]. Noëlle Roger war eine Genfer Rotkreuz-Krankenschwester, die auch an Kriegsschauplätzen tätig war.
- 27 William Cuendet (1886-1958) war 1911-1924 Pfarrer der Eglise Française. Vgl. Minder, Nicole, William Cuendet, in: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D27705.php>. Er war, zusammen mit seiner Frau Andrée Mercier, «commissaire fédéral pour les internés recueillis en Suisse». BCU Lausanne, Centenaire du Palais de Rumine, <http://dbservi-bcu.unil.ch/persovd/detailaut-cent.php?Cent=i6&Num=1581> (Version vom 3.7.2013). Vgl. Cuendet, William: Le passage des rapatriés français à Zurich, Basel 1915.
- 28 Zum Beispiel: The Country of Good Works. Switzerland's Part in the War. Helping the Helpless, in: The Times, Nr. 41561, 20.8.1917, S. 5.
- 29 Schweizerisches Nationalmuseum, LM 101603, Fotoalbum 1916. Einzelne Bilder daraus publiziert in: Documents sur la guerre européenne. Le passage des rapatriés français à Zurich. Edition de Mars / Journal hebdomadaire illustré / Nouvelle librairie littéraire, Basel 1918. Freundliche Auskunft von Andrea Kunz, Landesmuseum Zürich, Bildarchiv.
- 30 André Ayçoberry war Leutnant des Infanterieregiments 44. Er ist im Juni 1917 als «prisonnier interné» in Trier aufgeführt. Vgl. Gazette des Ardennes. Journal des pays occupés, 5. 6.1917, S. 342, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/feldztgagarden1917/0342>. Vgl. den Artikel von Roland Gysin in diesem Band.
- 31 Das Kunstgewerbemuseum befand sich 1895-1933 im Ostflügel des 1898 fertiggestellten Landesmuseums.
- 32 Neue Zürcher Zeitung, 27.2.1918, 1. Mo.-Bl., S. 3.
- 33 Monnier, Victor: Beau, Jean-Baptiste-Paul [1857-1926], in: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D28505.php>.
- 34 La reconnaissance française envers la Suisse, in: Revue internationale de la Croix Rouge et Bulletin international des Sociétés de la Croix Rouge 4/43 (1922), S. 547-
- 35 Der Bericht in Revue internationale de la Croix Rouge (wie Anm. 34) erwähnt dieses Datum, während eine Liste des Staatsarchivs Schaffhausen fälschlich den 2. Februar 1922 nennt. Vgl. http://www.stadtarchiv-schaffhausen.ch/schaffhausen-geschichte/denkmal/#_Toc7315915.
- 36 Bibliothek Volksbund (Kassel), B.17-1 LV Schweiz (1926 bis 1945), Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge: Volksbundarbeit in der Schweiz [1930], S. 12.
- 37 Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich, 10. und 11. Jg., 1914 und 1915, zum Teil auch 1916, hg. vom Statistischen Amt der Stadt Zürich, Zürich 1917.
- 38 Friedrich Heilbron (1872-1954) war 1926-1931 Generalkonsul in Zürich. Vgl. http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/0000/adr/adrlh/kapi_1/para2_142.html.
- 39 Stadtarchiv Zürich, Schachtel V.L. 94, Dossier Denkmäler, Inschriften, Erinnerungstafeln. 3.3. Denkmäler und Gedenktafeln über bestimmte Personengruppen. Denkmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Deutschen aus Zürich und Umgebung, Zentralfriedhof.
- 40 Protokoll des Stadtrates von Zürich vom Jahre 1927, Sitzung vom Mittwoch, den 7. September, Nr. 1476. Das Denkmal wurde am 17. März 1872 auf dem Katholischen Friedhof Wiedikon aufgestellt und 1910 auf den Friedhof Manegg überführt. Vgl. Hundert Jahre. Bilder aus der Geschichte der Stadt Zürich in der Zeit von 1814-1914, Bd. 2, Zürich 1915, S. 61.
- 41 Kreis, Zeitzeichen (wie Anm. 3), S. 287.
- 42 Staatsarchiv des Kantons Zürich, Z 19.38 (<http://suche.staatsarchiv.djktzh.ch/detail.aspx?ID=69137>).
- 43 Bibliothek Volksbund, B.17-1 LV Schweiz (1926 bis 1945), Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge: Volksbundarbeit in der Schweiz [1930], 16 S.
- 44 Vgl. Meyer, Arnold: Der deutsche Hilfsverein zu Zürich und seine Arbeit in der gegenwärtigen Kriegsnot, Zürich 1914.
- 45 Kellenberger, Edgar: Meyer, Arnold, in: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10754.php>.
- 46 Kriegsgräberfürsorge 10 (1929), S. 153 f. Vgl. SSA, K492, 1929, 65. Jahresbericht des Verbandes der Deutschen Hilfsvereine in der Schweiz für 1929, Vorort Zürich, S. 11.
- 47 Kriegsgräberfürsorge 7 (1930), S. 112 f.
- 48 Stadtarchiv Zürich, V.L. 94, Dossier Denkmäler, Inschriften, Erinnerungstafeln. 3.3. Denkmäler und Gedenktafeln über bestimmte Personengruppen.

Autorinnen und Autoren

NICOLE BILLETER, Dr. phil., ist freischaffende Historikerin und Familienforscherin. Sie schreibt neben Fachbüchern auch historische Romane und bietet Stadtführungen an.

THOMAS BUOMBERGER, Dr. phil., ist Historiker. Er arbeitete lange beim Schweizer Fernsehen, drehte historische Dokumentarfilme und schrieb mehrere Bücher. Er leitet gegenwärtig ein Ausstellungs- und Buchprojekt zum Ersten Weltkrieg.

RENATO ESSEIVA ist Historiker, war als Lehrer für Geschichte, Gesellschaftskunde und Französisch an der Kantonsschule Rychenberg in Winterthur tätig und leitete als ehrenamtlicher Konservator die Winterthurer Museen Lindengut und Mörsburg.

HANS RUDOLF FÜHRER, PD Dr. phil., war bis zum Sommersemester 2006 Dozent für Militärgeschichte MILAK/ETHZ und Privatdozent an der Universität Zürich. Er ist Reiseleiter der Gesellschaft militärhistorischer Studienreisen (GMS) und Verfasser verschiedener Bücher und didaktischer Unterlagen (Militärgeschichte zum Anfassen).

ADRIAN GERBER ist SNF-Stipendiat am Seminar für Filmwissenschaft der Universität Zürich und arbeitet an einem Dissertationsprojekt zur Filmrezeption in der Schweiz während des Ersten Weltkriegs.

ROLAND GYSIN, Historiker und Journalist, ist Redaktionsleiter des Konsumentenmagazins «Saldo» in Zürich.

ERIKA HEBEISEN, Dr. phil., ist Historikerin und Kuratorin am Schweizerischen Nationalmuseum, Publikationen hauptsächlich im Bereich Schweizer Geschichte sowie Religions-, Geschlechter- und Militärgeschichte.

RAHEL HERBER ist Historikerin. Für die Denkmalpflege der Stadt Zürich arbeitet sie an einem Entwicklungskonzept für Kleinhaussiedlungen.

JOCHEN HESSE, Dr. phil., ist Kunsthistoriker und Leiter der Graphischen Sammlung und des Fotoarchivs der Zentralbibliothek Zürich. Publikationen hauptsächlich in den Bereichen Schweizer Kunst, Druckgraphik, Eisenplastik und Fassadenmalerei.

KARIN HUSER, Dr. phil., ist Historikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Staatsarchiv des Kantons Zürich. Autorin verschiedener Publikationen zur Geschichte der Juden, der Arbeiter und der russisch-schweizerischen Beziehungen.

RUDOLF JAUN, Prof. Dr. phil., war hauptamtlicher Dozent für Militärgeschichte an der MILAK/ETH. An der Universität Zürich lehrt und forscht er zur Sozial- und Militärgeschichte der Schweizer Armee.

ADRIAN KNOEPFLI war lange als Wirtschaftsjournalist tätig und arbeitet als Wirtschaftshistoriker in Zürich. Er forscht und publiziert hauptsächlich im Bereich Unternehmens-, Orts- und Stadtgeschichten.

EVA MAEDER NIEDERHÄUSER, Dr. phil., ist Osteuropahistorikerin und Mittelschullehrerin. Verschiedene Publikationen zur Geschichte der Altgläubigen in Russland, zu (Kriegs-)Erinnerungen sowie zur russisch-schweizerischen Auswanderungsgeschichte.

CARLO MOOS, Prof. Dr. phil., ist emeritierter Professor für Neuere Allgemeine und Schweizer Geschichte in Zürich. Er hat zum italienischen Risorgimento und Faschismus sowie zu verschiedenen Themen der Schweizer Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert geforscht und publiziert.

THOMAS NEUKOM ist Historiker und Archivar. Er hat verschiedentlich zur Geschichte des Rafzerfeldes publiziert und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Staatsarchiv des Kantons Zürich.

PETER NIEDERHÄUSER ist freischaffender Historiker in Winterthur und arbeitet bei Ausstellungsprojekten mit. Er forscht und publiziert zu Adel und Habsburg, zu Stadt- und Ortsgeschichten sowie zur Industrie- und Architekturgeschichte.

REGULA SCHMID KEELING, PD Dr. phil., ist Mittelalterhistorikerin und lehrt als Assoziierte Professorin für Geschichte des Mittelalters an der Universität Freiburg i. Üe. sowie als Dozentin an der Universität Bern. Schwerpunkte ihrer Forschung sind die vergleichende Geschichte politischer Kulturen sowie Geschichtsschreibung und Erinnerungshandeln.

TOBIAS STRAUMANN, PD Dr. phil., ist Wirtschaftshistoriker und Privatdozent an der Universität Zürich. Seine Spezialgebiete sind die europäische Finanz- und Währungsgeschichte und die Geschichte von Schweizer Unternehmen.

HEIDI WITZIG, Dr. phil., ist Historikerin mit Schwerpunkt Frauen- und Alltagsgeschichte sowie Verfasserin verschiedener Bücher zu diesen Themen. Sie engagiert sich im Vorstand des Frauenhauses Winterthur und in der «grossmütterRevolution».

Das Kriegsende ist in Sicht! Bulletin der Neuen Zürcher Zeitung vom 8. November 1918. (Staatsarchiv des Kantons Zürich M 1f.3)

Neue Zürcher Zeitung Bulletin

Freitag, den 8. November 1918, abends 7 Uhr.

Die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Deutschland und der Entente.

Paris, 8. Nov. ab. Die deutschen Bevollmächtigten für den Abschluß eines Waffenstillstandes teilten dem Reichskanzler und dem Oberkommando über die militärischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande mit: „Die Bevollmächtigten haben am Freitag morgen im Hauptquartier der Verbündeten die Waffenstillstandsbedingungen erhalten und die Aufforderung, sie innerhalb 72 Stunden anzunehmen oder zurückzuweisen.

Der Termin läuft Montag morgen 11 Uhr (französische Zeit) ab. Der deutsche Vorschlag, der auf den sofortigen Abschluß einer Waffenruhe ausging, ist von Marschall Foch zurückgewiesen worden. Ein deutscher Kurier, der den Text der Waffenstillstandsbedingungen mitbringt, wird nach Spa geschickt. Es gibt keine andere praktische Verbindungsmöglichkeit. Ersuche um Empfangsbescheinigung und raschest mögliche Uebermittlung Ihrer letzten Instruktionen. Die Entsendung neuer Belegter ist für den Augenblick nicht notwendig.“ Gen. Erzberger.

Die Thronfrage in Deutschland.

Berlin, 8. Nov. (Wolff.) Der Kaiser, der vom Reichskanzler über die gesamte Lage genau unterrichtet ist, bat den Prinzen Max von Baden, einzuweilen die Geschäfte als Reichskanzler weiterzuführen, bis der endgültige Beschluß des Kaisers erfolgt. Dieser ist in Kürze zu erwarten.